



Paul M. Röper

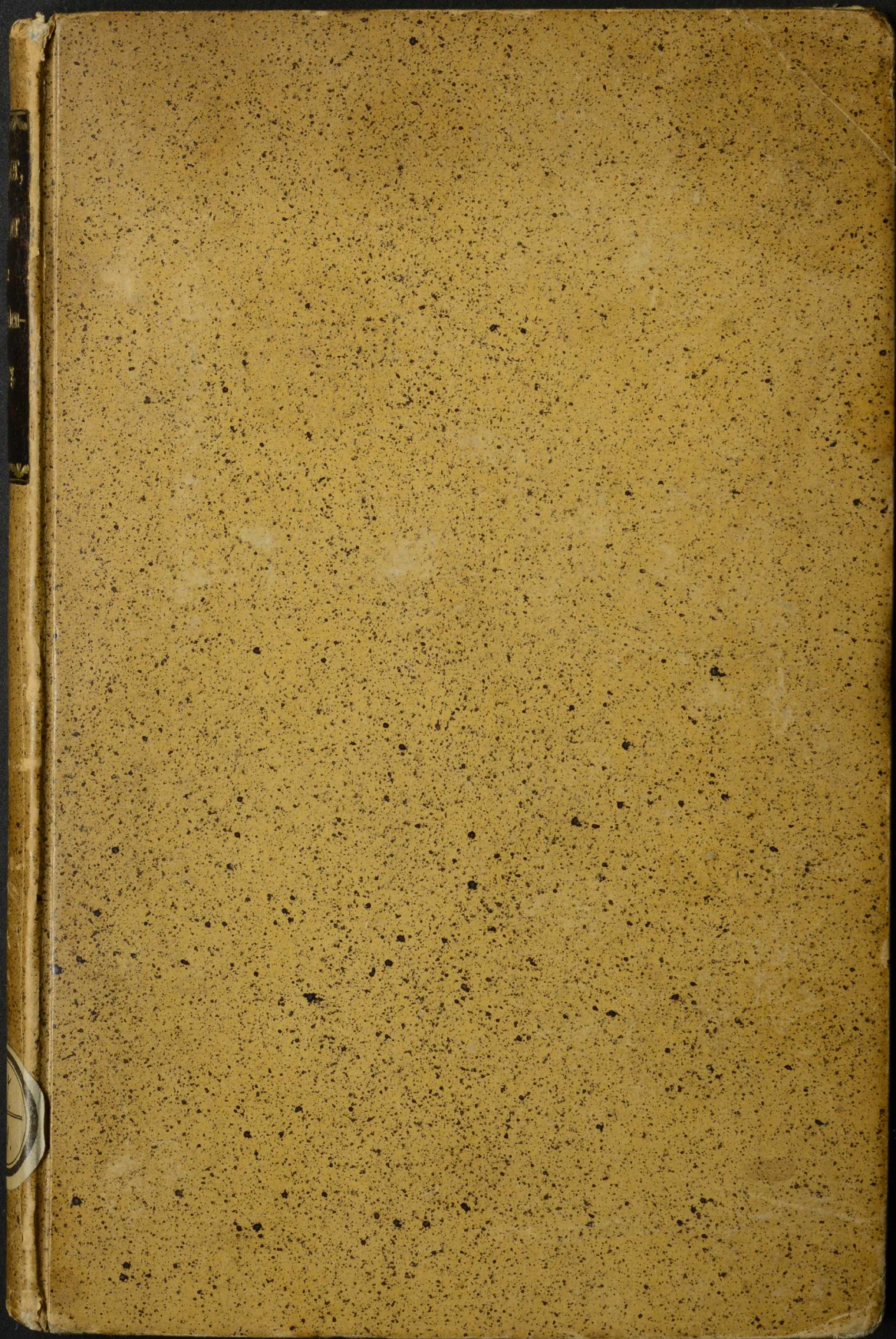
Bilder aus Mecklenburgs Vor- und Jetztzeit

Wien: Faesy: Frick, 1875

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn750528443>

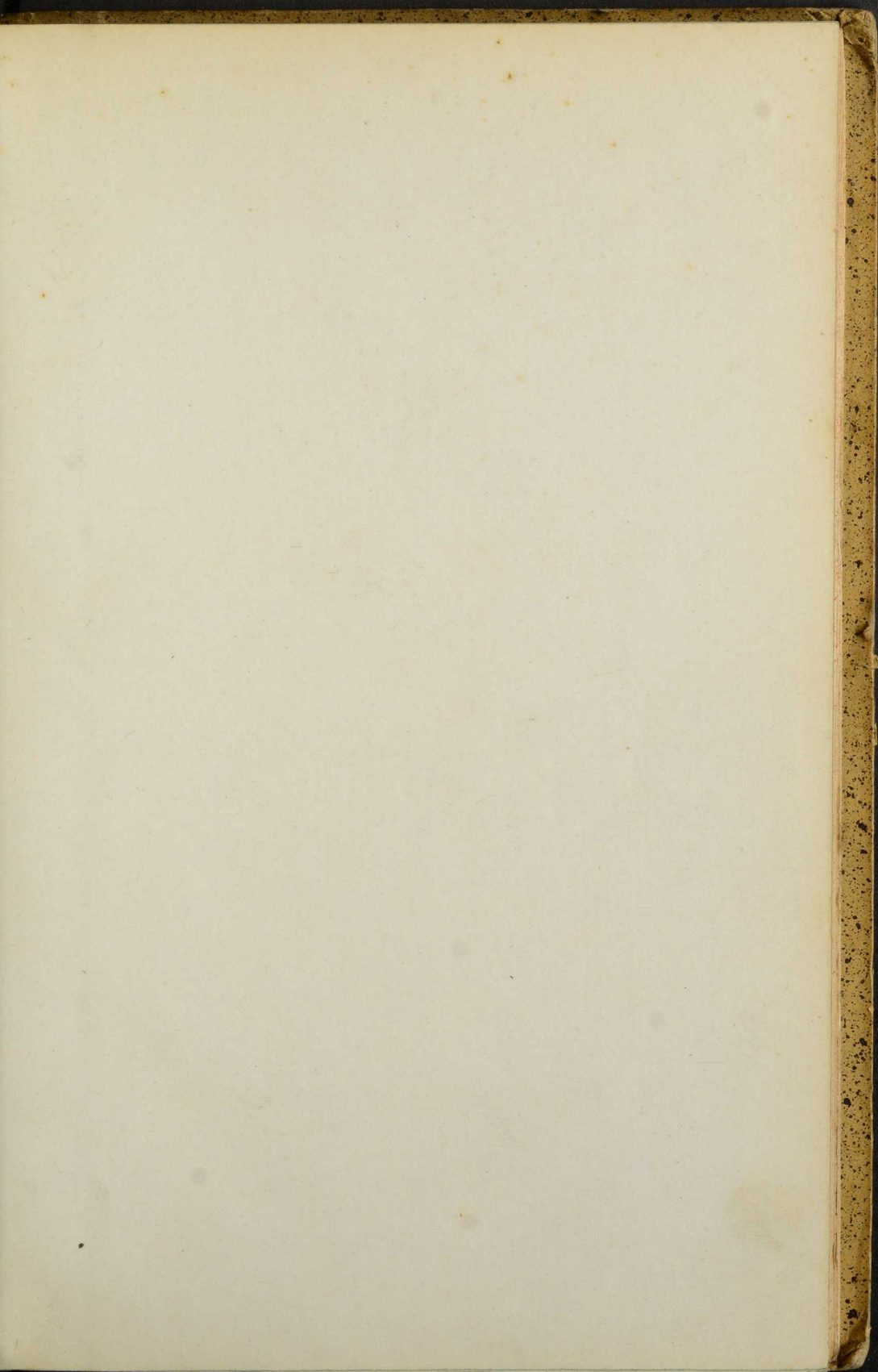
Abstract: Enth. einige geschichtl. Skizzen, sonst meist Zustandsschilderungen, Berufstypen

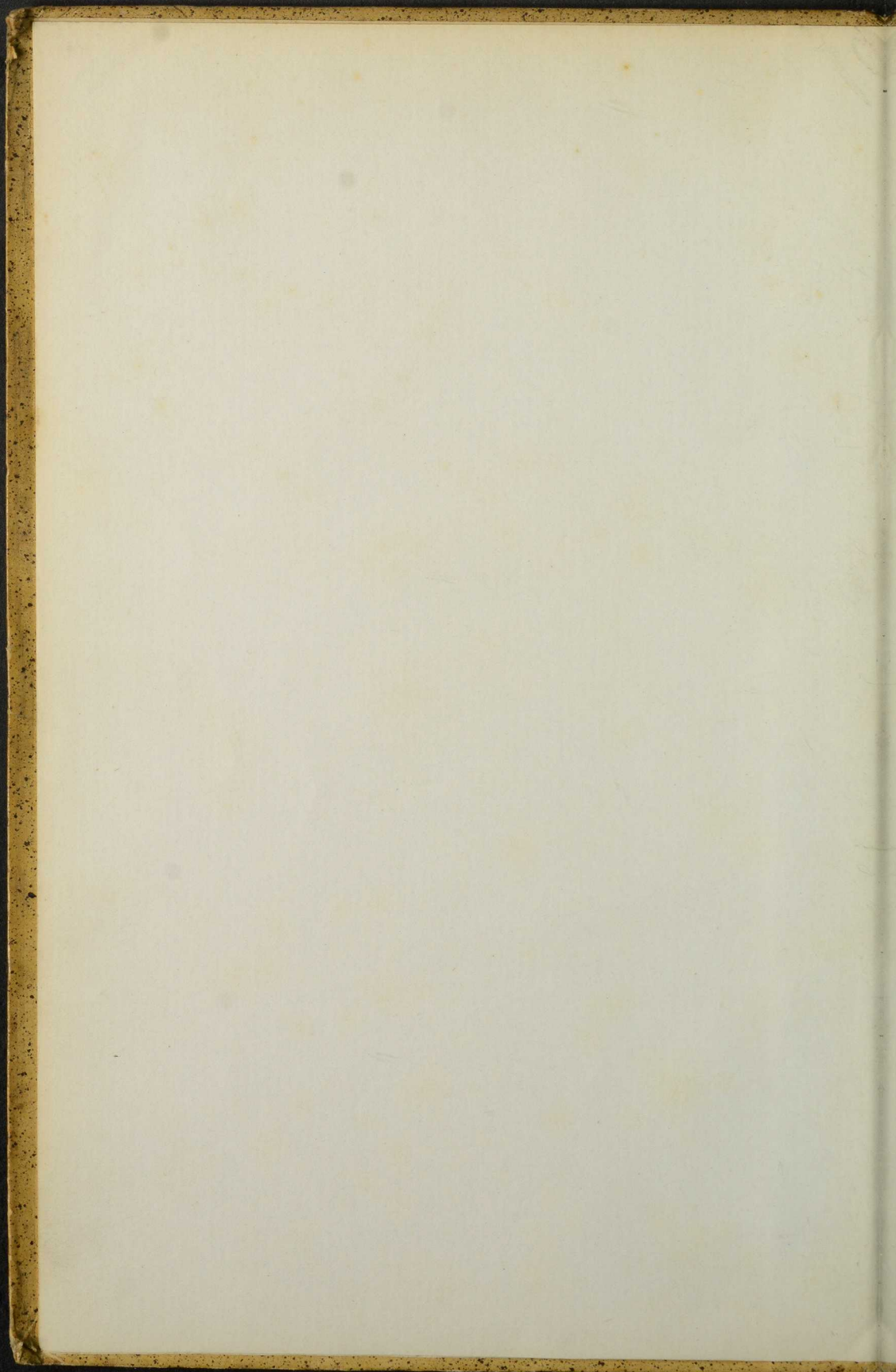
Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



~~M. 3332.~~

V. 51.





57
1177⁶
BILDER

AUS

MECKLENBURGS VOR- UND JETZTZEIT

VON

PAUL M. RÖPER.



WIEN, 1875.

VERLAG VON FAESY & FRICK

KAIS. KÖNIGL. HOFBUCHHANDLUNG

22 GRABEN 22.

Bei Faesy & Frick, k. k. Hofbuchhandlung in Wien,
ist früher von demselben Verfasser erschienen:

LANDWIRTSCHAFTLICHE STUDIEN.

11 Bogen. gr. 8^o. 3 fl. = 6 Mark.

Das „Landwirthschaftliche Wochenblatt des Pester Lloyd“ schreibt darüber:

„Der Verfasser führt uns landwirthschaftlich - ethnographische Bilder aus Egypten, Indien, Mecklenburg und Tirol wie in einem bunten Kaleidoskop vor und weiss das Interesse des Lesers durch seine höchst anziehende, geistreiche, oft dramatische Schreibweise vom Anfang bis zu Ende gleich sehr zu fesseln. Es ist dies, wenn uns der Ausdruck gestattet ist, ein Stück „landwirthschaftlicher Belletristik“ der anziehendsten Form, welches wir auch dem nicht landwirthschaftlichen Publicum bestens empfehlen.“

BILDER

AUS

MECKLENBURGS VOR- UND JETZTZEIT

VON

PAUL M. RÖPER



WIEN, 1875.

VERLAG VON FAESY & FRICK

KAIS. KÖNIGL. HOFBUCHHANDLUNG

22 GRABEN 22.



VORWORT.

Wenn der Verfasser dem freundlichen Leser im Nachfolgenden Menschen- und Thierleben der Vor- und Jetztzeit vorführt, so ist dies Leben allerdings dem mecklenburgischen Leben speciell entnommen, hat aber nichtsdestoweniger für ganz Nord-Deutschland, abgesehen von einigen specifischen Beziehungen, Lebenswahrheit und somit Bedeutung.

Wenn der Verfasser das Buch „Bilder aus Mecklenburg“ nannte, so geschah es nicht allein aus dem Grunde, weil Mecklenburg ein integrierender Theil Nord-Deutschlands ist, sondern auch desswegen, weil er mit grosser Liebe an seinem Heimathlande hängt.

Mehr als tausend Jahre sind vorübergerauscht, seitdem wir die ersten Mittheilungen über unsere Vorfahren erhielten.

Völker haben gewechselt mit ihren Wohnsitzen, Sprachen entstanden und verschwanden — aber wie vor tausend Jahren, so rauscht und wogt noch heute das urewige Meer, und wie vor tausend Jahren, so dämmert's aus den Eichenwipfeln hernieder, wie Heldensang und Märchenklage.

Aber die eisenfesten, knorrigten Eichen, die Buchen mit ihrem Frühlingsgrün, die lieblichen Birken und die ernsten Tannen, die Moose und die Farne, die Sternblume und die Weidenblüthe, sie überschatten oder schmücken jetzt nicht mehr das Haus des Pfahlbauers, des Slaven und des Sachsen.

Die Bären, die Wölfe, die Elenn- und Rennthiere, die gewaltigen Hirsche, die unsere Vorfahren mit Spiess und Bogen und Pfeil jagten, sind längst verschwunden.

Die Rinnen, in denen das Blut der den Göttern geopfertem Sklaven oder Kriegsgefangenen floss, sind längst vertrocknet, und Moos ist über die Stelle gewachsen, wo das Blut hingeschlachteter Mitmenschen rann.

Nur hie und da finden sich die Ueberreste vergangener Kriegergeschlechter, und nur uralte Eichen vermöchten uns Epigonen von der Liebe und dem Hasse, den Gedanken und Thaten, den Jagden und Kriegen unserer Vorfahren zu erzählen.

Die Wälder sind abgeschlagen, die Sümpfe trockengelegt — eine segensreiche Cultur, von verständnissreichen Händen geleitet, hat Mecklenburg zu einem der blühendsten Länder Europas gemacht.

Und wo in alten Zeiten meilenlange Wälder und Moräste die Fläche deckten, da liegen jetzt friedlich heimische Bauerdörfer und Rittergüter.

Auf dem neugerodeten Waldgrunde glüht und leuchtet das hellrothe Licht auf der Buchweizenblüthe; der Raps zeigt stolz seine gelben Blüthen da, wo einst der Schelch hauste, und schwere Weizenähren nicken sanft bewegt, wenn am Sonntagmorgen die Kirchenglocke zur Andacht mahnt.

Und wie die Kirchenglocke, von Menschenhand geläutet, zum Gebet ruft, so läutet's auch draussen in Gottes freier Natur zur Andacht, zum Gebete zum Allerhöchsten. — Die Vögel singen's von den Bäumen, die Sonne glitzert's auf dem bunten Panzer des Käfers, und die Woge murmelt's: „Tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag, mein Gott.“

Villa Hullerbusch i. M., im Juni.

INHALT.

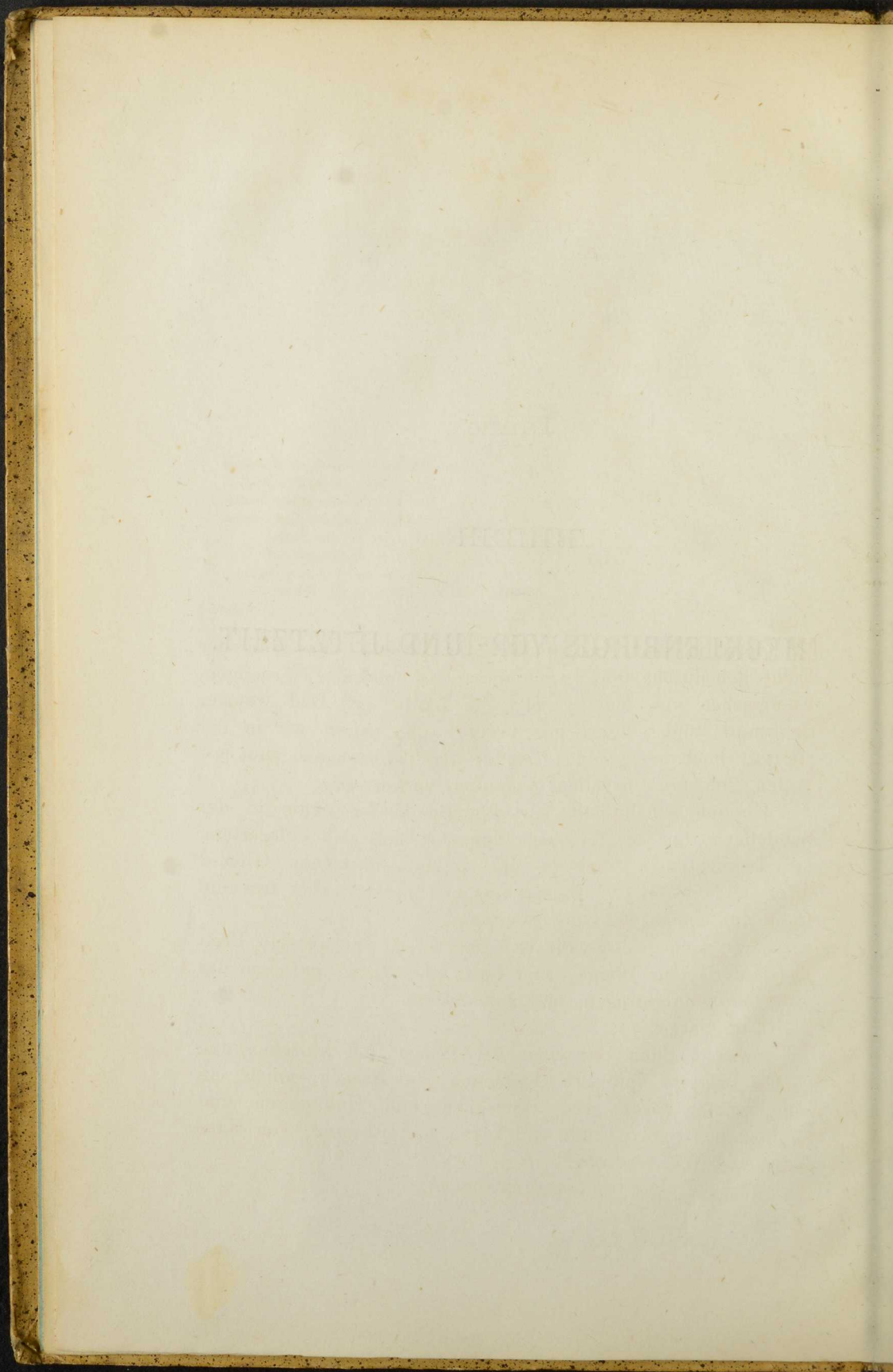
	Seite
Tanne	1
Birke	2
Linde	3
Eiche	4
Bärenjagd	5
Vor dreihundert Jahren in Mecklenburg:	
I. Sauhatz	7
II. Turnier	14
III. Hexenprocess	21
Erstürmung Neu-Brandenburgs	28
Eine Episode aus dem Jahre 1806	35
Skizzen aus Boltenhagen:	
I. Abreise und Ankunft	38
II. Abend am Meer	40
III. Morgen	41
IV. Kegeclub	42
V. Thé dansant	44
VI. Auf nach Brook	46
VII. Seefahrt	47
VIII. Leb' wohl, liebes Meer	50
Dorfschulmeister	51
Pastor	56
Landmann	60
Kaufmann	65
Förster	68
Jagdgeschichte	71
Tagelöhner	73
Fuchs	78
Dachs	82
Edelmarder	85
Igel	88
Maulwurf	94

	Seite
Taubenfalke	97
Rabe und Krähe	99
Eule	104
Pferd	107
Esel	114
Ziege	116
Schaf	119
Schwein	121
Kuh	123
Katze	126
Hund	130
Tauben	145
Huhn	147
Puter	152
Pfau und Perlhuhn	153
Gans	155
Ente	159
Steissfuss	162
Rebhuhn	164
Hirsch	169
Reh	174
Hase	178
Eichhörnchen	182
Hausmaus	187
Reiher	191
Storch	194
Schwarzer Storch	198
Nachtigall	201
Schwalbe	203
Lerche	207
Sperling	209
Kuckuck	214
Zaunkönig	217
Hecht und Häring	219
Mücke, Fliege, Floh	222
Kohlweissling	227
Maikäfer	229
Ringelnatter	231
Wasserfrosch	233

BILDER

aus

MECKLENBURGS VOR- UND JETZTZEIT.



Tanne.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn fröstelt, mit kalter Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee —
Er denkt an eine Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und trauernd stehet
Auf brennender Felsenwand.

Heine.

Zeigt in der Physiognomie der Pflanzen das Bild der Eiche den durchgeführten Gedanken des Schroffen, Trotzigen, Energischen und Edlen; zeigt die Linde das Bild weicher Sanftmuth und mütterlicher Treue — so sehen wir in der starren, hoch herragenden Gestalt der Tanne einen ahnungsvollen, schwermuthsvollen Gedanken verkörpert.

Freilich kriecht die verkrüppelte Kiefer dahin in der Sandebene, und die Laatsche klammert sich an's Felsgestein, die Lerchentanne überragt die dichtgeschlossenen Glieder ihrer Artgenossen, die Fichte umzäunt Hecken, aber frei und frank auf Höhen steht die Edeltanne.

Und wenn sie gefällt ist, da liefert das gesägte Brett das Material zur Wiege, zum Bett, zum Tisch, auf dem das Mittagsbrot aufgetragen, und zum Sarge.

Zum Sarge!

Zwischen den Brettchen der Wiege und zwischen den „sechs Brettern und zwei Brettchen“ des Sarges, welch' ein unbegrenzter Strom von Wünschen und Hoffnungen und Gedanken, welche Fluth von Liebe und Ehrgeiz, von Habsucht und Wissensdrang!

Sechs Bretter und zwei Brettchen.

Rauschend und brausend überstürzt sich die Brandung am Fusse der Düne, auf der die alte Tanne steht — und dann wieder verrollt sie leise, glockentönend — ein Hauch aus Süden.

Die Stürme brausen um den Wipfel der Tanne, und die Wellen rauschen dort unten und zerschmettern an der Düne das Schiff, dass die Mannschaft, wie sie auch mit den Wogen ringt, ertrinken muss.

Leise zieht nach schwerem Sturme ein Hauch von Süden.

Birke.

Wenn die Birke immerhin für pädagogische Zwecke ein gutes Material liefern mag, und wenn wir uns freuen, am Pfingst-morgen die grünenden Zweige, unsere Zimmer schmückend, zu erblicken, wenn sie fast die erste Verkündigung des Frühlings im blätterlosen Walde ist — so muss man sich darüber ärgern, wie dieser schöne Baum mitunter von Dichterlingen, oder besser gesagt Hanswürsten, behandelt wird; wie z. B.: „Unter der Birke schlummert ein Türke.“

Weich, süß athmend, duftig zieht der Abendwind über die Haide, die Baumlerche singt ihr letztes Liedchen und die Töne verhallen leise in den wispernden Blättern der einsamen Birke.

Ein letzter Abendsonnenstrahl zittert über die hellrothen Haideblüthen, über die wispernden Birkenblätter und über die hochgetürmten Steine, die bemoost längst dort liegen.

Und wie's eine Welle der andern erzählt, und wie's der Schmetterling von Blume zu Blume trägt, und wie sich's der Windhauch mit den Blättern erzählt, so liegt es ahnungsdämmernd, märchenhaft, sagschwer über den bemoosten Steinen; die überschattet sind von der Birke.

Hochgewölbt steigt ihr Bau empor gleich einer Kuppel, und sanft verneigend sinken wieder von oben die Zweige in weichen Windungen.

Sie weiss es, was es bedeutet, sie, Brunhild, im weissen Jungfrauengewande, wenn der Abendsonnenstrahl seinen letzten Gruss sendet, wenn der Duft der Haide durch die stille Abendlandschaft zieht, und wenn die Töne der Sterbeglocke wallen über die Haide.

Linde.

Es ist unzweifelhaft richtig, dass unsere Sprache, wenn man sie in ihre Urbedeutungen zurückführen will, Begriffe und Gefühlsäusserungen enthält, die sich eben aus ihrem Wohl-laute ergeben.

Wer erinnert sich nicht des wunderbaren Liedes von Uhland: „Unter der Linde.“ In gleicher Weise gedenken vielfach die Lyriker alter Zeit, ich erinnere an Philemon und Baucis und die Epiker neuerer Zeit, man denke an den Tod Siegfried's, unseres Baumes, der so reich an Charakter-Eigenthümlichkeiten ist, dass man sagen möchte, Worte reichen nicht aus, man schaue und empfinde.

Wie du jung warst, als du ein Kind warst, — der Bast der Linden war ein vortreffliches Bindungsmittel für hundert Zwecke; aus dem Holz liessen sich reizende kleine Dolche und Figürchen schneiden, ein grösseres Stück gab einen vortrefflichen Kahn mit Bänken und Rudern, und aus den fallenden Blättern bautest du kleine Wigwams.

Die Zeit ist dahin, du bist Jüngling geworden, und wie die Linde dir freundlich ihre Zweige und Blätter spendete, so flüstert sie jetzt leise über deinem Haupte, wie du kosend mit deinem Liebchen süsse Liebesworte tauschest.

Aber „der Mann muss hinaus in's feindliche Leben“ — in schlimmer und guter Zeit, immer und immer gedenkst du der letzten Worte deines Liebchens, die sie dir zuflüsterte unter dem leise rauschenden Lindenbaume.

Und das geheimnissvolle Rauschen und Flüstern und die letzten Abschiedsworte deiner Geliebten, sie ziehen durch dein Herz — du musst zurück zu ihr, zu deiner Braut, zu deiner Heimath.

Der Abend sinkt — dort liegt das Dörfchen, und dort die Linde, unter der du gespielt und unter der du die ersten Küsse mit deiner Lieben tauschtest.

Du kehrst zurück, du findest die Deinen, aber Eine fehlt, sie, die Dein war, sie, die dich in den Stürmen des Lebens mit ihrem lieben, holden Bild aufrecht erhielt — man schmückte ihren Sarg mit Lindenblüthen — sie ist dahin

Und wie der Abend dämmernd und nebelhaft über dem Dorfe liegt, und der Vollmond geisterhaft sein Licht über die Grabkreuze des Kirchhofs giesst, liegst du betend an ihrem Grabe — leise, leise geht ein Beben durch die alte Linde, und die Blüten fallen auf die Gräber.

Eiche.

Heil'ger Tempel ist der Wald,
Und der Odem Gottes schwebt,
Wann kein Odem sich erhebt,
Wann sich leis' die Lüfte schwingen,
Lieder mannigfach erklingen,
Oder wenn das Heiligthum
Sturm erfüllt mit Preis und Ruhm.

E. Fröhlich.

Dort oben auf jenem Berge, wo über den zertrümmerten Ruinen der längst verfallenen Ritterburg der Epheu wuchert, wo leise, frühlingsathmend die Lenzesdüfte zieh'n, und der abendliche Gesang der Schnitter hinaufklingt, wo der Herbstwind mit verwelkten Blättern spielt, und sausend der Schneesturm des Winters vorüberraust, steht fest, kernig, unerschüttert die alte Eiche.

Als vor Jahrhunderten dem Burgherrn das erste Söhnchen geboren wurde, da pflanzte er die junge Eiche zum Angedenken.

Sie grünte und gedieh', der, der sie pflanzte, wurde begraben unter ihrem Schatten, und der Sohn und die folgenden Geschlechter.

Fehden kamen und Kriege; die stolze Burg sank in Trümmer, aber die Eiche wuchs und gedieh, und sehnig, markig breitete sie ihre Aeste über die Gräber.

Sie wuchs und gedieh, und wenn auch Stürme über ihren Gipfel dahinbrausten, und wenn auch der Blitz sein Zackenschwert zerschmetternd auf sie niederdonnerte, sie steht da, ein Bild eiserner, erhabener, selbsteigener Kraft.

Und wunderbar ist's, wenn im Herbst die Blätter herabfallen auf die längst versunkenen Gräber alter Helden, wenn der Wind leise herüberzieht dort vom See, an dem das Burgfräulein so oft träumte, und die Strahlen des Vollmondes so bleich schweben auf den Epheublättern der eingesunkenen

Gräber und der verfallenen Mauern — was sich da die herabschwebenden Glieder des Schuppenpanzers der Eiche erzählen.

Wie's da lustig hin- und herwispert von Turnieren und Zechgelagen, von Reiherbeizen und Sauhatzen, und vom lieblichen Minnesang.

Kein Sturm, kein Ungewitter vermochte die Eiche zu beugen; sie steht da in vielen Jahrhunderten in ungeschwächter Kraft, und ihre Zweige und Blätter decken und pflegen die Gräber Derer, die sie geliebt.

Bärenjagd.

Mit ihren scharfen Spiessen wollten sie jagen geh'n
Bären und Wiesender.

Nibelungenlied.

Viele, viele Jahrhunderte sind über die Gräber unserer Vorfahren dahingerauscht; wo früher die Wälder sausten und brausten im Nordsturm, sind jetzt lachende Felder und blühende Auen, und nur zufällig erinnert das Aufstossen des Spatens auf ein Kegelgrab, dass an dieser Stätte früher auch Menschen lebten, aber anderen Glaubens, anderer Sitten und anderer Gewohnheiten.

Vor tausend und mehr Jahren bedeckten fast ausschliesslich dichte Wälder und unpassirbare Moräste Mecklenburg.

Der Auerochs und das Elenn und das Rennthier hausten hier, Wolf, Luchs und Bär trieben gemüthlich und ungestört ihr Handwerk; denn die Bewohner waren kaum den Kinderschuhen der Menschheit entwachsen.

Feuer kannten sie zwar, aber die Bekleidung bestand aus rohen unegärbten Fellen, die Wohnung war ein erbärmliches, aus rohen Holzstämmen zusammengeflicktes Hüttchen, und die Geräthschaften zur Jagd und Fischfang im uranfänglichsten Zustande.

Ein spitz gemachter Thierknochen, oder ein mit unendlicher Mühe geschärfter Feuerstein, mit getrockneten Därmen an einen langen Schaft gebunden, war der Speer, eine grosse, spitze Fischgräte, an einem starken Rohr befestigt, der Pfeil, der von einer gekrümmten Stange Eschenholz, die hinten durch eine Sehne verbunden war, abgeschneilt wurde. Mit

diesen höchst mangelhaften Waffen versehen, ging's auf die Jagd, und es gehörte unzweifelhaft ein grosser Muth dazu, mit solch' elenden Werkzeugen einem Auerochsen oder einem Bären zu Leibe zu gehen.

Ueber Nacht ist frischer, fusshoher Schnee gefallen, und die Jäger spüren in ihm die schweren Eindrücke eines starken Bären, der nach vielen Irrfahrten endlich seine Behausung, eine alte, vom Blitz zerschmetterte hohle Eiche aufgesucht hat.

Er steckt unzweifelhaft darin, denn es führen keine Spuren weiter, aber wie an ihn kommen; es bleibt nichts übrig, der Baum muss umgehauen werden. Ein junger Mann wird nach Hause geschickt, um Aexte zu holen, und mit diesen steinernen Instrumenten begeben sie sich an die Arbeit, einen wenn auch hohlen Baum, den kaum zwei Männer umklaffern können, zu fällen. Die nackten nothdürftig fellbedeckten Beine stecken in dem fusshohen Schnee, aber nichtsdestoweniger wird den Jägern bald warm, denn der Wirkung eines Axthiebes heutigen Tages gleichen wenigstens zwölf von damals.

Endlich, endlich stürzt der Baum, und „Meister Braun“, dem es wahrscheinlich schon längst unbehaglich da drinnen war, schaut, sich hoch aufrichtend, wüthend seine Gegner an.

Und sie wagen den gefährlichen und ungleichen Kampf.

Die „Braken“ necken und kneifen und beißen den gewältigen Bären hinterrücks, Pfeil auf Pfeil fliegt auf den dicken Meister, aber die schwachen Geschosse vermögen nicht das zottige Fell zu durchdringen, bis endlich eines in's Auge trifft.

Das Blut überströmt des Bären Angesicht, blendet ihn, die Hunde kneipen und beißen, und der Schmerz macht ihn wüthend, blindlings stürzt er sich auf seine Verfolger.

Die aber ziehen sich eiligst zurück, während die Hunde fortwährend hinterrücks nachfassen; geblendet tappt der Bär umher.

Ein kühner Jäger naht, um ihm den Speer in den Rachen zu stossen, aber versieht es, und ein Tatzenschlag des Bären reisst ihm den Bauch auf, dass die Eingeweide hervorquellen.

Aber die Hunde lassen nicht nach; ein zweiter Pfeil trifft in die Schnauze des Bären, wüthend vor Schmerz richtet er

sich abermals auf, um seinen Gegner zu umarmen — ein Jäger springt vor, und ein gewaltiger Speerstoß durchdringt die Kehle des Raubthiers, und röchelnd stürzt es zusammen.

Von einigen jungen Buchen, die mit grosser Mühe mit den steinernen Aexten abgehauen werden, machen unsere Jäger einen Schlitten, und auf ihm wird die schöne Jagdbeute zur heimatlichen Hütte geschleift.

Bärenschinken soll ein leckeres Essen sein, doch da die Hunde, die so tapfer zur Erlegung mithalfen, hiervon keine Einsicht haben, wie noch heutzutage, so überlassen sie ihn ihrem Herrn und begnügen sich mit den Eingeweiden.

Die getrocknete Haut wird dann später benutzt, um im wahren Sinne des Wortes auf der Bärenhaut zu liegen.

Vor dreihundert Jahren in Mecklenburg.

I.

Sauhatz.

Halloh, halloh, hinaus,
Die Rüden weckt das Horn
Zur frischen Jagd und Strauss,
Im Wald am kühlen Born.

W. H. Röper.

Bleich, wie die schneebedeckte Erde, die sie flimmernd überstrahlt, steigt die Sonne im Osten auf. Da regt es sich im zinnenumschlossenen Burghof, die Saufinder und Hatzhunde werden aus ihren Zwingern gelassen und springen heulend und jauchzend an den Knechten empor; die Hüfthörner erklingen.

Bald erscheinen die eingeladenen Gäste des Ritters im bequemen ledernen Jagdwamms auf ihren schweren Pferden mit Armbrust und Saufeder,¹ denn es gilt heute einen Streit mit dem gewaltigen Recken der Wälder, dem Wildschwein.

Wieder erklingen die Hörner, fröhlich plaudernd zieht die Jagdgesellschaft, von der kläffenden Meute umsprungen, zum fröhlichen Jagen.

¹ Ein etwa fusslanges doppelt geschliffenes Eisen mit Widerhaken und 6—8 Fuss langem Schaft.

Wie der dunkle Tannenwald so ernst daliegt mit seinen schneebelasteten Zweigen, geheimnissvoll, ehrfurchtgebietend.

Der Morgenwind zieht schneidig durch die Wipfel und sie rauschen und neigen sich, aber kein Jäger vermag das geheimnissvolle Sausen dort oben zu deuten. Der Schnee ist es, der den Verräther spielt, trotz seines weissen Unschuldskleides. Die Jäger haben bald eine frische Fährte gefunden, und auf diese¹ werden die Saufinder gesetzt. Die Finder laufen direct auf ein Tannendickicht zu, in dem ein Rudel Sauen in einem „Kessel zusammensitzt“. Aber es erwartet nicht die Ankunft der Hunde, rechtzeitig durch das Kläffen gewarnt, sondern stiebt nach allen Seiten auseinander. Es waren eben nur Frischlinge, zweijährige Bachen, zweijährige Keuler und einige angehende Schweine.²

In demselben Dickicht aber, das schützend seine Zweige über diesen Kessel breitete, hatte sich ein Eingänger niedergesetzt, ein „grobes Schwein“. Aus dem wüthenden Bellen der Saufinder schliesst man sogleich, dass ein Schwein umstellt sei, und die Hatzhunde werden losgelassen. Mit gewaltigem Geheul und Bellen stürzen sie nach der Stelle, wo der Keuler sitzt, und umringen ihn. Aber der alte Recke, dem der Schaum in weissen Flocken aus dem „Gebrech“³ fließt, hat sich gegen eine alte, gewaltige Tanne gelehnt und schlägt mit den gefährlichen „Gewehren“ die Hunde ab.⁴ In ihrem

¹ Unter diesem Schatten hier
Liegt das grimme Wunderthier.
Ihr Hirten geht fort, ihr Schäferinnen
Schaut, dass kein Ast sich bewegt,
Dass kein Geräusch es erregt,
Es wird sonst euer innen.

Opitz, Daphne.

² Unter Bache versteht man im Allgemeinen das weibliche Wildschwein, unter Keuler das männliche. Frischlinge sind die im laufenden Jahre geborenen jungen Schweine, ein angehendes Schwein ist vierjährig, ein fünfjähriges heisst hauendes oder gutes, ein siebenjähriges oder älteres Thier Haupt- oder grobes Schwein.

³ Die Eckzähne.

⁴ Sanguine et igne micant oculi riget ardua cervix
Et setae densis similes hastilibus horrent
Stantque velut vallum velut alta hastilia setae.

wüthenden Eifer nehmen sich diese nicht in Acht, kommen den messerscharfen Hauern zu nahe, und bald muss es einer büssen, der mit aufgeschlitztem Bauche und nachschleppenden Eingeweiden sich winselnd zurückzieht. Bald ist einem andern durch einen unvorhergesehenen Seitenschlag die Schulter bis zum Halse aufgerissen, so dass er blutend und gelähmt seinen Rückzug nimmt.

So liegen schon sechs Hunde auf der Wahlstatt; es will eben keinem gelingen, sich jagdgerecht an's Gehör anzulegen, bis endlich die Jäger herankommen. Um nicht unnöthigerweise, da man sieht, dass es ein alter, erfahrener Degen ist, der hier um sein Leben streitet, noch mehr Hunde zu opfern, so wird die Aushilfe mit der Armbrust¹ versucht. Aber wie können die Pfeile, da das Schwein von hinten gedeckt ist, durch das harzgepanzerte² Schild dringen; zwar bleiben sie darin stecken, doch wirkungslos, der Keuler wird nur noch wüthender gemacht.

Um der Sache endlich ein Ende zu machen, nähert sich Kuno von Falkenberg³ mit seiner Schweinsfeder dem Thier, um dasselbe beim Anlauf gewissermassen aufzuspiessen. Zwar

Fervida cum vaucō laxtos strictore per armos
Spuma fluit dentes aequantur dentibus Indis.
Fulmen ab ore venit

Ovid, Metam. VIII, 285.

¹ Ich muss nur sehen, ob auch der Pfeil wird fliegen
Und scharf sein, wie er soll.

Opitz, Daphne.

² Die Schultern und der Bug des Keulers, die durch das häufige Reiben an harzigen Tannen hierdurch eine grosse Festigkeit erlangen.

³ Ein schon vor 200 Jahren in Mecklenburg ausgestorbener Adel; zu diesem gehören ebenfalls die Anker, Bellin, Bernefür, Bertekow, Brousewitz, Cene, Darpatz, Dechow, Dotenberg, Dolle, Duding, Eichhorst, Gadebusch, Hardenack, Hasenkop, Holtebütel, Jesewitz, Buche, Munt, Rehberg, Rodenbek, Spule, Storm, Stowe, Stück und Wodenswegen.

Vergl. Boll, Geschichte Mecklenburgs.

Ick sehg minen Herrn von Falkenstein
Tau sine Borg up riden,
Nen Schild hare hei in sine Hand,
Dat Schwerd an sine Siden.

nimmt der Keuler den Jäger an, wüthend auf ihn losstürzend, aber im Augenblick, als der kühne Jäger ihm das todtbringende Eisen in das Gebrech stossen will, gleitet der auf einem Knie Liegende aus auf dem glatten Schnee — nur eine kurze kräftige Wendung des Kopfes dem Jäger zu, und

Gott grüsse juch, Herr von Falkenstein,
Sid ji des Lannes Herrn,
So gewet mi werr'den Gefangenen min,
Uem aller Jungfru'n Ehre!

Den Gefangenen, den ick gefangen heff,
Dei is mi worden sure,
Dei liggt tau Falkenstein in den Thurm
Darin sall hei verfulen.

Liggt hei tau Falkenstein innen Thurm
Sall hei darin verfulen,
So will ick ünner dei Muhren stahn
Un will em helgen truren.

Un as sei woll ünner dei Muhren kamen,
Hürt sei ehr Leiwken drinne,
„Dat ick di gar nich helpen kann,
Dat bringt mi von min Sinne!“

„Na Hus, na Hus mine Jungfru fin,
Un tröst uns' arme Waisen!
Nehmet juch up't Jahr einen annern Mann
Dei juch kann helpen truren!“

„Nehm ick up't Jahr einen annern Mann
Bi em oek müsst ick schlafen;
Ick let ja doch min Truren nich,
Schlög hei mine armen Waisen.

Ei, so woll ick, dat ick'n Harnisch har
Un dat dei Jungfruen riden,
So woll ick mit Herrn von Falkenstein
Uem minen Leiwsten striden!“

„O ne, o ne, mine Jungfru fin!
Da müsst ick drägen Schande,
Nehmt ji jug Leiwsten woll bi dei Hand
Un treckt mit em ut dem Land.“

dahinbraust der Keuler, Alles vor sich niederwerfend, Jäger, Pferde, Hunde.

Aber Welch' entsetzliches Unheil hat der kurze Ruck angerichtet! Ein frisches, hoffnungsreiches Jünglingsleben ist vernichtet; die scharfen Hauer rissen das lederne Wamms und die ganze Brust bis zum Halse auf — mit dem Blutstrom entquoll das Leben.

Schwer rauscht der Wind durch die alten Tannen und sie bewegen ihren weissen Mantel und schütteln den Schnee hinab — ein kaltes, eisiges Leichentuch. Erstarrt von dieser plötzlichen und unerwarteten Katastrophe stehen die Jäger im ersten Augenblicke da, aber bald kehrt die Besinnung wieder. Nur einige Jäger werden zurückgelassen zur Bewachung der Leiche, über die man einige Felle¹ gedeckt, dann eilt der ganze Tross in flüchtigem Zuge dem Eber nach. Aber obgleich ihn die Hunde bald wieder gefunden haben, lässt er sich nicht wieder „stellen“, sondern eilt in raschesten Galoppsprüngen vor der jagenden Meute dahin. Zwar umgeben sowohl die Finder-, wie die Hatzhunde das vor Wuth schäumende Thier, versuchen indessen vergebens, es am Gehör zu packen. Schon bedecken wieder verschiedene Hundeleichen den Weg, den das Schwein genommen, da soll plötzlich die Jagd einen unerwarteten Abschluss finden.

Mitten im Walde war ein Weiher, dessen dünne Eisdecke der Schnee gleich dem Boden überdeckte. In der Eile der Flucht hatte der Keuler nicht bemerkt, dass er sich vom festen Boden auf die trügerische Eisdecke begeben. Da plötzlich, der Mitte zu, bricht das Eis unter der gewaltigen Wucht des gejagten Thieres und der anliegenden Meute.

Eber und Hunde versuchen vergebens, alles Andere ver-gessend, wieder auf das Eis zu gelangen. In dem Gewühl kommen einige Hunde unter die Läufe ihres Kameraden oder des Ebers und werden durch die heftige Bewegung des Wassers

¹ Gleich den Scandinaviern ruhten die Norddeutschen, also auch die Mecklenburger, auf Fellen und bedeckten ihre Todten beim Leichenbegängniss damit. Bei den Mecklenburgern waren wohl hauptsächlich statt der Eber-Bärenfelle im Gebrauch.

Vergl. Ossian, Fingal, 1. Gesang. Fingal I. V. 535.

unter die trügerische Eisdecke gezwängt, um elend zu erstickten. Vergebens drückt der Eber mit seiner Wucht das Eis durch, die Kräfte erlahmen, er sinkt, und ein Wellentrichter zeigt die Stelle seines Unterganges.

Zwar können die Hunde sich mit den Vorderläufen auf dem Eise halten, aber es ist ihnen unmöglich, das Hintertheil nachzubringen. Und die Jäger müssen vom Ufer aus diesen Jammer mit ansehen, ohne helfen zu können, denn das Eis trägt keinen Menschen.

Also kurz entschlossen!

Die starken Pfeile aus der sicher treffenden Armbrust machen dem Elend der Hunde ein Ende. Einer nach dem andern sinkt zurück von dem falschen Eise, und sein Leib kommt in der stillen Tiefe friedlich neben dem des Keulers zu liegen. — —

Das war ein trauriges Jagdvergnügen! Zwar jagen die nachgebliebenen Hunde noch einige Rehe auf, die mit der Armbrust erlegt werden, zwar wird ein Zweijähriger von den Hunden jagdgerecht gestellt und mit dem Schwerte abgefangen, aber die rechte Jagdlust ist dahin.

Schon dunkeln die Schatten im düstern Tann, die bleiche Wintersonne versinkt; da blasen die Hüfthörner zum Sammeln.

Schauernd vor dem frischen Blute will das Pferd nur widerwillig den Schlitten ziehen, auf dem die Leiche Kuno's von Falkenberg der elterlichen Burg zugeführt wird. Einige begleiten den Schlitten; der ganze Tross aber zieht zur Burg, um in würdiger Weise die Nachjagd zu begehcn.

* * *

„Stände soll man unterscheiden,
Saufen soll nicht Jedermann,
Bauern strafe man um's Saufen,
Saufen steht dem Edlen an.“

F. von Logau, Sinngedichte.

Im eichengetäfelten Rittersaale, von dessen dunkelberussten Wänden sich die blankgeputzten Speere und Schwerter, Helme, Harnische, Hellebarden und Pferderüstzeug schimmernd abheben, von dessen einer Ecke das grosse, lodernde Kamin-

feuer einen flackernden Schein wirft, sitzt unsere Jagdgesellschaft.¹ Am schweren, langen Eichentische, auf ungefügten Stühlen oder Bänken ruhend, erwarten die bärtigen, wettergebräunten Waidgesellen den Imbiss. Bald kommen einige Knechte und bringen das kräftig duftende Abendessen und vor Allem den Meth und das Bier. Das Mahl ist bald beendet, und nun beginnt ein Trinkgelage, das seines gleichen sucht.

„Bitte, meine guten Brüder,
Auf die Musik und auf ein Glas,
Nichts schickt sich, dünkt mich, nichts bass
Als gut' Trank und gute Lieder.
Lass ich gleich nicht viel zu erben,
Ei, so hab' ich edlen Wein,
Will mit andern lustig sein,
Muss ich gleich alleine sterben.“²

Ungeheure Humpen und Trinkhörner machen die Runde und werden fleissig geleert; Lieder erschallen, hier wird eine Jagd verabredet, dort berathschlagt, wie man auf die klügste Weise den nächsten durch die Gegend kommenden Krämerzug überfallen könne.

Das Getränk erhitzt die Gemüther, Streit bricht aus, Schwerter blitzen, aber schwerfällig sinken die Streiter auf ihre Bank zurück; die Unmassen Meth und Bier, die man genossen, denn:

„Wer am meisten trinken kann
Ist der beste Edelmann“

sind selbst diesen Kernnaturen überlegen.

Einer nach dem andern wird schwankend von seinem Knappen auf's Pferd gebracht; mancher sinkt zu seinen Hunden unter die Bank, aber immer noch mit so viel Bewusstsein:

¹ Wo in der Schale springt der Wein,
Wo kluge Saiten spielen rein,
Wo süsse Küsse fallen d'rein,
Da kann man herzlich lustig sein.

F. v. Logau, Sinngedichte.

² Opitz, Oden und Gesänge.

Wiek Düfel, wiek, wiek, wiet von my,
Ick scheer mie nig nen Hahr üm di.
Ick büin ein Meckelbörgsch Eddelmann
Wat geiht die Düfel mien Supen an?
Ick sup mit minen Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düfel ewig dösten müsst.
Un drink mit öm söt Kolleschahl
Wenn du sitzt in der Höllenquahl.
Drum rahd ick, wiek, loop, rönn und gah',
Efft bey dem Düwel ick to schlah.

II.

Turnier.

Viel Wunderdinge melden, die Sagen uns schon früh
Von preiswerthen Helden, von grosser Noth und Müh',
Von Freud und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.
Simrock, Nibelungenlied.

Frühlicht vergoldet die Zinnen der Burg, die zwischen uralten Tannen auf einer Anhöhe gelegen, hinabschaut in's Thal, wo im Morgennebel noch das Dorf ruht und der grosse Plan für die heutigen Waffenspiele.

Und es steigt langsam herab auf goldener Leiter von der Warte über die zinnengekrönten Mauern in den Schlosshof und guckt durch die schmalen Fensterscharten in den Pferdestall und in den Saal, in dem die Knappen schlafen.

Hei! wie sich's da regt im gewölbten Saal.

Rasch eilt Alles in den Stall, um die Pferde der Ritter zu warten und zu pflegen zum heutigen Waffentanz, die Geschirre noch einmal zu prüfen, ob Alles fest und streitbar, und den Rüstungen den letzten Strich an ihrem Glanze zu geben. Der Tag steigt empor und siehe, da erscheinen auch schon die Knechte mit den Pferden, um sie hinabzuführen in die Ebene zum Zelte ihres Herrn.¹

¹ Am Himmel aufgegangen war schon der Morgenschein
Da trat zu einem Fenster ein holdes Mägdelein
Da sah sie Helme leuchten und blinken lichte Schilde
— — — Von Waffen glänzte das Gefilde.

Welch' prächtiger Rappe eröffnet den Zug!

Glänzend wie Atlas liegt das Haar am abgerundeten Körper, lang hängt das Stirnhaar über die feurigen Augen und den kleinen weissen Stern zwischen dem dunklen Augenpaar, lang wallt die gewaltige Mähne bis zur Schulter hinab, und der im Bogen getragene Schweif streift fast die Erde.

Und dann diese Kraft in jeder der spielenden, leichten Bewegungen, diese gewaltigen Schultern, diese Croupe, die einen Atlas tragen könnte — wahrlich ein Streitross, eines Tapfern würdig.

Diesem edlen und starken Thiere folgt ein nicht minder schönes, ein Fuchshengst.

Noch weit edler, als der Rappe, ist der Bau feiner, man möchte sagen vergeistigter, als bei diesem, das Thier macht den Eindruck, als ob ihm erst der Reiter zu voller Anerkennung verhelfen könnte.

Nun folgen in bunter Reihe ein Pferd noch immer schöner als das andere: Schimmel, Braune, Falbe, Schwarze, Fuchse und Shecken. Wie die Erde ¹ dumpf donnernd wiederklingt von dem Stampfen und Scharren und Steigen und Wiehern!

Lustig flattern die Fähnlein der Ritter im Winde vor den Zelten, und die Morgensonne beglänzt mit Farbengluth die Panzer und Rüstungen und Helme, mit denen die Saumrosse daherkommen vom Burghof, geführt von den Knappen. Aber ihre Strahlen versinken in dem schwarzen Rüstzeug, das dort jene dunkelbärtige Knappe im schwarzen sammtnen Wamms daherführt auf tückisch blickendem Maulthiere.

Zu jenem Zelt, das sich durch die dunkle Farbe seines Zeuges finster abhebt von den weiss und blau und rothgestreiften Nachbarn, lenkt der finstere Knappe seine Schritte, und auch das nebenstehende schwarze Ross gehört offenbar dem Zelte an.

Freundlich einladend steht daneben weiss und helblau das Zelt, zu dem der edle Fuchshengst gehört, und das Saumthier mit der silberschimmernden Rüstung.

¹ Harras.

Nun erscheinen einzeln oder paarweise, langsam den Weg von der Burg herabwandelnd, im leichten Waffenrock die Ritter, welche sich zum heutigen Waffentanz gemeldet haben¹ und seitens des Wappenherolds zugelassen sind.

Die Schilde werden vor den Zelten aufgehangen, zum Zeichen, dass die Besitzer eine Herausforderung erwarten.

Da sind im Schildesrand in bunten Farben die ältesten mecklenburgischen Wappen zu sehen.

Häufig führt der Eigenthümer den Namen des Thieres oder Gegenstandes, welchen sein Wappen darstellt.

Da sind die Hahns, Voss (Fuchs), Hasenkop, † Ketelhot, † Anker, † Bertekow, † Munt, † Bülow, Kamptz-Falkenburg, † Hardenack. †²

Und bald erklingen die Schilde von den Herausforderungen.

Nur den Schild des schwarzen Ritters meidet jeder, er gehört dem Vollrath von der Lühe,³ der seinerseits auch noch unthätig in seinem Zelte verharret.

Aber sieh! da erscheint in voller Rüstung, einen weiss-seidenen Wappenrock darüber, die hohe Gestalt von Kurt v. Ketelhot und schlägt mit der mächtigen Lanze dröhnend an Lühe's Schild, dann folgen mehr; und bald sieht Vollrath von der Lühe sich von Herausforderungen überschwemmt.

Und horch! da schmettert der Wappenherold in seine Trompete, der Herzog Heinrich naht mit seinem Gefolge.

Voran schreitet der Fürst mit seiner erhabenen Gemalin.

Braunsammtner Ueberwurf, unten, und an den weiten Aermellöchern mit Otternfell besetzt, deckte die hohe imposante Gestalt, geschmückt mit goldener, breitgeschilderter Kette; enganliegende lederne Kleidung umschloss das kräftige Bein, dessen Fuss in langausgespitzten, weichgegerbten kurzen ledernen

¹ Die Turniergesetze wurden streng gehandhabt, und wer keinen reinen Schild aufweisen konnte, zurückgewiesen.

² Die mit † existiren nicht mehr in Mecklenburg.

³ Vollrath von der Lühe wurde wegen der Beschuldigung, in der Ribnitzer Haide einen Strassenraub begangen zu haben, mit vier Gefährten (Otto v. d. Lühe, Jasper v. Bülow, Kurt v. Uxel und Erwin v. Rühlfeinel) von den Rostockern gefangen und er nebst zwei Dienern 1549 enthauptet daselbst.

Schuhen stak. Gelbe Seide war das unter dem Ueberwurf getragene Unterkleid, und majestätisch wallten die rothen Federn vom niedrigen, schwarzen Baret.

Schön in der Einfachheit war die Herzogin. Ueber schwarzem Unterkleide war ein mantelartig getragener perlgrauer Ueberwurf geworfen, vom feinsten Tuch, den eine weisse Kante einfasste, und ein weisses Tuch vom feinsten Linnen, nach Art unserer heutigen Baschliks getragen, vollendete das edle Costüm.

Dann folgten Edelknaben, die aus den ersten Familien des Landes stammten.

Das lang herabwallende Gelock wurde nur von einem leichten, mit einer Pfauenfeder geschmückten Reif gehalten, ein kurzer, reich gestickter Waffenrock von einem Gürtel, in dem vorne ein langer, mächtiger Dolch stak, zusammengehalten, umschmiegte die schlanken Glieder, und prächtig hoben die enganliegenden Hosen das wundervoll geformte Bein hervor. Auf die paarweise gehenden Pagen kamen die Hoffräulein und Edeldamen.

Weite wallende Uebergewänder, reich gestickt und goldverbrämt, verbargen halb die kostbaren Unterkleider und den in spitzen, weiten Schuhen steckenden Fuss. Eine Blume, einen Kranz im sittsam geflochtenen goldigen Haar, so schritten sie edel dahin. Dann wieder kamen am heutigen Turniere unbetheiligte Ritter, unbewaffnet, im Waffenrock und Baret, nur das mächtige Schwert an der Seite im reichgestickten Wehrgehänge.¹

¹ Zugeschnitten war ihr Kleid
Aus viererlei Vortrefflichkeit.
Und jedes dieser eine that
Das Beste zu dem Ritterstaat.
Das eine, das war hoher Muth,
Das and're, das war volles Gut,
Das dritte war Verständigkeit,
Die jene zwei zuschnitt zum Kleid.
Das vierte höfscher Sinn und Muth
Der nähte allen dreien gut.

Gottfried v. Strassburg, Tristan und Isolde.

Würdevoll naht sich der Zug und nimmt die Sitze ein auf der Tribüne, die, mit reichen Decken behangen, einen vollen Ueberblick der Rennbahn gewährt.

Der Wappenherold stösst wieder in die Trompete und zwei Ritter erscheinen an den entgegengesetzten Enden der Bahn und stellen sich einander gegenüber. Die feurigen Rosse scharren voll Ungeduld den Sand, mit gesenkter, eingehakter Lanze und niedergeschlagenem Visir erwarten die Ritter das Zeichen zum Anfang.

Da Trompetenschall!

Im vollsten Galopp fliegen die Rosse gegen einander, die Lanzen werden erhoben, und schon begegnen sich die Kämpfer.

Der mit den beiden grossen Stierhörnern auf dem Helm wollte mit seiner Lanze den Kopf des Gegners treffen, aber die stumpfe Lanzenspitze glitt an dem glatten Visir ab, dafür aber traf ihn sein Gegner, ein gewaltiger Kämpfer von erstaunlicher Grösse und Kraft, mit voller Wucht der eingelegeten Lanze vor die Brust, da, wo Armschienen Rumpf und Arm verbinden. Die Lanze fand Widerstand, und im Bogen über den Rücken des Pferdes rollte der Gehörnte in den Sand. Der Sturz mit dem schweren Panzer war ein so harter, dass der Arme regungslos liegen blieb und von seinem Knappen in sein Zelt getragen werden musste.

Der Sieger erwartete mit gesenkter Lanze den Gegner, der ihm die Palme streitig machen würde. Dieser liess nicht lange auf sich warten. Langsam, in schwarzer Rüstung, mit schwarzen Federn auf dem Helme, auf glänzendem Rappen, der mit Brust-, Hals- und Kopfpanzer und blutrother Waffendecke behangen war, nahte mit heruntergelassenem Visir, unter dem der rothe Bart lang hervorquoll, Vollrath von der Lühe.

Schon beim ersten Rennen kommt die Entscheidung.

Dem Ritter mit dem Fuchs im Schilde, Erik von Voss, bricht, wie er den wohlgezielten Lanzenstoss empfängt, der Sattelbogen, und er setzt sich recht fühlbar in den Sand. Ganz so schlimm wie seinem vorigen Gegner ist's ihm nicht ergangen, er kann sich zum mindesten erheben und verlässt hinkend unter grossen Schmerzen seiner Knochen den Platz.

Man glaubt die Augen des grimmigen schwarzen Ritters unter dem Visir leuchten zu sehen, als rasch ein anderer Kämpfer naht; es ist Casper von Kamptz.

Ein Riese von Gestalt, musste er auf seinem kräftigen und gewandten Gaul, der tanzend unter dem schweren Eisenmanne die Bahn betritt, Lühe anscheinend leicht überwinden können. Athemlos, gespannten Blickes sahen die Damen und Ritter von der Tribüne dem Anfang entgegen. Der Herzog winkt. Die Trompete schmettert — das Turnier beginnt.

In fürchterlichem Anprall treffen die Gegner zusammen, dass die Pferde in die Kniee sinken, aber beide haben den Gegner gefehlt.

Ein zweiter Gang beginnt. Diesmal hat Vollrath von der Lühe besseres Glück, denn während es scheint, als ob von Kamptz ihn ohne Lanze niederreiten müsste, so gewaltig ist sein Ansturm, strauchelt plötzlich das Pferd, stürzt und wirft im Sturm den Reiter im Bogen auf die Erde.

Casper v. Kamptz fiel so unglücklich auf den Bauch, dass ihm der Athem und die Sprache verging, und er sich erst nach geraumer Zeit besinnen konnte, ungerechnet die Quetschungen und Beulen, die der ungeheure Panzer gedrückt hatte.

Diesem folgen andere Ritter, aber immer behauptet der Schwarze seinen Platz, bald reisst dem Gegner die Gurte, bald splittert die Lanze, oder wird der Feind aus dem Sattel gehoben.

So haben sich nach und nach Alle, die Lühe's Schild berührt, mit ihm gemessen, bis auf den ersten Herausforderer, Kurt von Ketelhot.

Da naht er endlich auf seinem edlen türkischen Fuchshengst.¹ Hei! wie blinkt und blitzt der Kettenpanzer im Sonnenschein, wie wallen die weissen Federn vom drachen-

¹ Auf's stattlichste gewappnet, ward
Der junge, stolze Ohnebart,
Sein Ross und er; und zu dem Strauss
Galoppirt er mit weiten Lancaden hinaus.
Sein Ross hoch über die Büsche sprang,
Und manche goldene Schelle klang
Am Reiter, wie am Sattelzeug.

geschmückten Helme, kleine silberne Glöckchen hängen am blausammtnen Zügel und an dem weiss in Blau gestickten Brustriemen, und über dem hellen Stahlpanzer des Pferdes wallt eine reich mit weisser Seide gestickte blaue Sammtdecke.

Mit aufgeschlagenem Visir und erhobener Lanze galoppirt der Recke in die Schranken. Staunende Bewunderung durchläuft die Reihen der Zuschauer.

„Ach! Kuno von Ketelhot!“

„Der weisse Ritter!“

Doch der Herzog winkt und das Zeichen erschallt!

Auf halbem Wege begegnen sich die Gegner im vollsten Galopp. Der Anprall ist ein fürchterlicher. ¹ Beide treffen sich mitten auf die Brust, und so gewaltig, dass die Rosse dem Drucke der fest im Sattel bleibenden Ritter nicht widerstehen können und sich bäumend rücklings überschlagen.

Ein entsetzlicher, gefährlicher Sturz! Einen Augenblick lang sieht man im Staubwirbel nichts als ein wirres Durcheinander von Pferden und Menschen.

Rasch aufgesprungen greift Ketelhot seinen Gegner mit dem Schwerte an, als er sieht, dass sein Pferd einen Vorderfuss gebrochen.

Aus dem harmlosen Lanzenspiel wird bald blutiger Ernst, wie die Kämpfer anfangen sich zu erhitzen.

Mit einem gewaltigen Hieb spaltet Lühe den Schild des Gegners, dass die Stücke zur Erde sinken und die Linke nur noch die Handgriffe hält.

Wie die kräftigen Recken vor- und zurückgehen im Angriff und Vertheidigung trotz der schweren Rüstung!

Der herrenlose Rappe rast wie unsinnig in der Bahn umher und wirbelt Staubwolken auf, dass kaum noch der Fortgang des Kampfes von den Tribünen aus gesehen werden kann.

¹ Sie senkten ihre Speere, die Panzer zu flammen schienen,
Ein jeder traf den andern mit gewaltigem Stoss,
Dass Ortwin's Ross, das gute, hoch aufbäumte sich,
Nicht konnten ihre Hengste den Zorn der Ritter tragen.
Auch das Ross Hartmut's sah man straucheln und sich überschlagen.

Da ersieht plötzlich Kurt von Ketelhot eine ungedeckte Auslage seines Gegners und trifft mit gewaltigem Schläge dessen Helm. Wie wenn er von Blech wäre, so schneidet das Schwert fast durch, und der schwere Schlag betäubt Vollrath von der Lühe, dass er wankt und, rasselnd im schweren Eisenkleide, fällt.

Im Nu ist sein Gegner da und setzt dem Betäubten die Schwertspitze auf die Brust. Der Herold stösst in die Trompete — der Kampf ist entschieden — Ketelhot hat den Sieger über die andern Streiter besiegt.

Und der Herzog winkt vom hohen Altane dem weissen Ritter.

Mit edlem Anstande schreitet der starke Degen zum Altane und empfängt den Preisdank, einen Kranz von Eichenlaub, aus den Händen Irmgard's von Bülow auf sein blondlockiges Haupt gedrückt.

Der Herzog voran, dann folgt der Sieger mit seiner schönen Königin, dann die Hofleute und Ritter in frühmorgendlicher Ordnung — so bewegt sich der Zug wieder der Burg zu, um den festlichen Tag weiter zu begehen bei frohem Gelage und heiterem Tanz.

Drunten aber stöhnen die Armen, die heute den Staub geküsst und lassen sich ihre geschundenen Gliedmassen bepflestern.

Hexenprocess.

Wissen macht frei von Aberglauben und Priesterherrschaft.

Ogleich seit dem Ende des letzten Hexenprocesses jetzt für Mecklenburg 150 Jahre verflossen sind, wonach man vielleicht berechtigt zu sein glauben dürfte, dass eine gewisse Aufklärung wenigstens in dieser Beziehung stattgefunden hätte — muss leider constatirt werden, dass dies nur in sehr geringem Masse der Fall ist. Neben einer Kirchenlauferei ohne jegliches Verständniss für die wahren Lehren des Christenthums, herrscht nicht allein unter dem Volke, sondern, man muss es leider gestehen, auch unter gebildet sein wollenden Leuten der krassste Aberglaube.

Ich verstehe hier unter sogenannten Gebildeten solche

Gesellen, die einen gewissen äusseren gesellschaftlichen Schliff loshaben, mit der Orthographie nicht gar zu sehr in Fehde liegen und auch, wenn es hoch kommt, entfernte Anklänge an deutsche Classiker zu citiren wissen; während andererseits Reminiscenzen an die Schuljahre unangenehm berühren, weil das jetzt vorgeschriebene Freiwilligen-Examen sie als unübersteigliche Schranke zum Gemeinen mit vierjähriger Dienstzeit dégradiren würde.

Leider findet sich diese Kategorie noch sehr vielfach unter dem ersten und ehrenwerthesten Stande Mecklenburgs vertreten: den Landleuten. Ein Landmann, der seine Schule und Universität absolvirt hat, ist in den Augen dieser Sorte ein sogenannter lateinischer Landmann, das will sagen: untüchtig; wer dagegen möglichst flegelhaft und tollpatschig sich benehmen kann, die untergebenen Leute roh und wie das Vieh behandelt und mit mir und mich um sich wirft, mit wahrhafter Verhöhnung aller grammatikalischen Regeln, das ist ein tüchtiger Kerl.

Wenn also in einem sogenannten höheren Stande eine so niedere Bildung herrscht, wie soll es da erst unter den gewöhnlichen Leuten aussehen; und es sieht in der That erbärmlich aus. Auf die schauderhaftesten Rohheiten, wie sie kaum anders als in Mecklenburg zu finden sein dürften, einzugehen, ist augenblicklich hier nicht meine Aufgabe; dagegen möge mir vergönnt sein, durch einige Beispiele zu erläutern, wie der Hexen- und Aberglaube von 1728 noch tief im Volke wurzelt.

Allerdings tragen noch manche Herren Prediger unseres Landes heutigen Tages dazu bei, den Glauben an den leibhaftigen Teufel unter den Leuten aufrecht zu erhalten, wie die Teufelsbeschwörungen des Herrn Pastor P. zu S. und Genossen beweisen.

Es ist noch heutzutage Sitte, namentlich in den Gegenden, wo diese sonnenstilländerischen Knackianer hausen, dass man in der Nacht zum 1. Mai Kreuze an die Haus- und Stallthüren macht, damit die zum Blocksberg reisenden Hexen nicht etwa einen Besenstiel von der Hausdiele oder eine Sau aus dem Stalle zum Reiten benutzen: das Kreuz wird sie unfehlbar an ihrem frevelhaften Beginnen verhindern.

Erkrankt oder crepirt zufällig ohne näher ersichtliche Ursache ein Stück Vieh, so wird unzweifelhaft eine Hexe im Stalle gewesen sein und der Creatur etwas „angethan“ haben.

Wenn ein Mensch sich durch irgend eine Veranlassung schwer verwundet hat oder ist, und der Blutlauf durchaus nicht zum Stillstand kommen will, so wird die Wunde „gestillt“, also z. B. man bricht einen Schössling, der nordwärts an einem Pflaumenbaume gewachsen ist, legt ihn mit Beschwörungsformeln, als da sind: „dor sprüngen twe Kälwer äwern Tuhn, dat e'en wehr witt, dat anner wehr bruhn“, dreimal auf die Wunde und vergräbt ihn sodann an eine Stelle, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. In gleicher alberner Weise wird das kalte Fieber „abgeschrieben“, etwa mit grossen Lettern an die Thür gemalt: „Fieber bleib' aus, ich bin nicht zu Haus.“

Ein von Urvätern ererbter Schlüssel hat die Eigenschaft, wenn er auf eine Bibel gelegt wird, den Namen des Diebes einer werthvollen Sache, bei Nennung, durch Klopfen anzuzeigen.

Die abergläubischen Gebräuche, die sich fast bei jeder Verrichtung des menschlichen Lebens im Volke finden, wollen wir auf einem anderen Blatte betrachten.

Kurzum, es steckt im heutigen mecklenburgischen Volke und unter den sogenannten, oben charakterisirten Gebildeten noch eine solche Unmasse von Aberglauben, unverdaulichem Christenthume und bodenloser Unwissenheit, dass wohl nur ein geringer Unterschied zwischen jetzt und vor 150 Jahren gefunden werden möchte in dieser Beziehung.

* * *

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde, lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt das holde unselige Geschöpf! — Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden, gefühllosen Menschheit.

Faust.

Lau und kühlend wehte an einem Tage des Jahres 1570 der Seewind über die Warnow durch die Strassen Rostocks, und viele Müssiggänger trieben sich umher, um den schönen Sommerabend zu geniessen. Unter den spitzbeschnit-

tenen Linden vor ihrem Hause sassen behäbig die Bürgerleute und plauderten von Diesem und Jenem; der Abendsonnenschein spielte in den geöffneten Fenstern mit den kleinen, runden Glasscheiben, an denen junge Mädchen sassen und sich sittig zurückbeugten, wenn grüssend ein stutzerhafter Geselle in spanischer Tracht vorüberschritt. Ernst und würdig in schwarzer Amtstracht wandelt ein Priester daher, oder lustige, bepanzerte Kriegsknechte eilen plaudernd zu Würfelspiel und Becherlust in den Weinkeller. Ueberall aber, wo man plaudernd zusammen ist, wird das Gleiche verhandelt, die bevorstehende Folterung einer Hexe und eines Zauberers.

Man sollte es kaum glauben, so meinen die Leute, dass ein so junges Mädchen von kaum siebzehn Jahren schon eine Hexe sei; aber es ist doch so. War nicht ihre Mutter eine Hexe und wurde sie nicht als solche verbrannt? Warum ist ohne ersichtliche Ursache plötzlich das Vieh der Nachbarin erkrankt und crepirt? Haben nicht Manche, wenn sie spät Abends aus der Weinschenke zurückkehrten, sie in der Maienacht, auf einem Schweine reitend, vom Blocksberge heimkommen sehen? Und warum nickt sie mitunter bei der Predigt des Herrn Caplan ein? Das kann nur vom Teufel herrühren, mit dem sie in Verbindung steht, und der sie auch im Gotteshause einschläfert, damit sie nichts von den heiligen Worten höre!

Und mit dem alten Manne ist's noch weit schlimmer. Der alte siebzehnjährige Greis, sollte er nicht am Ende seiner Tage umkehren und vom Teufel lassen? Aber nein, er braut aus allerlei behexten Kräutern Getränke für Menschen und Vieh, die zwar höchst wohlthätig wirken und manchen gesunden machen — aber das ist ebenfalls nur Teufelswerk, denn hat nicht der Prediger vielfach beim Kranken gebetet und gesegnet, und der wurde doch nicht besser, sondern nur schlimmer?

Zwar haben die Beschuldigten fort und fort ihre Unschuld erklärt, aber die Folter wird ihnen schon das Bekenntniss entreissen, dass sie in verdammungswürdigem Umgange mit dem Teufel stehen.

So geht's von Mund zu Munde, Jeder glaubt die Schuld der Angeklagten und sieht nicht in grenzenloser Verblendung

dass auch er morgen angeklagt sein kann, einen mit eigenem Blute unterschriebenen Pact mit dem Teufel abgeschlossen zu haben, und dass diese Anklage ihn unfehlbar dem Feuertode überliefert. Er ist selbstverständlich unschuldig, aber er wird durch die entsetzlichen Qualen der Folter, nur um ihnen zu entgehen, seine Schuld bekennen und somit sich selbst sein Todesurtheil sprechen. — — —

Der Wind strich noch immer leise und kühlend seewärts her; die letzten Abendsonnenstrahlen waren auf den Thurmspitzen verglommen, aber kein warmer, wonniger, trostbringender Lichtstrahl war in das dunkle und modrige, unter der Erde befindliche Stadtverliess gedrungen. Da drunten lagen sie in dumpfer Verzweiflung, die junge, blühend schöne Hexe, und der alte Mann, mit langherabwallendem Silberbarte. Das Mädchen hatte man durch eine um den Leib gelegte Spange und daran befestigte Kette an einen gewaltigen granitnen Pfeiler geschlossen; sie konnte wenigstens sitzen auf ihrem halberfaulten Stroh und sich anlehnen; der Greis war in gleicher Weise um den Leib gefesselt, aber so an die Wand in einen Ring gehängt, dass er halb stehen musste, wider Willen. Die altersmorschen Glieder hatten bald den Dienst versagt, und so hing er da, schon jetzt eine Leiche. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen, ihm konnte es nichts Wünschenswerthes mehr bieten; die einzige Freude seines Alters, seinen Mitmenschen durch seine Kenntnisse zu helfen, war auf die grässlichste Weise verkannt, und so sah er fast schon besinnungslos seinem Schicksale entgegen, denn er wusste, was ihm bevorstand. Nur wenn er an die schrecklichen Qualen der Folter dachte, schauderte er; wäre erst nur Alles vorbei!

Aber im Geiste seiner Unglücksgefährtin da bäumte sich die kräftige Jugend auf — sollten Unschuld, Jugend, eine Zukunft voll der sonnigsten Bilder einem schrecklichen Verdachte unterliegen? Und sie war's sich bewusst, sie war unschuldig an den ihr vorgelegten Verbrechen.

Gibt es keine Rettung aus dieser fürchterlichen Noth, hilft dir nicht dein Gott, zu dem du stets in kindlichem Vertrauen gebetet?

Da horch! Die Mitternachtsstunde schlägt und fernes Schlüsselgerassel, das dumpf durch die Gewölbe grollt, verkündet, dass die Henkersknechte und die Richter der Folter nahen.

Grell vom blutrothen Fackelschein beleuchtet, ein Priester voran, dann der Inquisitionsrichter, gefolgt von zwei Henkersknechten, deren Gesichter von ledernen Kappen verhüllt waren, so dass man nur die Augen durchblitzen sehen konnte, dann zum Beschlusse ein Schreiber, so trat der Zug in's Gefängniß. An einem Ende postirte sich der Richter mit seinem Personale, und der Priester trat an die Gefangenen heran, um sie nochmals zur Reue und Bekenntniß zu ermahnen. Aber vergeblich! Der alte Mann, der, wie er wohl wusste, nur noch wenige Stunden zu leben hatte, wollte sein greises Haupt nicht noch zuletzt durch eine Lüge entehren, und in dem Herzen des Mädchens lebte noch immer die Hoffnung. Und so blieb denn nichts übrig als die Tortur, um ein Bekenntniß zu erzwingen, das freiwillig nicht gegeben wurde.

Die Gefangenen waren losgekettet, und in düsterem Schweigen bewegte sich der Zug zur Folterkammer. Hier setzte sich der Richter mit seinem Schreiber an den Tisch, um etwaige Aussagen der armen Sünder und vor allen Dingen ihr Verhalten während der Folter genau zu protokolliren. Der Priester, ein feister Mönch, war ebenfalls zugegen, obgleich er ganz überflüssig war. Die Henkersknechte machten sich nun daran, ihren Opfern die einzelnen Werkzeuge zu zeigen und ihren Gebrauch zu erklären, um sie so noch vielleicht einzuschüchtern. Aber weder die Daumenschrauben, noch die Beinschrauben, die Leine, noch die Leiter mit dem gespickten Hasen, der Manheimer Bock, der lüneburgische Stuhl, der Halskragen, noch die angedrohte Folter mit dem Feuer vermochten die Standhaftigkeit der Beschuldigten zu erschüttern.

Es war Sitte, dass man, wenn Mehrere gefoltert wurden, stets den Anfang mit den Schwächeren machte, vielleicht um die Kräftigeren und die geistig Energischeren durch den Anblick der Qualen zu erschüttern.

So geschah es auch hier. Man rückte die Bank zurecht, denn in Mecklenburg war ausnahmsweise von anderen Ländern statt der Leiter die Bank im Gebrauche. Man entkleidete den Greis — — — Doch hinweg von diesen schrecklichen nun folgenden Scenen, die den Menschen von Herz und Gemüth mit dem tiefsten Entsetzen erfüllen und uns mit Schauern der „guten alten Zeit“ denken lassen.

Der Greis war bald ohnmächtig geworden und starb nach kurzer Zeit. Nicht so das Mädchen.

Ihr jugendkräftiger Körper ertrug Anfangs mit grosser Standhaftigkeit die unerhörten Qualen, aber endlich siegte doch der Körper über den Geist. Sie gestand Alles zu, was man von ihr fragte, nur um den grässlichen Schmerzen zu entgehen.

Und so erfuhr denn der Richter zu seiner grossen Genugthuung, dass die Inculpatin mit dem Teufel in Verbindung gestanden, von ihm allerlei Lehren der Zauberei empfangen, Zusammenkünfte mit ihres Gleichen in der Mainacht auf dem Blocksberge gehalten, und derlei Unsinn mehr.

Das Mädchen wurde nun in ihr Gefängniss zurückgebracht und lag da fast hilflos acht Tage unter den furchtbarsten Schmerzen. Da sie aus Angst vor einer zweiten Folter ihre erzwungene Aussage nicht wiederrief, vielleicht auch gar nicht einmal wusste, dass dies der Rechtsgang war, so wurde der Stab über sie gebrochen.

Blitzschnell verbreitete sich das Gerücht hiervon in der Stadt, und Jedermann freute sich über das gerechte Todesurtheil, das nach wenigen Tagen vollstreckt werden sollte.

Natürlich waren inzwischen Geistliche eifrig bemüht, diese arme Seele dem Teufel zu entreissen, und es gelang ihnen vorzüglich, wie sie meinten, denn das arme Opfer sagte zu Allem: Ja, weil sie eine zweite Folterung fürchtete und nur noch einen baldigen Tod erhoffte.

Wenige Tage nachdem das Urtheil gesprochen, wurde die Hexe auf einer Kuhhaut zur Richtstätte hinausgeschleift.

Hier hatte man einen Pfahl, an dem oben ein Querholz, eingegraben und ringsherum Reisig und grössere Holzstücke geschichtet.

In Feiertagskleidern waren die Bürger hinausgewallfahrtet, um dem Schauspiele beizuwohnen; Richter und Priester im Ornate und Kriegsknechte umgaben im Kreise den Holzstoss und eine grosse Menschenmenge ringsherum. Der Richter brach das weisse Stäbchen, die Henker hoben das unglückliche Mädchen in die Höhe, banden die Arme über das Querholz, die Füsse unten fest, und der Scheiterhaufen wurde entzündet.

Bald werden der Rauch und Qualm die Unglückliche besinnungslos gemacht und getödtet haben, so wollen wir wenigstens hoffen!

* * *

Solche Pfähle, an denen man, wie man auf plattdeutsch sagte: „Hexen gesmökt“, d. h. am langsamen Feuer gebraten hatte, fanden sich im vorigen Jahrhunderte noch viele in Mecklenburg; jetzt hört man nur noch von Hörensagen von diesen Justizmorden.

Erstürmung Neu-Brandenburgs.

Das siebzehnte Jahrhundert lag schwer im Allgemeinen auf Mecklenburg und besonders hart auf Neu-Brandenburg. Kaum war an diesem früher sehr bevölkerten und nahrhaften Orte die Pest erloschen, die etwa nur 3—400 Bürger am Leben liess, kaum waren die schweren Folgen einer Feuersbrunst, die fast die Hälfte der Stadt einäscherte, überwunden, so brachen über Neu-Brandenburg die schweren Schicksale des dreissigjährigen Krieges herein.

Zuerst musste es eine Wallenstein'sche Heeresabtheilung aufnehmen und verpflegen, dann folgten Durchzüge auf Durchzüge, und die Wallensteiner waren bei ihren Requisitionen wahrlich nicht bescheiden oder rücksichtsvoll. Etwa drei Jahre lag eine schwedische Garnison im Orte, und diese zu vertreiben und die Stadt wieder dem Kaiser botmässig zu machen, so sagte nämlich Tilly, obschon die Beweggründe ganz andere waren, die hier nicht zu erörtern sind, führten die Katastrophe herbei, die ich erzählen will.

Dazumal war Neu-Brandenburg, wie alle Städte Mecklen-

burgs, mit Gräben und Mauern umgeben; Warthürme waren auf denselben angebracht, und gewaltige, eisenbeschlagene, eichene Thore mit Zinnen sollten die Stadt beschützen.

Die Häuser innerhalb der Ringmauer waren mit seltenen Ausnahmen von Fachwerk erbaut und mit Stroh gedeckt; niedrige, einstöckige, kleine Kasten, theilweise nach der Laune des Erbauers dahin gesetzt, wo sie gerade am zweckmässigsten erschienen, und aus diesem Häuserwirrsal, das nur hin und wieder durch Strassen geregelt war, ragte nur als imposantes Gebäude die Marienkirche hervor.

Zwar hatte man ausserhalb der Mauern Ackerbau und Gartencultur, wie auch Hopfenbau mit Erfolg betrieben, an vielen Stellen aber waren, wie auch noch heutzutage, sumpfige und morastige Niederungen, und vor allen der waldumkränzte Tollensee, der durch seine wasserspendende Flussmutter hätte ein Schutz sein sollen, im Gegentheile aber zum Tode manches Neu-Brandenburgers Veranlassung gab.

In der Stadt commandirte der schwedische Oberst Kniephausen, unter ihm die Hauptleute Pfluch und Döhnheim.

Alle drei commandirenden Generale waren Leute der ehrenwerthesten Gesinnung, und die beiden Letztgenannten haben die Treue für ihren König mit dem Tode besiegelt.

Tilly kam nicht gleich vor die Stadt, sondern blieb in seinem Feldlager bei Stargard und sandte nur einige Regimenter Croaten voraus, um eine Verbindung mit Broda herzustellen; er muss also jedenfalls vorher genau haben recognosciren lassen.

Es war im März; der Thauwind hatte den Schnee hinweggeschmolzen, der See war angeschwollen, und alle Niederungen waren morastig und schlüpfrig. In den Wellen des Sees, die vom Südostwinde getrieben rauschend gegen die Ufer schlugen, spielten in blutrothen Lichtern die Bivouakfeuer der Croaten; die ihnen beigegebenen Dragoner hatten ihre Pferde abgezäumt und in einen Kreis gestellt; hier schallten Lieder; dort wurde auf einer Trommel gewürfelt, vielleicht um einen Einsatz, den man heute Morgen als letztes Geld einem Armen erpresst hatte, oder um die Tressen, die einem schwedischen Officiere abgerissen waren, oder um die gestohlenen Gefässe des heiligen Nachtmahls — und Alle waren vergütet und

guter Dinge, denn im Vergleich zu den Cameraden waren sie gut daran.

Eine Abtheilung Croaten war in den Stargarder Grund commandirt, um dort Erdarbeiten vorzunehmen; — ein schwierig Ding! Nach jedem Spatenstich kam das Wasser, die Leute sanken bis über die Knie und häufig bis unter die Achsel in Morast, die Arbeit erwies sich als gänzlich aussichtslos und musste aufgegeben werden.

Inzwischen versuchte man an anderer Stelle, beim sogenannten Aalhüschchen, einen Uebergang zu gewinnen, aber der Oberst Dühnheim brach es ab mit seinen 40 Musketieren und konnte sogar noch eine Brustwehr errichten. In nächster Zeit aber hatten die Tilly'schen das Terrain erkannt, umgingen einfach die Stellung des Dühnheim und zwangen ihn somit zum Rückzuge.

Tilly hatte es inzwischen für nöthig befunden, sich doch selbst von der Lage der Dinge zu überzeugen und begab sich früh Morgens von seinem Feldlager aus zur Recognoscirung.

Sein schwarzes, mit einer rothen Decke und mit silbergesticktem Sattel- und Zaumzeug vielfach geschmücktes Pferd schritt stolz unter dem kleinen Reiter, der mit seinen durchdringenden Augen, die unablässig in dem gelben, knebelbebarteten Gesichte in ihren Höhlen umherrollten, dahin.

Eine halbe Sturmhaube mit lang herabwallenden Federn bedeckte das Haupt dieses furchtbaren Generals, ein breiter, spanischer Spitzenkragen, hellgelbes, ledernes Koller, über dem ein breites, gesticktes Schwertgehänge lief, und weite Reiterstiefel, wie sie damals Sitte waren, an denen pfundschwere Anschnallsporen befestigt, vervollständigten sein Costüm. Vor ihm her liefen vier Lakaien und hinter ihm war die Suite der Officiere.

Der Zug begab sich auf den Haitmühlenberg, von wo aus Tilly einigermaßen sein Terrain, auf dem er operiren wollte, übersehen konnte. Zum Wahrzeichen dieses wichtigen Augenblickes liess er dort, wo er gehalten, eine Stange in den Boden treiben.

Bald zeigten sich die Folgen dieses Rittes; in der Nacht begannen die Schanzarbeiten, bei denen nicht allein die Bauern der Gegend mit Handdiensten mithelfen mussten, sondern auch

nothgezwungen in langen Wagenreihen Faschinen und derlei Schanzgeräthe herbeischafften. Nach kurzer Zeit, denn die Belagerten vermochten durch einige Ausfälle nur wenig dagegen zu thun, waren die Wälle und Laufgräben fertig, und mit halben Karthaunen, zwei ganze und eine halbe Batterie, armirt.

Früh Morgens, nachdem diese nächtlichen Arbeiten vollendet, sahen die Belagerten zu ihrem Schrecken diese Menge schweren Geschützes gegen sich gerichtet.

Tilly scheint auf einen gütlichen Ausgleich bei dieser Ueberaschung gerechnet zu haben, denn er sandte dem Oberst Kniephausen einen Trompeter und liess ihn auffordern, die Stadt zu übergeben, wobei ihm mit seinen Soldaten freier Abzug mit Sack und Pack gewährt sein solle.

Kniephausen liess ihm antworten, er rechne es sich zwar zur höchsten Ehre, mit einem solchen Cavalier, wie Tilly, unterhandeln zu können, doch werde er nie die Stadt übergeben, sondern rechne auf Entsatz durch seinen König.

Sowie dieser Entschluss dem Grafen Tilly bekannt wurde, begann sofort die Beschiessung.

Die langen, auf schweren, unbehilflichen Rädern ruhenden Geschütze, deren Richtung durch eine hölzerne Scala regulirt wurde und die sich durch die rückwirkende Kraft des Pulvers bald in den Erdboden hineingewühlt hatten, da die Stricke, welche die Lafetten mit den Rädern verbanden, zeitig genug rissen — wurden durch das andauernde Feuer heiss, und man musste von Zeit zu Zeit eine Pause eintreten lassen.

Die in die Stadt geschossenen Kugeln hatten indessen Bresche gelegt, welche aber in der folgenden Nacht sofort wieder von den Bürgern durch Balken, Bretter u. s. w. ausgebessert wurde. Der sonst angerichtete Schaden war von geringer Bedeutung, denn viele Kugeln gingen über die Stadt hinweg und beschädigten die Tilly'schen.

Tilly versuchte nochmals an einem der nächsten Tage einen gütlichen Ausgleich, einen Trompeter zum commandirenden General Kniephausen sendend; aber obgleich dieser von seinen Officieren aufgefordert wurde, die Stadt zu übergeben, da sie einestheils wegen der Uebermacht des Feindes, es mangelte vorzüglich an schweren Geschützen, erliegen müsste, andern-

theils bis dahin auf einen Entsatz von Seiten des Königs nicht zu hoffen wäre; obgleich die Bürger Neu-Brandenburgs ihn flehentlich baten, sie nicht in ihr sichtliches Unglück zu treiben, blieb er dennoch fest bei seinem ersten Entschlusse. Er zeigte den Versammelten das Schreiben des Königs, welches Entsatz verhiess, und liess Tilly durch den Trompeter sagen, so lange in ihm und seinen Soldaten ein warmer Blustropfen wäre, würde die Stadt nicht übergeben werden.

Auf allen bedrohten Punkten, so namentlich am Friedländer Thor, wurden die Schweden vertheilt, besonders an diesem letztgenannten Platze befanden sich Kniephausen und Pfluch selbst. In der Stadt wirbelte der Generalmarsch, die Bürger hielten sich bereit, wenn etwa Brandkugeln kommen sollten, zum Löschen; in den Kirchen hatten sich wie schon die Tage vorher, Greise, Männer, Weiber und Kinder jeglichen Standes versammelt, um sich durch Gebet und Abendmahl auf ihren muthmasslichen Tod vorzubereiten.

Und Tilly wartete nicht lange mit seiner Antwort auf die letzte Botschaft des Generals Kniephausen, die Geschütze donnerten laut krachend von den Höhen, die Trompeten der Dragoner und Kürassiere schmetterten, und unter wildem Geschrei, „sancta Maria, sancta Maria“ rufend, stürzte ein Regiment Fussvolk unter dem kurzen, abgebrochenen Sturmwirbel der Trommeln zum Angriff vor. Die erste Attaque war fast unwiderstehlich, und Einzelnen gelang es, die Wälle zu erklimmen, aber sie wurden bald mit blutigen Köpfen und unter grossem Verlust zurückgewiesen. Doch bald folgte ein zweites und dann ein drittes Regiment; die Reiter waren abgesehen und theiligten sich mit ihren langen Pallaschen lebhaft an der Erstürmung. Besonders war es am Friedländer Thor, wo der stärkste und nachhaltigste Angriff gemacht wurde. Hier stand Pfluch, und obgleich er so manchen Croaten, der die Zinnen zu erklimmen versuchte, mit seinem langen, breiten Schlachtschwert mit gespaltenem Schädel in die Tiefe schickte, musste er mit den Seinigen doch erliegen. Eine Musketenkugel traf ihn durch den Kopf, und wie die Soldaten ihren Führer fallen sahen, stutzten sie einen Augenblick; das war für die Stürmenden genügend. Im Nu war eine Anzahl droben und überschwemmte

den Wall. Nun begann eine Metzerei, wie sie wohl selten ihres Gleichen gehabt hat und an Grausamkeit wohl niemals überboten sein dürfte. Eine Abtheilung Schweden von etwa 90 Mann war, wie der Chronist erzählt, in eine Wall-Enge oder Sackgasse flüchtend gerathen; die Tilly'schen hatten sie hier eingekeilt und hieben und schossen so lange dazwischen, als sich noch ein Athem zu regen schien. Man fand später zehn, zwölf Leiber in Bergen übereinander geschichtet, abgehauene Köpfe, Arme, Beine.

Nachdem an diesem Platze der Damm gebrochen, fluthete das Heer Tilly's durch die Stadt, und sie war in kurzer Zeit in ihren Händen. Wahrscheinlich weil der Sturm neben vielen hohen Officieren auch eine Menge Leute, etwa 14—1600, gekostet hatte, begann nun eine Niedermetzlung und Plünderung; die von den Officieren noch höher mit den Worten angefacht wurde: „Keinem Bürger und Soldaten Pardon!“

Nicht allein, dass auf den Strassen und in den Wohnungen Männer, Weiber, Kinder misshandelt und getödtet wurden — ja die Soldaten liessen sogar ihren Grimm an den Leichen aus, indem sie sie aufspiessten oder ihnen den Schädel spalteten — selbst in den Kirchen wurden die schauderhaftesten Greuelthaten verübt.

Ein Brandenburger Rathsherr, der sich vor den Altar geflüchtet hatte, wurde hier erschossen, und um der Schandthat die Krone aufzusetzen, spaltete ihm ein Croat den Schädel kreuzweise, wie der Chronist erzählt; und einem schwedischen Fähnrich, der sich in seine Fahne gewickelt hatte und, um sein Leben bittend, an der Sacristei stand, erging's nicht besser, er wurde ohneweiters niedergemacht.

Die in damaligen Zeiten in den Kirchen aufbewahrten Güter der Wittwen und Waisen wurden zertrümmert, Betten beispielsweise zerschlagen, so dass die Federn in dem geheiligten Raume umherstoben — kurzum, Nichts wurde geschont. In derselben Weise ging's in den Privatwohnungen her. So hatte unter Anderen ein Bürgermeister einem plündernden Soldaten Alles an Baarem gegeben, was er besass; nachdem dieser aber seinen Zweck erreicht, erstach er jenen.

Um etwa verborgene Schätze zu erspähen, wurden die Betreffenden auf eine Art und Weise gefoltert, wie grössere

Qualen kaum von Inquisitionsrichtern erdacht worden sind; aber was halfen alle Foltern, die Leute konnten nichts bekennen, weil sie nichts wussten.

Zu allem Glück oder Unglück brach eine Feuersbrunst aus, die muthmasslich durch Nachlässigkeit der Soldaten in der Handhabung von Fackeln beim Durchsuchen von Kellern oder sonstiger dunkler, strohgefüllter Räume ausgebrochen war.

Zum Glück sagen wir, denn Tilly liess unter Trommelschlag verkünden, dass allen Denen, die beim Löschen helfen würden, Pardon gewährt sei (allerdings eine wunderbare Vergünstigung, da die Bürger sich überhaupt beim Kampfe gar nicht betheilig hatten).

Nichtsdestoweniger ist es als ein Glück für die Stadt anzusehen, dass dieser Zufall eintrat, denn wenn die wallonischen und italienischen Regimenter ebenfalls noch am Plündern und Morden hätten theilgenommen — sie waren bis dahin noch im Lager — so würde das Unglück und Elend unzweifelhaft noch grösser geworden sein.

Tilly, dieser Mann mit dem ehernen Herzen, hatte sich selbst von dem Zustande in Neu-Brandenburg überzeugt; er musste aber sozusagen zu Fuss in die Stadt kommen, denn sein Pferd konnte erst nach übergelegten Brettern durch eine Bresche gebracht werden.

Er befahl zwar das Aufhören des Plündern, entfernte sich aber dann, und die Officiere und Soldaten kehrten sich wenig an den Befehl.

So geschah es, dass an diesem unglückseligen Tage allein hundert und einige sechzig Bürger der Stadt Neu-Brandenburg erschlagen wurden, und dass die Stadt sich durch diese schwere Heimsuchung in vielen Decennien nicht erholen konnte.

Kniephausen, der Neu-Brandenburg durch sein zwar ehrenwerthes, aber unüberlegtes und tadelnswerthes Handeln in diese schwere Noth gebracht, wurde gefangen.

Die kaiserlichen Soldaten, welche seinen Rang nicht kannten, zogen ihn in grenzenloser Habgier nackt aus bis auf einen Strumpf, dann wurde er weitersgeschleppt; man umhüllte ihn später mit einem Laken, und in dieser Verfassung kam er mit Frau und Verwandtschaft in's Tilly'sche Lager.

Eine Episode aus dem Jahre 1806.

Es war im October des Jahres 1806.

Die Schlacht bei Jena und Auerstädt, die für Preussen so verhängnisvolle Folgen hatte, war geschlagen und ein Corps des zersprengten Heeres, etwa 10.000 Mann stark, rückte unter Blücher in Eilmärschen der mecklenburgischen Grenze zu, um die Nieder-Elbe zu gewinnen.

Zwar war von der mecklenburgischen Regierung die Grenze zum Zeichen der Neutralität mit Pfählen markirt; daran kehrte sich Blücher aber wenig, sondern trat mit seinem Corps über und bald überschwebten die preussischen Soldaten, nicht gerade in schonendster Weise Requisitionen machend, das Land. Der Zug ging über Neu-Brandenburg nach Waren, und unmittelbar den Preussen auf den Fersen folgten die Franzosen unter Bernadotte, Soult u. A.

Nicht weit von Waren, da, wo der Gras- und Tiefesee nur durch einen schmalen Erddamm und Brücke getrennt sind, wo dazumal das Pächterhaus von Alt-Garz sehr nahe dem Grassee lag, unweit Nossentin, Jabel und Sophienhof standen endlich die Preussen und es kam zum Gefechte.

In Sophienhof existirte damals eine landwirthschaftliche Akademie, und das Nachstehende ist den Worten eines Augenzeugen, der sich damals dort ausbildete, nacherzählt.

Es war also in der zweiten Hälfte des October; die schöne, reichliche Ernte war längst eingebracht, aber dennoch herrschte Trübsinn und Bangen unter den Landbewohnern. Theils machte die Furcht vor dem nahenden Kriegsungewitter manches Herz bange schlagen, theils die Angst vor der Ruhr.

Diese schreckliche Krankheit, schlimmer als der gefürchtete Franzose, war in diese Gegend eingekehrt und hatte schon so manches Opfer gefordert.

Auch im Pächterhause zu Alt-Garz, der damalige Pächter hiess Döhn, war die Seuche aufgetreten; einsam und verlassen in seinem Eckstübchen, das auf den See hinausging, lag der Hausherr krank darnieder, verlassen von den Seinigen, die theils vom Tode abberufen, theils angst- und schreckerfüllt geflohen waren. Nur eine mitleidige Seele, die Tochter des

Pastors in J., fand sich, die den ältlichen, kranken Mann besuchte und pflegte

Die Blücher'schen Schaaren hatten sich auf der Seite des Sees gesammelt, auf dem das Pachtgehöfte lag, und Kanonen aufgepflanzt, die den Erddamm, der die beiden Seen trennte, bestrichen, um so einen Uebergang zu hindern. Jenseits hatten die Franzosen gleichfalls Kanonen aufgeföhren, und nun ging's an ein lustiges Schiessen, von preussischer Seite — den immer versuchten Uebergang über den Damm zu hindern, — von französischer Seite, denselben zu erzwingen.

Die französischen Kanoniere waren nicht allzu genau mit der Richtung ihrer Geschütze, und so flog manche Kugel ganz wo anders hin, als ursprünglich beabsichtigt.

Der arme, hilflose Döhn lag inzwischen auf seinem Krankenlager, hörte das Knattern des Kleingewehrfeuers und das Anschlagen der Flintenkugeln an seinem Hause, und dazwischen das dumpfe Donnern der Geschütze. Da, entsetzt fährt er aus seinem Bette empor, eine Stückkugel hat eine Wand unweit seines Bettes durchbrochen und ist zur andern wieder hinausgeföhren; dann folgen in Zwischenräumen eine zweite und dritte, die die Wände seines Zimmers zersplittern; eine Bombe platzt mit lautem Krachen vor dem einen Eckfenster und zerschmettert mit ihrem Inhalte die Fensterscheiben, indem die Eisensplitter in die Decke fahren — dann ist plötzlich Alles still.

In doppelter Todesangst lauscht der unglückliche Mann, aber er hört nur entferntes Getümmel, verhallende Flintenschüsse.

Da horch! Wieder ein Geräusch, als ob sich Jemand nahe, die Tritte kommen näher, die Thüre öffnet sich leise; aber o Glück, es ist sein gütiger Engel, die Pastorstochter, die sich mit eigener Lebensgefahr herwagte, um dem Leidenden hilf- und trostreich zur Seite zu stehen. — —

Dass sich das Schiessen und Getümmel weiter vom Pächterhause entfernte, hatte seinen guten Grund: die Franzosen waren es müde, den Uebergang über den Damm zu erzwingen, der ihnen nutzlos so manches Menschenleben gekostet hatte, und versuchten den See zu umgehen, um so die Preussen von beiden Seiten fassen zu können.

Es gelang.

Bald schmetterten von rechts und links die Geschütze und die Flintenkugeln in die preussischen Glieder, und da Blücher an diesen wie an mehreren anderen Punkten, wo das Gefecht gestanden hatte, einsah, dass er sich nicht werde halten können, liess er eiligst zum Rückzuge blasen und rückte in Eilmärschen weiter, bis ihn sein Schicksal in Lübeck ereilte.

Diesseits und jenseits des Sees lagen todte und verwundete Preussen und Franzosen; den Preussen war es nicht möglich gewesen, bei ihrem eiligen Rückzuge ihre Verwundeten mitzunehmen, und von Seiten der Franzosen wurden nun diese, wie auch die Todten zusammengeschneppt, zugleich mit ihren eigenen.

Bei dieser Gelegenheit kam auch ein Detachement an das mit Flintenkugeln gespickte und von Kanonenkugeln durchlöchernte Pächterhaus. Wie die barmherzige Samariterin den Trupp nahen sah und das Aeusserste von diesen rohen Gesellen befürchten musste, wusste sie nichts Besseres zu thun, als schleunigst zu ihrem Kranken in's Bett zu kriechen.

Als aber die Soldaten, die Thüre zum Krankenzimmer öffnend, die kugelzerfetzten Wände, das bleiche Gesicht des Kranken, auf dem der Tod geschrieben stand, und die schreck erfüllten Züge der Pflegerin sahen, traten sie scheu zurück und schlossen leise die Thür.

Unweit von diesem Schlachtfelde, auf dem so manches junge Leben verblutet, so manche Hoffnung der fernen Eltern durch ein Stückchen Blei vernichtet, so mancher ehrgeizige Geist für immer zur Ruhe gebracht, und so manches brave Herz, das treu für König und Vaterland schlug, stillgestanden, auf dem noch viele Schwerverwundete, die um Gotteswillen baten, man möge sie erschiessen, um ihren Leiden ein Ende zu machen, umherlagen, befand sich eine Windmühle.

Zu dieser und auf sie hinauf schleppte man Preussen und Franzosen, wie sich's gerade traf, Todte oder Schwerverwundete, man hatte keine Kugel für sie.

Dunkel und trübe war der Abend herabgesunken; willenlos bewegten sich gleich entfleischten Armen die zerschossenen Flügel der Windmühle; drinnen das Stöhnen und Röcheln der zum Tode Verwundeten.

Vater, ich rufe Dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umrasselnd mich zuckende Blitze.
Vater, ich rufe Dich!
Gott, ich erkenne Dich!

Gott, ich erkenne Dich!
Wie im herbstlichen Säuseln der Blätter,
So auch im Schlachten-Donnerwetter.
Herr! Du führe mich!
Dir ergeb ich mich! ¹

Vom Fusse der Mühle leckt eine Flamme empor, steigt weiter und weiter und umhüllt sie mit Qualm und zuckenden Lichtern. Das trockene Holz knistert, die Flügel bewegen sich gleich feurigen Menetekel-Zeichen; bald steht eine gewaltige feurige Säule da in der dunklen Nacht.

Da drinnen aber ist's still geworden; kein Aufschrei mehr des entsetzlichen Schmerzes, kein Röcheln, kein Stöhnen — prasselnd stürzt das Gebälk zusammen; da drunten aber im lustigen Bivouak schallt das „Allons enfants de la patrie“.

Skizzen aus Boltenhagen. ²

I.

Abreise und Ankunft.

Nun liegt die Heimath hinter mir
Und vor mir Berg und Thal,
Ade du düsteres Quartier.
Nun wandern wir, nun wandern wir
Im goldnen Sonnenstrahl.

B. Sigismund.

Es ist im Hochsommer.

Ein Jahr der Arbeit, der Mühen und Sorgen liegt hinter uns, ein Monat der Erholung vor uns. Also hinaus in die frische, freie und fröhliche Natur, bei Seite mit den Entwürfen für Geschäfte oder geistige Arbeiten! Aber wohin? Wie wär's mit einem Ausflug in's bayerische Hochgebirge, oder eine kleine

¹ Anachronismus, da das betreffende Gedicht erst 1812 gedichtet wurde.

² Zuerst abgedruckt in: „Mecklenburgische Zeitung“.

Tour durch den Thüringer Wald, eine Harzreise, oder eine Fahrt nach Kopenhagen?

„Nein, Frau, daraus wird nichts, wir gehen, wie in früheren Jahren, so auch in diesem, nach unserem alten, lieben, Boltenhagen.“

„Also nun die Koffer gepackt, Carl,“ so heisst nämlich mein Diener, „vergiss nicht den Kegelrock, und vor Allem nicht die lange Pfeife, die mir vor Jahren der alte, freundliche Advocat K. aus S. als besonderes Zeichen seiner Zuneigung verehrte, vielleicht auch mit dem stillen Hintergedanken, unter dem cigarrenrauchenden Herrenpublicum ein befreundetes Subject mit langer Pfeife zu sehen.“ — Es ist unzweifelhaft, dass irgend ein nothwendiger Gegenstand vergessen worden ist, doch in der angenehmen Zuversicht, dass Alles in Ordnung, eilen wir auf den Flügeln des Dampfes Boltenhagen zu.

Da sind wir endlich in Greivismühlen und der Omnibus des Herrn Brockmüller bringt uns in sein Hotel zu feiner und billiger Restauration und freundlicher Bedienung. In Kurzem ist ein Fuhrwerk für uns und ein zweites für unsere Sachen engagirt, und fort geht's dem Meere zu.

Rechts und links von heckeneingehegtem Wege wogen die üppigen Weizenfelder, weiden auf reichen Fluren wohlgenährte Rinder- und Schafheerden, und sieh', da taucht am Horizont der Kirchthurm von Klütz auf.

Wir haben das kleine, wohlhabende Städtchen passirt und der Seewind trägt das eigenthümlich wunderbare Aroma des Meeres uns zu.

„Thalatta, Thalatta,
Sei mir gegrüsst Du ewiges Meer,
Sei mir gegrüsst zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen.“

Da bist Du angekommen auf der letzten Höhe und da drunten liegen alle lieben, bekannten Häuser, Gärten und Promenaden, lustig flattern die Flaggen im Winde, wie wenn man Dich erwartet hätte, und das Meer rauscht und braust sein Willkommen.

„Wohin soll ich fahren?“ fragt der Kutscher.

„Nach Steinhagen's Hotel." Ein kurzer Imbiss wird genommen und dann geht's auf die Wohnungssuche im Dorf.

II.

Abend am Meer.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See,
Geheimnißvoll rauschen die Wogen.
Heine.

Langsam leise sinkt die Dämmerung hernieder, die letzten Strahlen der scheidenden Sonne verglimmen in der wogenden Fluth an der Ecke von Rethwisch, und der Abendstern, der Vertraute stiller Stunden, steigt auf am Horizont.

Stern der sinkenden Nacht,
Schön funkelt im Weiten Dein Licht,
Du hebst Dein Strahlenhaupt aus Wolken,
Wallst stattlich hin an Deinen Höhen.
Warum blickst auf die Ebene Du?

Ossian.

Warum blickst auf die Ebene Du, warum sitztest Du selber einsamer Denker am Strand und lauschest dem Wellenschlag und siehst der Sterne Funkeln wiederkehren im Meer? Warum?

Da kommen die Wogen leise verrauschend, brausend, murmeln und glockentönend.

Diese kleine Woge, wie sie sich verrollend überstürzt, ein Bild von Dir selbst. Wie war's denn, als Du als Kind überhastig laufen wolltest, Du fielst und Dein Wollen zerrann wie diese Welle. Aber immer rastlos, nimmer ruhend, wie der menschliche Geist, wälzt das Meer eine schaumgekrönte Welle Dir entgegen. Und wie die Welle zerrinnt, sind Deine Träume zerronnen.

Was wisperte sie doch im Zerfließen? Denkst Du noch daran, wie Du mit thatendurstigem Herzen die Welt erobern wolltest, denkst Du noch an jene blonden Locken und blauen Augen, die herzumstrickend Dich gefangen hielten, denkst Du noch jener seligen Zukunftsträume, die liebeathmend Dich umfingen? — Die Welle zerrinnt, die Woge zerrinnt, silbern

zittert das Licht des Vollmondes über die tanzenden Wellen. Ja, sie tanzen und singen über den nassen Gräbern uralter Seehelden von Schweden und Dänemark, über dem starren Leib manches braven Seemannes der jetzigen Zeit. Sie tanzen und singen. — Drüben bei Steinhagen bläst das Orchester das wunderbar schöne Lied von Schäfer „die Post“. —

Du lauschest still am Meeresstrand den verhallenden Klängen der Trompete und dem wiegend einlullenden Wellenschlage.

III. Morgen.

Du warst mir ein gar trauter lieber
Geselle — komm du schöner Tag,
Zieh' noch einmal an mir vorüber,
Dass ich mich Deiner freuen mag!
Lenau.

Ich sass vor Sonnenaufgang an dem Strande;

Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

Dämmernd im Osten zeigen die grau gemalten Lichter den nahenden Aufgang der Sonne. Leise rauschen die Wellen und plätschern zurückrollend am Strande.

Dunkel noch wie Deine Zukunft liegt das Meer geheimnissvoll vor Dir. Gleich wie die Wogen kommen und gehen, wie sie anschwellen und verrauschen, so Dein Leben.

Das Schöne, das Gute, das Wahre wird verkannt und missachtet in dem Streben nach Gelderwerb.

Aber dämmernd wie der anbrechende Morgen schwebt's Deiner Seele vor — durch Nacht zum Licht.

Und da steigt sie empor aus purpurdurchwirkten Wolken, die liebe, die schöne Sonne.

O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst Du mir in's Herz hinein.

Glänzend, leuchtend gleiten die Lichter über die hüpfenden Wellen, die Nebel schwinden und wunderbar prächtig rollen die Meereswogen daher.

Auch in den Hotels werden mittlerweile die trägen Schläfer wach und die Glocken läuten zum Aufstehen. Gewöhnlich aber noch vor den Glocken kräht der Herr R. aus L. die Schläfer wach. Am Strand harren schon die Badeknechte mit ihrem Pferde der Badegäste, und nun geht's hinein in's kühle Meer. — Es gibt Leute, die trotz aller ausgesprochenen Sympathie für das Wasser einen wahrhaften Schauer empfinden, wenn sie wirklich hinein sollen; ich kenne Jemanden, der, statt sich mit Einemmal in's Wasser zu stürzen, damit anfängt, zuerst die Füße hineinzustecken, sodann die Hände und von unten herauf langsam diese, für ihn eine Qual gleich einem Märtyrer durchmacht, bis ihm das Wasser bis zum Halse reicht; dann entschliesst er sich endlich, mit einem kurzen Ruck auch den Kopf unterzutauchen. Ein anderer mir bekannter Herr hat es noch nicht so weit gebracht, er kommt höchstens bis zu den Knien in's Wasser, bespritzt sich etwas und hat dann, seiner Meinung nach vorzüglich gebadet.

Ein gleiches Märtyrerthum wie diese beiden Dulder machen die meisten kleinen Kinder durch, und kann nur das sie mit dem kalten und nassen Wasser befreunden, dass man in ihrer Gegenwart einen Theekessel voll heissen Wassers hineingießt.

Nach dem Bad, wie frisch und frei fühlt man sich; die Curmusik spielt lustige Weisen und ein Spaziergang am Strande oder in den schönen Alleen von Alt-Boltenhagen erhöht den schon ohnehin gesunden Appetit.

Schön gebackene Maischollen, Krabben, frische Butter, Aale erwarten uns, dazu ein kräftiges Glas Sherry; und nun fort zur Kegelbahn.

IV.

Kegelclub.

Man kann ein guter Mensch, allein
Ein miserabler Kegler sein.

Also die lange Pfeife in Brand gesetzt und fort zur Kegelbahn! Aha, da klingelt's schon; einem Mitglied des

Kegelclubs warten die übrigen Kegler zu lange und er läutet Sturm mit einer am Kegelhäuschen befindlichen Glocke.

Wir sprechen hier von dem Kegelclub, der sich auf Herrn Steinhagen's Bahn versammelt. — Und mit magischer Gewalt ziehen die Klänge der Glocke die Kegler herbei. Hier kommt einer vom Strand, dort einer aus dem Frühstücksaal, und auch die müssen herbei, die sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatten, um Correspondenzen zu besorgen.

So, nun kann's losgehen. Ja, aber was?

Nun, wir wollen Hamburgern.

Da sich bei dieser Art des Kegelspiels die beiden besten Kegler in dem Club die ihrer Partei zuzueignenden Leute, nachdem sie unter einander „gekabelt“, auszusuchen haben, so will natürlich Niemand der Beste sein, bis denn schliesslich nach vielen Redensarten ein Arrangement zu Stande kommt, welches in der Regel so ausfällt, dass die schlechtesten Kegler zusammen kommen. Dadurch sind natürlich die Chancen zum Gewinnen für die schwächere Partei sehr herabgedrückt.

Wenn nur ein irgend geschickter Kegler sich in der Partei befindet, so wird alle Hoffnung auf ihn gesetzt und wehe ihm, wenn er einen Fehlwurf macht.

Wie nun erst gar, wenn in der stärkeren Partei schlechte Würfe gemacht werden und die Partie au point steht!

Zwar sagt Herr Steinhagen, er könne auf seiner Bahn werfen wie er wolle, wenn seine Kugel eine andere Curve mache, wie beabsichtigt war, — doch wird diese Bemerkung über das autokratische Recht über seine Bahn gewöhnlich von der verlierenden Partei, der er angehört, höchst missfällig aufgenommen.

In dieser Beziehung muss sich auch der rechte und linke Seiteneckkegel manche Verbalinjurie gefallen lassen, denn wenn dieser unglückliche Kerl bei einer Kugel, die neun geben sollte, allein stehen bleibt, so fallen auf sein unschuldiges Haupt mitunter Titel, die ihn zu ernstlichen Schritten veranlassen könnten, falls er sich nicht so im Stadium des Stillstandes befände.

Während zum Aerger der meisten Herren dieser Kegel gerade stehen bleibt, kannte ich einen, der es darauf abge-

sehen hatte, eben nur ihn allein von allen neun umzuwerfen, — es war aber nicht sein Wille; in Folge dieser lächerlichen Eigenthümlichkeit trug gedachter Kegel den Namen seines Feindes lange Zeit.

Mitunter finden sich auch Kegelfreunde, deren Kugeln wunderbare Kreuzzüge über die Bahn machen, und von diesen kann man sagen:

Ein guter Kegler ist geübt,
Ein schlechter aber mehr beliebt.

Aber horch, das Posthorn klingt, es ist ein Uhr, die höchste Zeit zum Aufbruch, um Toilette zu machen; noch rasch in's Posthaus und gefragt, ob Briefe da sind, und dann nach Hause.

V.

Thé dansant.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Dreh'n, den Boden berührt kaum der beflügelte Fuss.

Schiller.

Endlich nach langem Harren, nach vielen stillen Verwünschungen der Tanzlustigen, haben die letzten Esser die Tafel verlassen, und mit grösster Eile räumen die Kellner die Tische hinweg, um Platz zu machen, damit der Tanz beginnen kann.

Die Musikanten droben auf dem Orchester beginnen leise ihre Instrumente zu stimmen, der Saal füllt sich mehr und mehr mit ballmässig gekleideten Damen und mit Herren, von denen wir leider sagen müssen, dass sie es selten für nöthig finden, Balltoilette anzulegen, oder auch nur Handschuhe anzuziehen. Sie erscheinen ganz einfach und ganz unbefangen im Oberrock, und das wird dann auch nicht weiter übel vermerkt, wenn nicht gerade einer dazwischen ist, wie noch kürzlich, der im buntcarrirten schottischen Rock erscheint.

Und die Polonaise rauscht in vollen Klängen hernieder vom Orchester, gewöhnlich angeführt von Herrn K. jetzt auf T.

In bunten Schlangenwindungen wogen die Tanzenden durch einander, bis ein langsamer Walzer die verschlungenen Linien harmonisch auflöst.

Dann kommen alle denkbaren Tänze in bunter Reihenfolge, der Galopp geht in schärfster pace durch den Saal, und wer eine Polka nicht linksum tanzen kann, wird von der jungen Herren- und Damenwelt im Stillen für einen Philister gehalten.

Wunderbar und ergötzlich für den Unbetheiligten ist aber das Tanzen der Française anzusehen; entweder ist gar kein Commandeur da, oder wenn, so commandirt er falsch, oder zu leise, verspricht sich auch wohl mitunter, weil ihm droit und gauche nicht geläufig sind, und wenn wirklich Alles in dieser Beziehung gut geht, so findet sich immer ein Tänzer, der in seiner drangesseligen Tanzlust nicht bedachte, dass er nie in seinem Leben eine Tanzstunde besuchte.

Das gibt denn natürlich mitunter die lächerlichsten Verwirrungen; wir haben Ausführungen von Françaisen gesehen, die damit endeten, dass der Commandeur schon bei der dritten Tour, weil er sich bei der Verwirrung nicht weiter helfen konnte, zum grossen Schlussgalopp blasen liess. — Während sich die jungen Leute im Saal amüsiren, sitzen die älteren im Vorsaale und spielen Scat oder kegeln auf dem kleinen Tischkegelspiel einige Seidel Bier aus.

Oben aber im Hotel, vielleicht gar über dem Saal, liegt ruhelos in seinem Bett unter stiller Verfluchung aller Tanzlustigen mancher Badegast, der gerne schlafen möchte, den aber die stossweise eintretenden Töne der Trompete durchaus nicht dazu kommen lassen wollen, denn eben wenn seine Gedanken nebelhaft zu verschwimmen beginnen, setzt die Trompete stets genau einen halben Ton zu hoch oder zu tief schmetternd wieder ein.

Aber harre aus, armer Dulder, bald kommt auch für dich die Ruhe, eine Dame nach der andern zieht sich zurück, um wenigstens einigermaßen curgemäss die Ruhe zu geniessen. Nach und nach leert sich der Saal, die Musikanten packen ihre Instrumente zusammen und bald liegt tiefe Stille und Ruhe über dem Hause.

VI.

Auf nach Brook.

Hier rauscht des Meeres Melodie,
Hier tönt der Vöglein Sang.
Stolberg.

Wenn irgend etwas das Gemüth eines verhärteten Gottesleugners zu einem frommen Gedanken oder einem Stossgebet gen Himmel veranlassen kann, so ist es das Vorhaben einer Landpartie; um wie viel mehr werden gottesfürchtige Leute ihre Wünsche nicht in einem stillen Gebet aussprechen, um für den morgenden Tag gutes Wetter herabzuflehen; denn wir wollen morgen nach Brook.

Schon den Abend vorher wird die Richtung des Windes, der Untergang der Sonne und die Farbe des Meeres auf's Eingehendste discutirt und je nach dem darauf die gewagtesten Hypothesen des Wetters gebaut.

Aber die Pessimisten sind diesmal glänzend geschlagen, die Nebel sinken und ein freundlicher Morgen lacht. — Die Dörfler haben Alles an Victualien zusammengebracht — denn Dörfler sind es, welche die heutige Partie unternehmen — was überhaupt zusammenzubringen war, als da sind: Schinken, Eier, Semmeln, Butter, Honig und dergleichen mehr, und die Herren vergassen nicht den hochgepackten Körben verschiedene Flaschen Rothwein, Zucker und Citronen zum zu brauenden Punsch hinzuzufügen, — ja einer erbot sich sogar, das nöthige Wasser zu liefern.

Mittlerweile kommen die altmodischen dreibänkigen Bauernwagen mit zwei Pferden bespannt an, mühselig klettert man hinauf auf das unglückliche Gefährt. Wohl dem der einen angenehmen oder interessanten Nachbar auf der Bank hat, dann mag's drum sein, sonst aber ist die Fahrt nach Brook für Jemand, der grössere Naturbilder gesehen, eine überaus langweilige.

Endlich, endlich, nachdem verschiedene Dörfer passirt, in denen, wenn's Glück gut ist, auch noch angehalten werden muss, damit einige Damen ihre Lebensgeister durch warme Milch erfrischen können, sind wir auf der Höhe von Brook.

Wunderbar prachtvoll schöner Platz am Ostseestrand!

Ueber uns wölbt sich in gewaltigen Bogen der Buchen-

wald, tief unten an der grün umkränzten Düne brandet und rauscht das Meer, dort in nebelhaft verschwimmender Ferne schimmern die Küsten von Travemünde und Holstein und freunlich lieblich lacht in wogenden Aehrenfeldern und dunklem Waldesgrün die heimische Landschaft.

Indessen so schön derlei Panorama, es ist nicht für Jedermann; und so melden sich denn bald verschiedene hungrige Seelen und verlangen nach dem *déjeûner dinatoire*.

Die Gesellschaft lagert sich in's Grüne, Reisedecken, Plaids, Umschlagetücher müssen zu Tischdecken auf flacher Erde dienen, und bald ist das Mahl durch fröhlichen Scherz und noch besseren Punsch, den ein älterer Herr mit Rücksicht auf sich selbst, während die Gesellschaft Natur kneipte, gebraut, in vollem Zuge.

Mancher Blick mag getauscht werden, mancher Händedruck — wer weiss es? aber die Kränze, die die Herren auf ihren Hüten nach Hause bringen und die kleinen Blumenbouquets, die später am häuslichen Herd still im Album aufbewahrt werden, sind eine liebe Erinnerung an Brook.

VII.

Seefahrt.

Flink auf, die lustigen Segel gespannt,
Wir fliegen wie Vögel von Strand zu Strand,
Wir tanzen auf Wellen um Klipp' und Riff.
Kopisch.

Eine kleine Gesellschaft Herren und Damen haben sich zu einer Seepartie verabredet und Fischer Schwarz harrt am Steg seiner Fahrgäste.

Die Gesellschaft sammelt sich langsam, einige kommen mit Decken, andere mit Regenmänteln und nur wenige haben den unentbehrlichen Sherry, den man für das beste Mittel gegen Seekrankheit hält, vergessen. Die See ist ruhig und desswegen geht das Einschiffen rasch von Statten und langsam segelt das Boot in's Meer.

Nur selten streicht ein Windhauch über die glänzende Wasserfläche, das Meer ist so durchsichtig, dass man unten die Fische spielen sehen kann in den grossen Seegraswäldungen.

Ich lag am Rande des Schiffes,
Und schaute träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernder Nebel,
Jedoch allmählig farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weissen Halskrausen und Ehrenketten,
Mit langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Scepter und Schwert,
Unferne, vor langen Häuserreih'n,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen in spanischer Tracht
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen
In braunen, verscholl'nen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem grossen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Heine.

Unsanft wirst Du aus Deinen Träumen gerissen.

Wir kreuzen gegen den Wind, das Segel musste umgelegt werden und dabei trat Dich der ungeschickte Bootsjunge recht fühlbar. Inzwischen haben Herren sowohl, wie Damen verschiedene Gläser des angenehmen Präservativmittels Sherry zu sich genommen und beginnen in animirter Stimmung Lieder zu singen. Da aber gewöhnlich Manche unter der Gesellschaft sind, die falsch intoniren, auch nur den ersten

Vers eines jeden Liedes wissen, der Vorsänger meistens so hoch einsetzt, dass er niemals die Höhe durchhalten kann, so gehören derlei Gesänge nicht zu den Annehmlichkeiten einer Seepartie. Und auch dies Vergnügen wird uns noch jammervoll zerstört; der Wind hat umgesetzt und das Meer beginnt mit kurzen Wellen das Boot zu schaukeln. Immer stiller wird's in der Gesellschaft, immer weisser die Nasen, Mancher schaut bedenklich in's Wasser, und da, plötzlich beginnt die Eruption bei einer Dame, die Neptun ihren Tribut zahlt. Wie auf Commando, oder als ob die Meisten darauf gewartet hätten, folgt die grössere Hälfte der Gesellschaft nach, dass einem Dritten, der durchaus nicht zur Seekrankheit inclinirt, sich auch die Gedärme umkehren möchten.

Und nun kommt noch zu allem Unglück, dass man nicht nach Hause kommen kann, denn der Wind hat sich plötzlich gelegt. Todtenstill liegt das Meer, dunkler und dunkler bauen sich dort im Westen die Wolken auf und die See sieht schwarz aus.

Dort zuckt schon ein Blitz und schwer rollt der Donner über die spiegelglatte Wasserfläche. Höher steigt das Gewitter, die Blitze zucken und schlängeln über unserem Haupte und unmittelbar darauf folgt krachend der Donner. Heftige Windstösse folgen rasch nacheinander und wühlen das Meer auf, dass die Wellen schaumgekrönt daherrollen.

Zu dem schrecklichen Uebelbefinden gesellt sich noch die Angst vor dem Gewitter, das Boot, welches mit vollem Winde dem Lande zustrebt, schwebt bald auf der Höhe einer Woge, bald sinkt es anscheinend in den Abgrund, die Wellen beginnen über Bord zu schlagen und um das Elend voll zu machen, stürzt ein schwerer Gewitterregen herab.

Gottlob! Da sind wir endlich wieder am Steg angelangt; zwar höchst mühselig können wir ihn erklimmen, wegen des unerträglichen Schaukelns des Bootes, aber wir haben zum wenigsten doch festen Grund unter den Füßen.

Total durchnässt, noch fortwährend mit grässlicher Uebelkeit kämpfend, blass und hohläugig strebt Jeder trübselig seiner Wohnung zu. Und noch am Abende im Bett glaubt

man sich geschaukelt; eine letzte Erinnerung an diese höchst angenehme und vergnügliche Seefahrt.

VIII.

Leb' wohl, liebes Meer!

Zum letzten Mal haben wir unsere Glieder in den wonnig kühlen Fluthen des Meeres gebadet, und still winden wir die gestern gepflückten Immortellen zum Kranz. So leb' denn wohl, du altes, liebes Meer, da nimm den Kranz zum Dank für die Kräftigung und Heilung, die du uns gebracht, zum Dank für die schönen Lieder, die du uns rauschend und murmelnd in stillen Stunden gesungen, zum Dank für die uralten Heldengesänge und Göttersagen, die du uns im Sturme gebraust; sei tausendmal begrüßt!

Und die Wellen spielen mit dem Kranz, eine gibt ihn der andern, und langsam zurückgetragen verrinnt sein Anblick in blauer Ferne.

Lebe wohl, liebes Meer, auf Wiedersehen! — Still und betrübt, denn der Abschied wird uns schwer, packen wir unsere Sachen, und horch, da bläst auch schon der Postillon zum Einsteigen. Viele gute Freunde, die noch zurückbleiben, haben sich vor dem Postgebäude versammelt und nehmen unter den üblichen Redensarten von uns Abschied, ein unter allen Umständen unangenehmer Augenblick, denn im Geheimen beneidet man die Zurückbleibenden, man wäre noch gar zu gerne geblieben. Aber nun ade! ein letzter Gruss — und fort rollt der Wagen.

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Wanderlustige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern!

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hiess ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde schon geflogen,
Und noch ist die Welt nicht wach.

Baut in meinen Fensterräumen
Eure Häuschen weich und warm!
Singt mir in den Morgenträumen
Wanderlust und Wanderharm!

Wilh. Müller.

Dorfschulmeister.

Ein scharfer, eisiger Nordostwind pfeift um die Gehöfte des Dorfes Waltershausen, wirbelt den hart gefrorenen Schnee in kleinen Säulchen auf und rüttelt und schüttelt die uralten Pappeln, welche das Schulmeisterhaus überdachen.

Und drinnen ist's auch unruhig; vor wenig Tagen brachte der Storch ein Knäblein, und der Vater hat seine liebe Noth, die Wöchnerin zu warten und zu pflegen. In der kleinen Stube, in der Vater und Mutter und das jüngst Geborene nebst den älteren Kindern schlafen, ist's warm und behaglich, und nach langem Geschrei ist auch der neue Sprössling zu Ruhe gekommen.

Da schlägt die alte Wanduhr langsam fünfmal, der Schulmeister hört die bekannten Schläge noch im halben Traum, denn seine nächtliche Ruhe war bis dahin nur sparsam zugemessen; — aber er ermuntert sich langsam und wird sich bei kleinem der ihm obliegenden Pflichten bewusst. Da soll zunächst im Schlafzimmer eingeheizt werden — denn ein Dienstmädchen zu halten erlauben die Verhältnisse nicht; dann muss die Kuh gemelkt, das Schwein gefüttert und wer weiss noch welche häusliche Pflichten erfüllt werden. Und wie lange wird's dauern, dann beginnt die Schule.

Lehrer Müller hat sich aller ihm obliegenden Pflichten bis auf das Ankleiden der Kinder entledigt; im Schulzimmer

aber ist's bis dahin kalt geblieben, er konnte mit seinen Geschäften nicht so weit kommen, dort einzuheizen, viel weniger noch ein Tässchen Kaffee zu trinken.

Der Nordost rüttelt und schüttelt draussen tüchtig weiter in den alten Pappeln; die Schüler, die theilweise eine halbe Stunde und darüber Weg zu machen hatten, um an die Quelle des Wissens zu gelangen, rücken schauernd und hustend, mit den Füßen trampelnd, um den Schnee abzuschütteln, ein und beginnen das Schulzimmer zu füllen.

Ein dunstiger, nebliger Qualm, der von den nassen Kleidern von etwa 60—70 Schülern ausgeht, erfüllt in kurzer Zeit das niedrige und kleine Schulzimmer.

Der Lehrer ergreift mit leerem Magen seine unter seinen Händen noch leerere Violine, und der Schultag beginnt.

* * *

„Wenn mir unter'm Fidelbogen,¹
Manche Saite auch zersprang,
Neue werden aufgezo-gen
Und sie geben frischen Klang.“

Das ginge wohl, aber es geht nicht; die Quinte ist gerissen und lässt sich nicht mehr nachziehen, die A-Saite also muss ihre Schuldigkeit thun; wenn sie nur aushalten wollte!

„Ruhig dahinten auf der letzten Bank, Kinder! Lasst das Trampeln mit den Beinen und wartet mit dem Essen bis es Mittag ist!“

Einen Augenblick überlegt der Lehrer: mit welchem Gesang beginnen wir heute den Unterricht?

„Es ist bestimmt in Gottes Rath, dass man vom Liebsten, das man hat, muss scheiden?“ — Nein!

Wie vergnügt schreien die älteren Kinder nebenan, und der Säugling mengt sich darein, als ob es nur so sein müsste.

„Sei fröhlich mein Gemüthe?“

Wunderbare Collision zwischen Magen und Geist — geht nicht!

„Wer nur den lieben Gott lässt walten und hoffet auf ihn alle Zeit!“

¹ Lenau.

Ja! von Herzen, ja!

Und sechzig Kinder singen, ob gut oder schlecht, das wunderbare, herzerquickende Lied:

Wer nur den lieben Gott lässt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Herzeleid.
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verlässt er nicht.

Und gleich, als ob das heissinnige Gebet, das so flehend und vertrauensvoll der Brust des Lehrers entstieg, hätte anklopfen können bei mitfühlenden barmherzigen Seelen, kommen einige Nachbarinnen mit Wasser und Suppen, die Wöchnerin zu pflegen.

„Sei fröhlich mein Gemüthe!“

Also nun aufgepasst!

Die erste und zweite Bank, auf denen sich je zehn Schüler und Schülerinnen befinden, hat ihre Sprüche „aufzusagen“; derweil treiben die Kleinen auf den letzten Bänken Allostria, denn ihnen wird die Zeit lang.

Herr Müller verfügt sich also — seine lange Pfeife ist inzwischen schon lange ausgegangen, denn die A-Saite wollte die verlangten hohen Töne nicht hergeben — an die letzten Bänke und gebraucht sein Pfeifenrohr zu Zwecken, zu denen es ursprünglich gar nicht bestimmt war.

Die kleineren Kinder sind endlich glücklich wieder einigermaßen wenigstens in Ordnung, und einer von der obersten Bank, der ausnahmsweise schön seine Lection wusste, denn:

„Ein jeder lerne seine Lection,
So wird es wohl im Hause stohn“

muss Acht geben, dass die ABC-Schützen gehörig und artig ihre Buchstaben auf die Schiefertafel malen.

Den ganzen Vormittag hindurch wiederholt sich dasselbe Spiel zwanzigmal — der geplagte Mann kann wohl auf einen Augenblick sich nach seiner Häuslichkeit umsehen — kommt er aber dann nach einer solchen kleinen Excursion zurück — Tohu wa bohu! — Endlich ist's Zeit die „Betglocke zu

stossen", und Lehrer und Schüler enteilen mit Hochaufathmen der gequälten Brust der engen Schulhöhle.

Die Nachbarinnen hatten sich inzwischen freundlich der Wöchnerin angenommen, und eine besonders gutmüthige brachte einen Topf voll warmen Essens mit, an dem sich der Lehrer erquickte.

Die ausserdörflichen Schüler haben ihr Mittagessen, aus trockenem Brod und Speck bestehend, verzehrt, die im Dorfe beheimatheten kommen ebenfalls wieder angewandert, und so kann der Unterricht nun wieder für die Nachmittagsstunden beginnen.

Dasselbe Chaos vom Morgen: Bibelsprüche, Gesänge, Buchstabiren und wer weiss was noch Alles, dazwischen nebenan das Geschrei des Neugeborenen. Aber wie alles sein Ende hat, so auch hier; der Abend bricht herein, die Schule wird geschlossen — vergnügt, lärmend und tobend enteilen die Kinder dem dunklen Loche. Die Schule ist geschlossen, nicht aber die Thätigkeit des Lehrers. Zunächst treibt ihn sein Herz, sich nach den Seinigen umzusehen, dann will und muss auch das Vieh sein Recht haben, und wenn dann schliesslich alle diese Pflichten erledigt sind, so muss er zum Unterhalt seiner Familie noch häufig genug das Handwerkszeug ergreifen — denn er ist von Haus aus Schuster, Schneider oder dergleichen — und so seinen mühevollen Tag beschliessen.

* * *

Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen.

Der letzte Abendsonnenstrahl glüht auf den Wipfeln der Cypressen und Trauerweiden und spielend im Gitterwerk der Zweige fallen die Lichter neckend auf die dunklen Grabkreuze und weissen Marmortafeln.

Leise, leise wie ein Gebet säuselt der Abendwind durch die Zweige der alten Linden, leise, leise rauscht es in den Blättern, wie ein längst verklungenes Lied aus alten Tagen.

Wie sie so sanft ruhen alle die Seligen.

Tiefer dunkeln die Schatten, nur am Horizont ein schwacher Schimmer, die Nacht bricht herein — umhüllt den Friedhof mit schwärzlichem Gewande.

Wie sonderbar die dunklen Kreuze dort stehen an den Hügeln und die weissen, wie sonderbar die Blumen nicken und sich hin und her bewegen, da — ein tiefer, ernster Ton, der durch Mark und Bein zittert, die Glocke ist's, die voll und ernst die Stunde ruft — die Glocke, die auch dir einst schlagen wird, wenn dein Bettlein unter dem grünen Rasen bereitet ist.

Fern im Osten aus dämmernden Wolkenschleiern steigt der bleiche Mond und übersilbert die stille Stätte mit fahlem Licht.

Wie manchem Kindchen, das hier einsam, fern von seinen Spielen schlummert, schien er auf's Krankenbettchen — wie leuchtete er zauberhaft und mild dort durch die Blätter der Linde, unter denen das junge Brautpaar sass; ach! auch sie liegt still und friedlich hier und schlummert den ewigen Schlaf; wie ernst mahnend sah er durch's Fenster jenes Unglücklichen, der dort an der Kirchhofsmauer liegt, damals, als er von Verzweiflung getrieben, sich das Leben nahm; wie mild und freundlich leuchtete er der armen Wittwe, welche die Nächte durch spann, um Brot für die Kinderschaar zu schaffen. Sie schlafen alle, alle, mit ihnen sind ihre Freuden und Leiden, ihre Hoffnungen und Wünsche schlafen gegangen.

Auf immer?

Der Abendstern leuchtet in schimmernder Pracht am Himmel auf, und rauschend erklingt in der Kirche: „Christ ist erstanden, Hallelujah!“

Wie sie so sanft ruhen alle die Seligen.

Ein schmuckloses Kreuzchen schmückt die Gräber der Frau des Schulmeisters und ihres Kindes — sie ging hinaus aus dem Elend und liess ihn zurück, der in der Misère des Lebens weiter arbeitet.

Wie sie so sanft ruhen alle die Seligen!

* * *

Und Frühling ward's in der Natur, und Frühling ward's im Herzen; die Winterschule ist geschlossen, die Schulkinder kommen nur noch temporär, und somit beginnt für den ge-

plagten Lehrer eine Zeit, die ihm erlaubt seines Lebens froh zu werden.

Die Weiden beginnen zu blühen, weiter und weiter die Blumen des Waldes und des Feldes. Ein süßser, unbeschreiblicher Frühlingsduft zieht durch die Welt, er durchduftet das dumpfe Trauerhaus und erweckt den Lehrer aus seinem Hinbrüten. Wie das Singen der ersten Lerche, das Schwatzen des ersten Staars, die frischen Farbentöne der ersten Frühlingsblume jedes Menschenherz erquicken — so auch ihn.

Er geht an seine Bienenstöcke. Ist nicht das Leben der Bienen seinem Leben vergleichbar; ewig sammelnd, ewig fleissig, für Zwecke, die den Betreffenden nur unklar sind und ferne liegen?

Aber die Bienen sammeln ihren Honig, und der Lehrer muss ihn in seiner Hauswirthschaft gebrauchen!

Und da ist auch noch die Seidenraupenzucht, die ihre Wartung und Pflege verlangt.

Die Raupen werden sich, nachdem sie die entsprechende Quantität Maulbeerblätter zu sich genommen, verpuppen, aus dem gewinnbringenden Cocon wird nach gegebenen Umständen ein Schmetterling werden.

Wer nur den lieben Gott lässt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit.

Pastor.

Der helle, lichte Sonnenschein des Sommertages spielt mit den Blättern der uralten Linden, die das alterthümliche Pfarrhaus beschatten; leise wispern und flüstern die Blätter, und das Roggenfeld neigt seine Aehren; der Bach murmelt friedlich und still, und die Gräser des Kirchhofs schwanken — sie alle wissen's, der Pastor, der so viele Jahre still und friedlich hier waltete, er ist gestorben. Und wie draussen in der Natur ein stiller Hauch des Friedens schwebt, so auch drinnen im Pfarrhause. Ruhig, in seinem Gott entschlafen, sehen die weinenden Kinder und die arme Wittve das stille

Antlitz zum letzten Mal. Das letzte Kränzchen, ein letzter Kuss, und der Sarg wird geschlossen.

Die Glocken schallen vom Thurme, und feierlich tönt die Orgel: „Jesus, meine Zuversicht.“

Und wie Scholle sich auf Scholle häuft und Erde auf Erde, wie bald sich der Hügel wölbt, da sind auch alle Hoffnungen mit dem Theuersten begraben, was die Frau und die Kinder hatten.

Wie öde und leer ist's im Hause, und wie wird die Zukunft sich gestalten?

Der Sohn kann seine Studien kaum beenden, denn das kärgliche Wittwengehalt, das die Mutter bekommen wird, reicht kaum aus zu ihrem eigenen Lebensunterhalte; die Töchter müssen das traute Vaterhaus verlassen, um als Erzieherinnen ihr Unterkommen zu finden, um dann in ihrem schweren Berufe für alle Anstrengung und Pflichttreue Demüthigungen einzuernten und ein Gehalt zu beziehen, das Mancher sich schämen würde, seinem Dienstmädchen anzubieten.

Tagtäglich schmückt ein frischer Kranz das Grabkreuz des Vaters auf dem Friedhofe, tagtäglich ein frisches Gewinde das Bild des Theuren; aber Stunde um Stunde verrinnt, Tag um Tag; das Gnadenjahr wird bald verflossen sein, ein neuer Pastor wird kommen, und die alten, trauten, heimatlichen Räume müssen verlassen werden.

Und die Zeit der Wahl des neuen Predigers ist da.

Inzwischen ist in der Gemeinde eifrig agitirt worden für die betreffenden Wahlcandidaten: der eine wird die Kinder billiger taufen, der andere ist ein wunderbar frommer Mann, denn er trägt doch seine Kopphaare in der Mitte gescheitelt und nach hinten gestrichen, und von dem dritten sagt man sogar, er will eine von den Pfarrerstöchtern heiraten.

Am Wahltage muss der Schnaps im Krüge helfen, und wenn ein Pastor ein Comödiant ist, oder wie Goethe sagt, ein Comödiant einen Pfarrer lehren könnte, so geschieht es an diesem Tage.

Drei sind's, die sich um die Stelle bewerben: ein alter, schulergrauter Rector, der sich gerne etwas ausruhen möchte; ein Candidat der Theologie, den Schulden noch ärger als das

Hauslehrerthum drücken, und ein mit grosser Familie gesegneter Pastor, der nicht mit den Einkünften seiner Pfarre auskommen konnte.

Und wenn der Pfarrer ein Comödiant ist?

Um die eigensten Interessen, um des Lebens Nothdurft und Nahrung sprechen sie von einer Stelle herab, die in den Augen der Menge wenigstens eine höchst achtungswerthe ist; sie donnern ein Anathema über die Freigläubigen und Ketzler; sie versuchen die Herzen ihrer Zuhörer durch fromme Erinnerungen an liebe Todte zu rühren — Alles, was ein Menschenherz bewegen kann, wird hervorgesucht — und warum? Weil dem Herrn Rector der unendliche Schulstaub und die deutschen Aufsätze seiner Schüler in den Unterleib gezogen, weil der Herr Candidat eher dachte: „An 'ne Quarr, als an 'ne Parr“, und weil die Kühe oder die Hühner des Herrn Pastors nicht so ihre Schuldigkeit thun, wie sie sollten.

Klopfenden Herzens erwarten die drei Wahlcandidaten das Resultat im Pfarrhause, allerdings getrennt, da sie Rivalen sind.

Dies Resultat ist übrigens nicht so leicht erzielt, viele Wahlzettel sind ungiltig, weil manche der Wähler gar keinen entsprechenden Begriff von dem Vorgange haben. Einer wählte den Candidaten, weil er die Pfarrerstochter heiraten will, Einer sogar wählte den Schulzen des Dorfes, was selbstverständlich zu vielen Confusionen Veranlassung geben musste.

Endlich, endlich sind die Stimmen sortirt und gezählt und aus der Urne geht der Candidat mit dem Johanneskopfe hervor: muthmasslich, weil die Gemeinde befürchtete, sonst vielleicht die Predigerfamilie ernähren zu müssen.

Wie aus einer haarigen, hässlichen Raupe sich ein schöner Schmetterling entpuppen kann, so ist aus dem Candidaten mit dem Johanniskopfe ein verständiger, lebenswürdiger Prediger geworden.

Die junge Frau zieht ein in das Haus, das ihr Obdach für's Leben bieten soll; das erste Kindchen hat das Licht der Welt erblickt. Und wieder wispern und flüstern die Linden, wieder rauscht der Bach, und wieder wie damals, als der alte

selige Pastor die Augen geschlossen hatte, beugen und neigen sich die vollen Aehren im Roggenfelde.

Und Gott schüttet sein reiches Füllhorn des Segens über die Familie; viele Kindchen sind geboren und sie gedeihen in geistiger und körperlicher Gesundheit.

Da heisst's denn für die Mutter vom frühen Morgen bis zum späten Abend für den Haushalt sorgen; der Vater muss unterrichten. Und wenn dann die Söhne die Schule und später die Universität beziehen sollen, da gibt's erst recht zu sorgen, das Nothdürftigste zu schaffen.

Jahre auf Jahre sind veronnen, die Söhne sind selbstständig geworden und die Töchter verheiratet; ein Leben voller Entbehrungen, aber auch ein Leben voller Genugthuung, weil es pflichtgetreu war, liegt hinter den alten Pastorsleuten.

Und wenn dann eines der Kinder zum Besuch kommt, oder die Enkel dem Grossvater zum Geburtstage einen Kranz in ihren kleinen Händchen bringen und ein Gedichtchen dazu hersagen, welche Gedanken mögen dann wohl das Herz der alten Leute bewegen!

* * *

Es ist Abend geworden.

Der Herbstwind streicht über die Stoppeln, die letzten Garben sind eingebracht.

Die untergehende Sonne glüht scheidend durch die Fenster des alten Pfarrhauses und vergoldet die Bilder, welche das alte Ehepaar als Brautleute darstellen.

Der alte Herr schaut, am Fenster sitzend, mit gefalteten Händen und stillem Gebete in das dunkelnde Abendroth und leise, unmerklich, wie der Tag sinkt, so schlummert er hinüber zum ewigen Leben.

Das Enkelkind spielt mit einem Balle zu seinen Füßen, die Nacht dämmert und der Abendwind beugt die Gräser und Halme auf dem Friedhofe.

Landmann.

Wenn Ener deet, wat hei deet,
Kann hei nich mihr dohn, als hei deet.
Altes Sprichwort.

Bevor der junge Mann, der Landwirth werden will, es zu eigener Selbstständigkeit gebracht hat, muss er viele Phasen durchlaufen. Da sind zuerst die praktischen Lehrjahre, dann kommen die theoretischen Studien, oder auch umgekehrt, dann der Wirthschafterdienst, der mitunter seine bedeutenden Schattenseiten hat.

Und ist der junge Landwirth nicht vermögend und ergreift ohne entsprechende Mittel oder reiche Heirat eine Pachtung oder Besitz, der seinen finanziellen Kräften nach menschlicher Berechnung — wenn nicht besondere Glücksfälle eintreten — irgend überlegen ist, so geht das Elend erst recht an.

Hat der Landmann es aber zum wohlthuirten Kammerpächter oder Gutsbesitzer gebracht, so ist das immerhin eine Stellung, in der man sich behaglich fühlen kann.

* * *

Wenn der junge Mann, der sich der Landwirthschaft widmen will, confirmirt ist und höchst nothdürftige Schulkenntnisse erworben hat, tritt er gewöhnlich mit Ostern bei einem renommirten Landwirthe in die Lehre.

Im Allgemeinen sind diese Lehrherren um keinen Bildungsgrad höher zu beziffern, als ihre Lehrlinge; da sie aber ihre Leute möglichst zu schinden verstehen und ihre Lehrlinge und Wirthschafter grob zu behandeln, auch in praktischer Beziehung mancherlei Erfahrungen haben, so hält man sie eben für befähigt, einen Jünger der Landwirthswissenschaft heranzubilden.

Fritz Schmidt's Vater ist Bäckermeister und da er in seinem Sohne keine besonders hervorragenden Eigenschaften wahrzunehmen glaubt, bestimmt er ihn zum Landmanne.

Um ein tüchtiger Landmann zu sein, dazu gehört wenig; aber ein Bäcker!?

So rückt denn eines schönen Tages mein lieber Fritz mit Sack und Pack bei dem Herrn Rüwier als Lehrling ein.

In den ersten Tagen geht die Sache ganz gemüthlich; „Musch“ Fritz, denn mit diesem Titel werden gewöhnlich die Lehrlinge beehrt, hat seine Sachen inzwischen ausgepackt und vergnügt sich auf seine Art auf dem Hofe.

Am nächsten Morgen aber klopft der Nachtwächter — der Herr hatte schon wegen Futterhergeben Bescheid gesagt am Abend — an's Fenster: „Upstahn“. Das ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt, im Frühling etwas nach drei Uhr aufzustehen.

Musch Fritz stolpert aus dem Bette, zieht erst aus Versehen, denn er ist noch halb im Schlafe, seinen Rock auf die Beine, stösst sich die Waschschüssel auf sein Untergestell, indess findet er sich doch schliesslich zurecht und gibt den Knechten das Futter für die Pferde.

Das geht so vierzehn Tage eben weg, bis einer der Pferdeknechte erkrankt und Musch Fritz nun den Posten ausfüllen muss.

Wahrhaftig kein leichter Dienst, des Morgens der Erste und des Abends der Letzte sein, überher ein Gespann Pferde versorgen, wobei diese sich allerdings gut stehen, denn ihr Pfleger hat den Kornbodenschlüssel, und dann noch Abends, wenn man gerne schlafen möchte, denn die Natur verlangt am jugendlichen Körper gebieterisch ihr Recht, des Abends genau auf die Hofordre des Herrn aufzumerken, um sie dem Voigt am Morgen übermitteln zu können.

Die Frühlingssaatzeit ist beschafft, der Knecht, für den Musch Fritz eintreten musste, genesen, und so kommt gewissermassen ein Interregnum.

In der Kleeheu- und Raps-Ernte gibt's zwar auch viel zu thun, aber das ist Spass gegen die Strapazen des Frühlings.

Dann kommt aber die Kornernte und mit ihr das Martyrium des Lehrlings. Entweder muss er tagelang binden, und er ist doch so lang, dass ihm des Abends sein Kreuz niederträchtig weh thut, oder es trifft sich, und das merkwürdigerweise sehr häufig, dass dem Wirthschaftsdirigenten ein Hocker fehlt, noch dazu im Sommerkorn, will sagen, ein Mensch, der die Garben von vier bis fünf Binderinnen zusammensetzt.

Wenn Frühstücks- oder Vesperzeit ist und die arbeitsgewöhnten Leute lachend und scherzend ihr Mahl verzehren, schläft er; des Mittags ist freilich nicht daran zu denken, denn dann passt der Principal zu scharf auf den Dienst.

Mitunter finden sich wohl Pausen; der Lehrling fährt die zu beladenden Wagen von Hocke zu Hocke. Das sind Lichtblicke und er besteigt das Sattelpferd trotz Widerspruchs des Knechtes; die Ruhe ist gar zu süß.

Freilich begegnet es Musch Fritz verschiedene Male, dass er auf der Scheunendiele mit seiner brennenden Laterne einschließ; denn ihm liegt das Zuschliessen der Scheunen ob, wenn bis Mitternacht eingefahren wurde, und die letzten Wagen in gar zu langen Zwischenräumen kamen — indessen dies Nicken war nur von kurzer Dauer, denn der Principal brachte ihn bald wieder zum Bewusstsein seiner Lage.

Die Herbstsaatzeit ist beschickt, freilich nicht ohne eigenhändiges Guanosäen unseres Lehrlings, was natürlicher Weise seinen Kleidungsstücken ein eigenthümliches Aroma verleiht. Aber sie ist beschickt, die Nächte werden länger und mit ihnen die Ruhezeit.

Im Winter gibt's ein wenig Korn umschauflern, doch der Principal weiss nicht genau, wie's gelegen hat, und da macht man sich die Sache bequem; hin und wieder wird auch eine Kornmiete eingefahren und da oben ist's mitunter unangenehm kalt, wenn der Nordost so recht pfeift, aber die Tage sind kurz, bald ist's Feierabend, ein Pfeifchen Tabak winkt und dann das weiche, warme Bett.

* * *

Der Lehrling hat seine sorgenvollen und mühseligen zwei Lehrjahre durchgemacht, um so schwieriger, wenn er eine gute Schulbildung genossen und sich theoretisch auf der Universität in seinem Fache ausgebildet hatte.

Der Herr Principal hat aus besonderer Rücksicht, wie er sagt, obschon er jährlich 300 Thaler Kostgeld bekam, für eine Wirthschafterstelle gesorgt, und so tritt der nunmehrige „Herr“ Fritz Schmidt muthig seine Stelle an.

Er soll des Morgens bei fünfzig Thaler Gehalt um drei oder halb vier Uhr Futterkorn geben, Hofordre austheilen, vielleicht selbst auf dem Nebengut und sodann um ein Viertel vor sechs Uhr mit den Leuten zur Arbeit gehen; die Madam vergisst aber sehr häufig den Kaffee, und so geht's denn mit nüchternem Magen in's Vergnügen!

Die Pferdeknechte wie die Hofgänger machen ewig Lärm und Scandal, denn der „Schreiber“ erscheint ihnen noch zu jung und unerfahren, und wenn Herr Fritz Schmidt mit Klagen zu seinem Principal kommt, so wird er Unrecht bekommen, denn er kann eher zehn Schreiber wie einen Knecht annehmen.

Gibt es mal unangenehme Differenzen, die häufig genug vorkommen zwischen den Leuten und dem Herrn, so kann der Wirthschafter darauf rechnen, dass er zunächst vorgeschoben wird und das beste Fett von der Suppe bekommt.

Ist aber mal eine Festlichkeit, als Taufe, Erntefest oder derlei, dann weiss die Herrschaft nicht, wo sie ihren Herrn Schmidt unterbringen soll, denn er ist doch immer ein Dienstbote.

Aber unser Mann hat sich vorgenommen, ein tüchtiger Kerl zu werden und er führt es aus trotz aller, aller Widerwärtigkeiten. Der Müller im Dorf und der Holländer wissen's recht gut, dass er von seinen Eltern heut oder morgen ein hübsches Vermögen zu erwarten hat; sie angeln nach ihm im Interesse ihrer Töchter.

Der Müller meint, auf einige Scheffel Korn zur Mühle käme es doch gar nicht an, der ganze Boden liege ja voll, und der Holländer, der die Milch nach Mass gepachtet hat, ist der Ansicht, dass die in die Eimer geschlagenen kleinen Abzeichen wohl kaum so genau zu nehmen sind, das wäre ja Alles im Interesse von Herrn Schmidt.

Aber Fritz Schmidt hat ein ehrliches und braves Gemüth und ist sich genau bewusst, was er will.

Er dient seine zwei Jahre aus auf dieser Stelle, auf der Niemand länger als ein Vierteljahr aushielt.

Der Vater hat inzwischen das Zeitliche gesegnet und hinterlässt ihm ein nettes Vermögen.

Auf einer Pachtung verwerthet unser Mann seine Erfahrung und Kenntnisse und erinnert sich gerne im trauten Familienkreise der schweren Zeit, die er durchgemacht.

* * *

Ganz anders gestaltet sich die Laufbahn eines jungen, angehenden Landmannes, welcher der Sohn eines reichen und auf seinen Reichthum stolzen Gutsbesitzers ist.

Der junge Mann, der's auf der Schule, wenn's Glück gut ist, bis zur Quarta gebracht hat, kommt zu einem Landmann von Ruf, als Volontair.

Ein Pferd wird natürlich gehalten, und er hat sich der Verabredung gemäss in der Wirthschaft zu beschäftigen, was der Betreffende in der Weise auffasst, dass er spazieren reitet, auf die Jagd geht, die Nachbarn zu einem Partiechen besucht, in den Club des Städtchens kommt, oder, wenn weitere Unterhaltung mangelt, sich mit dem weiblichen Geschlechte der Umgebung so gut es gehen will, amüsirt.

Aus der Landwirthslarve wird ein Gutsbesitzerschmetterling.
Welch' schwerer Beruf!

Da sind die verkehrten Anstalten des Inspectors, denn sie sind verkehrt — obschon der Mann dreissig Jahre die Sache unter Händen gehabt — zu modificiren, der Reitstall nimmt viele Zeit in Anspruch; Liebig'sche Theorien sollen gelesen werden (Verdauung ist etwas anders, denn dazu fehlen die Kenntnisse), und die Pólitik will doch auch ihr Recht haben.

Der Landtag ist ausgeschrieben, der Gutsbesitzer muss dahin.

Man sagt, dass kleine, nette Dinners und Soupers mit L'hombre u. s. w. eine angenehme Abwechslung bieten sollen bei der täglichen Berathung über Gesetze.

Welch' schwerer Beruf!

Kaufmann.

Eins nachts ich ungeschlafen lag,
Viel schwer Gedanken ich auswog,
Warum all Händel jetzt auf Erden
So klämm, spitzig und unklar werden;
Auch Speis und Trank, gleich alle Waar
Das Gott lässt wachsen über Jahr,
Steiget alles auf das höchst auf
Kein Waar steht mehr in altem Kauf.

Hans Sachs, Eigennutz.

„Hörst du wohl, Frau, wie lustig und gemüthlich das Feuer im Ofen bullert? Das Mädchen ist wirklich ausnahmsweise früh aufgestanden, aber wir wollen noch ein Bischen im warmen Bette bleiben, denn draussen tobt und rast der Schneesturm, die Fenster sind mit Eisblumen bemalt — vor acht Uhr stehe ich nicht auf und öffne den Laden.“

So spricht Herr Meyer und dehnt und streckt sich im warmen Bette. Die Uhr schlägt eben sieben, da klingelt's an der Hausthüre.

„Kingle du man,“ denkt Herr Meyer, „du kannst lang' klingeln, ehr ick upstah,“ und dreht sich auf die andere Seite.

Wiederum Klingeln, aber kräftiger und länger.

„Gott verdamm', was mag denn so früh schon sein“ — Pause — wieder Klingeln, als ob das Haus in Brand stände.

Da ist's aus mit der Morgenruhe; Herr Meyer fährt fröstelnd und schauernd in seine Unterkleider und Schlafrock und eilt in den Laden und auf die kalte Diele, die Thüre zu öffnen.

„Goden Morgen ok, Herr Meyer, oh, ick wull man blot för'n Sössling Brannwihn.“

Herr Meyer misst, innerlich den Brantwein verfluchend dem Schnapsbruder für etwa ein Drittel Silbergrotschen ein, und dieser nimmt nun gemüthlich an dem Ladentische Platz, sich seinen Frühtrunk einzuverleiben.

Wohl oder übel muss der Herr des Ladens dableiben, fröstelnd und schauernd, mit nicht gerade angenehmen Empfindungen in seinen Händen und Füßen, die im Laufe der Zeit in dem ungeheizten Laden mit Frostbeulen bedeckt wurden. Er kann nicht fortgehen, denn wer steht ihm dafür, dass in seiner Abwesenheit der gute Kunde nicht etwas Kaffee oder Häring oder Seife mit sich gehen heisst?

Da ruft die Frau: „Ernst, der Kaffee ist fertig.“
„Gleich!“

Inzwischen aber kommt ein altes Mütterchen und fordert für einen halben Silbergroschen Syrup, denn sie will sich zum Morgenkaffee etwas zu Gute thun.

Der Herr mit dem Schnaps für einen halben Silbergroschen sitzt inzwischen gemüthlich da und lässt sich eine Cigarre geben, die er demnächst zu zahlen verspricht.

Es bleibt nichts übrig, Herr Meyer muss sich seinen Kaffee in den Laden bringen lassen, und seine Frau löst ihn nachher ein Weilchen ab, damit er wenigstens der Jahreszeit angemessene Kleidung anlegen könne.

Dann geht's wieder in's Geschäft.

Ein Kind holt zwei Häringe und wünscht einige Bonbons obenein, und mit den Häringshänden geht's in die Seifentonne, denn eine ältliche Dame zwischen vierzig und siebzig, die dem ehrbaren Geschäfte der Wäscherei obliegt, wünscht zwei Pfund grüne Seife, bei welchem Geschäfte aber leider die beiden Contrahenten in Streit gerathen, denn nach der Ansicht der Käuferin ist die Seife nicht allein Schmierseife, wenigstens zwei Pfennige zu theuer, sondern auch das Gewicht nicht richtig.

So geht's den ganzen Vormittag; Einer will Rosinen, ein Anderer will Häringe, ein Dritter Seife und ein Vierter Reis, gewöhnlich aber in denkbar kleinsten Quantitäten, bis denn endlich der Mittag herankommt und Herr Meyer hoffen kann, in Ruhe sein warmes Mittagmahl zu verzehren.

Weit gefehlt; der Reisende für das Haus, von dem er seine Waaren bezieht, mit wunderbar schön gekräuseltem Haar, in elegantester Toilette und rothen Händen, aus denen man für andere Leute wenigstens zwei machen könnte, erscheint und wünscht unter vielen Redensarten und möglichst unanständigen Anekdoten Cassa zu haben.

Ade Mittagsessen!

Und was noch viel schlimmer ist, die Cassa ist nicht da, Herr Meyer muss also umherlaufen und bei guten Freunden pumpen, um seinen Credit zu erhalten.

Am Nachmittage dieselben Scherereien mit den Kunden:

Für zwei Pfennige Pfeffer und drei Pfennige Syrup, für einen Schilling Cigarren, „äwer von de best Ort“. So geht's den lieben langen Tag in ewiger, jammervoller Lapperei.

Für jeden Kunden soll ein freundliches Wort da sein, für die Bauernfrauen und Bauernmädchen vom Lande ein Scherz, der immerhin handgreiflich sein mag, jedenfalls aber sich in den derbsten und nicht gerade anständigsten Redensarten bewegen muss, denn sonst: „Is dat keen richtigen Koopmann.“ Ueberher gibt es viele verkommene Subjecte, die den Tag über im Ladenlocale zubringen, nur um vor Wind und Wetter geschützt zu sein. Der eine oder der andere kannegiesserige Schafskopf wünscht politische Nachrichten; das Geklätsch der Dienstmädchen über ihre Herrschaften findet hier ein dankbares Auditorium, und wenn's Glück gut ist, hat Herr Meyer noch das Vergnügen, einen Betrunknen hinauswerfen zu müssen.

Die Thür wird unzählige Male geöffnet und geschlossen; der Schneesturm treibt den nassen Schnee in den Laden, die Hereinkommenden trampeln ihn von den Stiefeln und schütteln ihn von den Kleidern und Herr Meyer trampelt selbst mit den Füßen, denn sie frieren ihm und er hat Frostbeulen darin und reibt mit den blau aufgelaufenen Händen die blaue Nase, und die frostbeulenbedeckten Finger hantieren emsig an der Wagschale und zwischen Zucker und Kaffee, Häring und Seife und wer weiss was allem.

Endlich, endlich schlägt die Uhr zehn vom Thurme, der Laden wird geschlossen, und wenn der thätige und geplagte Mann dann, gemüthlich sein Pfeifchen rauchend, mit der Frau am Theetisch sitzt, dann kann er sich mit Recht sagen: Ich habe einen Tag rechtschaffenen Wirkens hinter mir!

Förster.

Es lebe was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
In Feldern und in Wäldern,
Der Jäger und die Jagd!
Freiligrath.

Tiefes Schweigen ist im Walde, nur hin und wieder schreit die Eule, oder leise zieht gleich dem Athmen der Natur ein Hauch flüsternd durch die Blätter.

Auf mondbestrahltm Pfade, dort unter den alten Buchen der Waldwiese zu, auf der nebelumhüllt ein Rudel Hirsche weidet, schleicht scheu um sich blickend, auf das geringste Geräusch achtend, ein Wilddieb. Da fliegt eine dunkle Wolke am Mond vorbei, er schrickt zusammen, und bange lauscht das schuldbewusste Ohr dem fernen Donnern des heraufziehenden Gewitters. Tiefes Dunkel umhüllt den Wald, nur dort auf der Waldwiese leuchten noch die hellen Nebelgewänder der Dryaden.

Dumpf rollend wiederhallt der Donner im Walde, sausend pfeift der Sturmwind durch die Wipfel, rauschend stürzt der Gewitterregen herab, und in das Toben der Elemente knallt scharf der Büchschuss des Wilddiebs.

Der Zwölfender bricht unter dem Schuss zusammen, das Rudel stiebt auseinander — dumpf rollt der Donner drein und die Blitze zucken.

Der Wildschütz macht sich sofort, denn heute Nacht ist keine Gefahr zu befürchten, an das Aufbrechen seiner Beute — dumpf rollt das Gewitter und die alten Tannenwipfel neigen und beugen sich im Sturm.

Ehe der Morgen anbricht, muss der Wildschütz daheim sein, damit ihn Niemand sehe, der Regen wird seine Spuren verwaschen; und er wird aus dem Erlös seiner Beute der darbenenden Familie Brod schaffen können.

Angsterfüllt erwartete die Frau ihn längst — da kommt er endlich, wenngleich schweisstriefend unter der schweren Last und durchnässt an.

Das ungewöhnliche Geräusch hat die kleinsten Kinder erweckt und sie bitten die Eltern um ein Stückchen Brod.

Ferne verhallt grollend und murrend das Gewitter.

Erst dämmernd, dann strahlend steigt die Sonne empor, und wie die ersten Lichter die Kronen der alten Eichen und Buchen vergolden, so regt sich's im Walde, die Drossel beginnt ihr Morgenlied, der Buchfink schlägt und der Kukuk ruft, und durch die erhabene, grossartige Säulenhalle zieht der unsäglich wonnige Duft des Sommermorgens nach einem Gewitter.

Früh auf, durchstreift der Förster sein Revier, um sich an dem herrlichen Morgen zu erfreuen, das Herz geht auf in dem gewaltigen Eindruck der Natur: er erkennt in dem Sange der Vögel, in den Sonnenstrahlen, die in den regentropfenschweren Blättern glitzern, in dem Hauch, der duftreich durch den Waldesdom zieht, den Odem Gottes.

Das ist auch ein Gebet.

Und wenn der Förster dann um sieben oder acht Uhr heimkommt, sind die Kleinen mittlerweile erwacht, die Mutter hat die Wirthschaft besorgt und die ganze Familie trinkt gemüthlich Kaffee.

Dem Förster heutzutage ist die Zeit, die er Naturgenüssen oder Jagden widmen kann, spärlich zugemessen; er muss seine besten Stunden am Schreibtisch verbringen mit unendlichen Berechnungen.

Doch endlich, endlich kommt ein Befehl, einen geweihten Hirsch für die fürstliche Tafel abzuschliessen, und nun geht's an's Pürschen. Zwar kennt er die Wechsel genau, wie die Aesungsplätze, aber nimmer will's gelingen, dem befohlenen Hirsch anzukommen.

Die Sonne beginnt zu sinken, aber bald wird die strahlende Scheibe von dunklen Wolkenmassen überschattet — ein Gewitter steigt auf.

Ein prächtiger Abend für den Anstand, denkt der Förster, und eilt, auf die Waldwiese zu kommen, auf der wir den Wildschützen den Hirsch erlegen sahen.

Der Wildschütz denkt gerade dasselbe, konnte aber nicht den Bitten seines achtjährigen Söhnchens, in dem dieselbe Leidenschaft steckt, widerstehen und nahm ihn mit.

Beide Jäger stehen sich fast gegenüber, jeder auf einer Seite der Waldwiese, denn der Wind kam zufällig so, dass

er längs strich, und ahnen nichts von der gegenseitigen Anwesenheit.

Die Blitze zucken, den Himmel zerreissend, und dumpf rollend folgt der Donner.

Langsam kommt das Rudel Hirsche aus dem Holz gezogen und äst dem Stande der beiden Jäger zu.

Der Capitalhirsch voran.

Ein Doppelknall — der Hirsch springt hoch in die Luft und stürzt zusammen.

Ein greller Blitz zuckt am Firmament, und der Förster sieht bei seinem Lichte, dass drüben der zweite Schütze, ein Wilddieb.

„Steh', oder ich schiesse!“

Und der Wildschütz steht kühn, wie es solcher Charakter wohl vermag, und sucht eiligst seine Büchse zu laden. Da ist er fertig, und im Moment, wie er die Büchse an die Wange wirft — fortwährend leuchten die Blitze und rollt der Donner — knallt der Schuss des Försters.

Aber im ungewissen Dämmerchein konnte er nicht genau das Korn fassen, und durch die Brust getroffen sinkt der kleine Knabe zusammen.

Der Wildschütz nimmt sein Gewehr von der Wange und stellt es an die grosse Edeltanne, die rauschend über dem todten Kinde schwankt, und geht wehrlos seinem Gegner zu, sich als Gefangener zu ergeben.

Und der Gewittersturm rauscht und braust über den Häuptern der Männer.

Der Morgenstern steigt langsam aus dunklen Wolkenmassen empor, und wie die Engel auf das Grab eines guten Menschen ihre Thränen weinen mögen, so thaut und tropft es von den Blättern der Buchen und Eichen auf die Häupter der beiden Leichenträger.

Da horeh, die Hunde schlagen an, das Forsthaus mit seinem stillen Frieden ist nicht mehr ferne, und die Frau und die Kinder!

Leise grollt und murt das Gewitter.

Jagdgeschichte.

Also eine Jagdgeschichte, denkst Du, lieber Leser, wenn Du die Ueberschrift siehst, eine Jagdgeschichte; die wird wohl in demselben Jägerlatein erzählt sein, wie die, als ein Jäger eines Morgens hinausging und am Ufer eines Teiches einen Hasen im Lager sitzen sah; er gab natürlich Feuer, fand aber später zu seinem Erstaunen nicht nur den erlegten Hasen, sondern auch eine erschossene Ente, die, während das Pulver aufblitzte, aufgefliegen war und in eine Schusslinie mit dem Hasen gerieth.

Nein, derlei „Läuschen“ will ich nicht erzählen, sondern das nachfolgende Abenteuer ist wirklich und wahrhaftig passirt.

Herr N. und Herr N. N., der erstere Rentier, der zweite Advocat in einem Städtchen Mecklenburgs, hatten sich zusammen eine Jagd gepachtet, um, wie sie sagten, ihrer Jagdleidenschaft fröhnen zu können; der wahre Grund aber war wohl der, die Massen Bieres, welche sie allabendlich zu sich nahmen, und die der Eine durch sein Nichtsthun, der Andere durch seine sitzende Lebensweise nicht assimiliren konnte, wenigstens einigermaßen zu verwerthen.

Fester Pact war, dass Demjenigen, der auf der gepachteten Feldmark ein Stück Wild erlege, dasselbe auch zugehören sollte.

Eines schönen Tages, es war im Herbste und der Altweibersommer segelte im hellen Sonnenschein über die Stoppeln dahin, begaben sich die Beiden selbänder auf zum fröhlichen Jagen, denn einen Vorsteh- oder Hühnerhund besaßen sie nicht. Manche Ackerparcette war schon abgesehen, die beiden Jäger gingen auf jeder Seite eines Steinhügels, der mit Gestrüpp bewachsen war, herum, als eiligst ein Hase aus demselben hervorsprang. Herr N., der Rentier, feuerte seine beiden Schüsse ab, ohne, wie er sich im Stillen gestehen musste, den Hasen getroffen zu haben; Herr N. N., der Advocat, fehlte zwar mit dem ersten Laufe, der Herr Rentier erkannte aber sofort, dass der Hase mit dem zweiten Schuss schwer verwundet wurde. Nichtsdestoweniger suchte Lampe eiligst das Weite. Der Advocat war von der tödtlichen Wirkung seines

Schusses viel zu sehr überzeugt, um nicht sofort einen Versuch zur Ergreifung des Hasen zu machen, da aber seine Corpulenz ihm ein störendes Hinderniss beim Wettlauf mit dem Hasen in den Weg legte, so entledigte er sich nach und nach aller Anhängsel.

Zuerst wurde die Mütze abgeworfen, dann folgte die Jagdtasche, die mit mindestens vier Pfund Hagel beschwert war, dann, nachdem er einen kleinen Hügel halb hinaufgekeucht, die Doppelflinte. Herr Rentier N. war langsam nachgefolgt und überlegte, bei der Doppelflinte angekommen, wie er wohl in den Besitz des Hasen, denn übermorgen war sein Geburtstag, gelangen möge.

Kurz entschlossen lud er die Flinte des Advocaten von Neuem, setzte aber wohlweislich keine Zündhütchen auf und legte sie dann, als ob nichts vorgefallen, dahin, wo er sie gefunden. Mittlerweile hatte der Advocat den todeswunden Hasen erbeutet und kam triumphirend mit ihm über den Hügel angeschleppt.

Er behauptete, dass sein Jagdgenosse entschieden vorbeigeschossen habe, ihm somit nach dem vereinbarten Pact der Hase zukomme, was der Rentier keineswegs wahr haben wollte.

Der Advocat wünschte nach Hause zu gehen, denn er war in der That von dem Wettlauf ermüdet, der Rentier aber meinte, man müsse doch noch ein nahegelegenes Bruch durchsuchen, das auf dem Nachhausewege lag, und forderte demgemäss seinen Partner auf, sein Gewehr von Neuem zu laden. Dieser nahm arglos das Pulverhorn, goss das Pulver in die Läufe, begann einen Propfen aufzusetzen und liess den Ladestock springen. „Wunderbar, der Ladestock steht ja weit über die Mündung hinaus,“ bemerkte er zu seinem Partner, der sich inzwischen, als ob ihn die Sache nichts angehe, eine Pfeife gestopft hatte, „wie wenn Schüsse im Gewehre steckten.“ „Nun ja,“ sagte der Rentner, „das ist ja gar nicht zu verwundern, ich weiss bestimmt, das mein zweiter Schuss den Hasen traf, während ich deutlich hörte, dass bei Ihren beiden Läufen nur die Zündhütchen abschlugen.“ Der Advocat betrachtete erst verwundert sein Gewehr, denn, meinte er, er habe doch seiner Meinung nach den Stoss der Schüsse an der Schulter gefühlt,

meinte aber schliesslich doch, er müsse sich geirrt haben, und erkannte seinem Jagdgenossen das unzweifelhafte Recht zu, den Hasen nicht allein erlegt zu haben, sondern auch behalten zu dürfen. Am Geburtstage verzehrten die beiden Nimrode den prächtigen Hasenbraten in einträchtiglichem Zusammensein, aber noch heute kann der Advocat N. N. sich nicht erklären, wie es möglich ist, dass ein Gewehr so stossen kann, wenn nur die Zündhütchen abknipsen.

Tagelöhner.

„Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sonnenblumen voll von Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.“

Wie das Leben des Tagelöhners von der Wiege bis zum Grabe ein arbeitsvolles und mühseliges ist, so war's auch das seiner Eltern, denn meistens wird dieser Stand aus den niedrigsten Classen recrutirt.

Wenn der Knabe bis zu seinem vierzehnten Jahre unter vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen, denn er muss häufig über Land laufen, noch dazu im Winter, endlich eingeseget ist und um ihn einigermassen zu dieser Feier anständig zu kleiden, die Eltern sich viele Entbehrungen auferlegt haben, dann beginnt gleich nach dem Confirmationstage die arbeitsvolle Lebensbahn.

Zunächst tritt er als Hofgängerjunge bei irgend einem Tagelöhner ein, und das Wenige, was er hier verdient, muss er auch noch seinen Eltern bringen, damit diese den kleineren Geschwistern wenigstens die nothwendigsten Kleidungsstücke und Schuhehen kaufen können. Wenn er selbst im Stande ist, und das ist er häufig nicht, im Herbste, wie's in Mecklenburg einmal so Sitte ist, sich ein Paar neue Stiefel anzuschaffen, so ist das in seinen Augen ein Glück sonder Gleichen, und der Confirmandenrock wird nur bei den feierlichsten Veran-

lassungen angelegt, wenn auch schon die Aermel in den Achseln kneifen und handbreit die Hände hervorgucken.

So geht's Jahre hindurch; schwere Arbeit, mitunter von einem besonders strengen Schreiber auch wohl mal eine Tracht Prügel, kurzum, viel Arbeit und wenig Geld.

So hat der Hofgängerjunge inzwischen alle landwirthschaftlichen Arbeiten gelernt und er muss eintreten als Recrut; das ist erst recht eine schwere Zeit, nichtsdestoweniger aber von grossem Nutzen für die spätere Lebensbahn des Betreffenden, denn er lernt hier vor allen Dingen sich manierlich betragen, wovon er bis dahin nur sehr dunkle Begriffe hatte.

Wenn dann der ausexercirte Recrut auf Urlaub in sein heimathliches Dorf zurückkehrt, wie stolz ist er in seiner Commissuniform, mit welcher Bewunderung, ja Ehrfurcht betrachten ihn die Eltern und jüngeren Geschwister und welche wichtige Rolle mag wohl die bunte Uniform in den Herzen der Dorfschönen spielen.

Und auch diese Zeit mit der endlosen Plackerei durch den Corporal, mit der Löhnung, bei der Einer recht gut verhungern könnte, mit den kleinen Liebschaften mit Köchinnen, von denen zu erwarten steht, dass sie hin und wieder zum Schaden der herrschaftlichen Mägen etwas für den Schatz ihres Herzens aufbewahren, geht vorüber — der junge Mann tritt wieder in's bürgerliche Leben zurück und wird Pferdeknecht.

Das Mädchen, das den schmucken Jungen im bunten Soldatenrock schon gerne hatte, es hat ihn auch noch gerne im schlichten, blauen Kittel und:

„Sie werden Weib und Mann,
Nun geht der Kampf mit Noth und Sorgen an.“

Sehr häufig trifft sich's, dass der Bräutigam sich, wie man zu sagen pflegt, bei seinen Schwiegereltern einheiratet, dann ist er verhältnissmässig gut situirt; wenn aber die jungen Leute ihre Wirthschaft anfangen mit dem Wenigen, was sie sich vielleicht von ihrem Lohne erspart haben, so gerathen sie häufig von vorneherein in eine schlimme Lage.

Da soll eine Kuh gekauft werden, ein zu mästendes Schwein, Gänse, Hühner, Betten, Hausgeräth u. s. w. Dazu reichen natürlich die Geldmittel lange nicht aus, dann muss der Arbeitgeber, in den meisten Fällen also der Gutsherr oder Pächter, mit Geldvorschüssen aushelfen; — die Leute gerathen gleich in Schulden und, was noch viel schlimmer ist, sie sind den häufig sehr willkürlichen und ungerechtfertigten Massregeln ihres Gläubigers verfallen.

Wenn nun noch im unglücklichen Falle eines der inzwischen geborenen Kinder oder gar der Vater oder die Mutter erkrankt, die Kuh crepirt, oder sonstige Unglücksfälle eintreten, so geräth der betreffende Tagelöhner mehr und mehr in Schulden und ist schliesslich, da er natürlich niemand Anderen finden kann, der ihm Geld leiht, mit Leib und Leben seinem Gläubiger verfallen.

Es kann natürlicherweise keinem Zweifel unterliegen, dass, wie überall, so auch in Mecklenburg hochgebildete und feinfühlende Landleute zu finden sind, in diesem Falle ist das angedeutete Los des Tagelöhners erträglich; es gibt aber auch in Mecklenburg sowohl Grundbesitzer wie Pächter, deren Rohheit sich jedem Kriterium entzieht, namentlich wenn es sich darum handelt, die Untergebenen möglichst zu massregeln — dann steht's freilich schlimm um den Armen, der unverschuldetermassen in's Elend gerieth.

Und bei alledem ist der Tagelöhner der ritterschaftlichen Güter immer noch besser daran als der, welcher im Domanium wohnt, denn er hat zum Wenigsten, besondere Ausnahmefälle abgerechnet, jahrein, jahraus seine bestimmte Einnahme, nach der er seinen Etat einrichten kann und die so ist, dass damit bei bescheidenen Ansprüchen auszukommen, ja sogar, dass der Betreffende Geld, wie vielfache Beispiele beweisen, zurücklegen kann. Der Tagelöhner des Domaniums dagegen muss meistens über Land arbeiten, das will sagen, sich Arbeit suchen und wenn er eben keine findet, so fehlt's am täglichen Brode; allerdings ist die Einnahme zeitweise im Vergleich zu der des Hoftagelöhners eine grössere, aber wenn man bedenkt, dass der Tagelöhner des Domaniums gewöhnlich die Woche über von seiner Familie getrennt ist

und dieselbe sozusagen nur Sonntags besucht, so möchte die zeitweilige höhere Einnahme diesen Missstand schwerlich compensiren.

* * *

Die Lerche sang schon vor Stunden ihr jubelndes Morgenlied, die Wachtel ruft ihr tick terick in dem im Morgenwinde wogenden Roggenfelde, das „Haaren“ der Sensen ist verstummt — Mäher und Binderinnen und „Hocker“ ziehen aus frisch und fröhlich in die frische und fröhliche Natur zum „Anmähen“ des Roggens. Die Sonne steigt höher und höher, aber rastlos, Maschinen gleich, arbeiten die Tagelöhner, gefolgt von ihren Binderinnen, weiter; sie prellt, dass den Leuten die dicken Schweisstropfen herniederrieseln und unglaubliche Massen Bieres, um den Durst zu löschen, vertilgt werden. Da endlich schlägt die Stunde der Mittagsruhe; die Frauen bringen aus dem Dorfe das Mittagsbrod, das behaglich ruhend im Schatten einer „Hocke“ verzehrt wird, und ein Schläfchen schliesst auf kurze Zeit die müden Augen.

Der Nachmittag bringt dieselbe Arbeit; aber die Sonne sinkt langsam am glühenden Horizont und versprüht in dämmernden Wolkenschleiern ihre Strahlen — es ist Feierabend.

Singend, wie nur glückliche Menschen singen können, mit klarem Gewissen nach rechtschaffen vollbrachtem Tagewerk, ziehen die Leute heim in's Dorf und bald wird ruhiger und stärkender Schlaf die müden Glieder umfassen; und wie unzweifelhaft der Körper den Geist macht, so keine Meditation — ich habe meine Schuldigkeit gethan — ein Nachtgebet oder ein Vaterunser, wie's vielleicht die Mutter lehrte, und Ruhe und Frieden.

Auf Ernte- folgt Drescherzeit, dann wieder Saatzeit und so jahrein, jahraus. Die Kinder sind inzwischen gross geworden, die Frau ist gestorben, die älteste Tochter hat einen Bräutigam gefunden, und der inzwischen alt gewordene Tagelöhner wohnt unter Verhältnissen, etwa auf der gleichen Stufe, auf der er seine Laufbahn begann, bei seinen Kindern.

Wohl ihm, wenn seine Tochter ihn gut behandelt — man pflegt zu sagen: Ein Vater ernährt eher zehn Kinder, wie zehn

Kinder einen Vater — wohl ihm, wenn die Seinigen, bei denen er wohnt, am Leben bleiben!

Aber der Mann wird alt, die Tochter, bei der er sozusagen so lange Kostgänger war, ist gestorben, der Schwiegersohn ausgewandert — der Mann wird alt, er kann keinem eigenen Haushalte vorstehen, das „Gut“ muss sich seiner annehmen.

Der Greis wird gekleidet und gespeist von Gutswegen, schläft auf dem Hofe mit den Knechten zusammen, leistet seinen Kräften entsprechende Arbeiten und erhält, wenn's Glück gut ist, einen Extrazuschuss von einigen Groschen wöchentlich für kleine Ausgaben, als Tabak etc.

So viel Entbehrung, so viel Fleiss und Arbeit, so viel treues Wirken und Schaffen, so viele Hingebung, so viele elterliche Liebe und Aufopferung — und solch' klägliches Ende!

Du altes, ehrliches Gesicht,
Da liegst Du nun und kennst mich nicht,
Du faltest Deine rauhen Hände
Zur süssen Ruhe ohne Ende.

Behaglich, Alter, liegest Du,
Wie bei der kurzen Ernteruh',
Wenn hinter einem Garbenhauten
Du Dich gelagert, zu verschnaufen.

Behaglich wie am Nachmittag
Des Sonntags Du am grünen Hag
Verspottetest die jungen Leute,
Die statt der Ruh der Tanz erfreute.

Behaglich wie — Gott wird's verzeih'n —
Du in der Kirche schliefest ein,
Trotz Deines Strausses, der den Alten
Zur Predigt sollte munter halten.

Du treuer Knecht im Weinberg hast
Getragen saurer Jahre Last,
Getagelohnt Dein langes Leben
Nun wird zum Lohn Dir Ruh' gegeben.

Einen Rosenstrauss ich für Dich band,
Den will ich Dir in Deine Hand
Mit aller Vorsicht heimlich stecken,
Um Dich nicht aus der Ruh zu wecken.

B. Sigismund.

Fuchs.

Noch hängen die Thautropfen der Nacht an den Grashalmen und Blättern und glitzern im ersten Morgensonnenstrahl. Da bewegt sich vom Dorfe dem Walde zu, schlangengleich durch das hohe Gras gleitend, jede Deckung benutzend, mit einem fetten Kapaun im Maul, Frau Füchsin. Am Hügelabhang, da wo die alten Tannen rauschen, unter einer vom Blitz zerschmetterten Stammwurzel, steht die Raubburg. Schon der Vorplatz zeigt, dass diese Wohnung eine Mörderhöhle sei, da liegen die abgenagten Knochen gemordeter Hühner, Enten, Rebhühner, Stockentén, Reiherständer, ja sogar der Lauf einer Rehkitze fehlt nicht, vor Allem sind es aber die Gebeine des unglücklichen Lampe, die hier verfaulen.

Ein von Frau Reinhart leise ausgestossener Ton wird drinnen durch Knurren und Gebell beantwortet, und es erscheint die hoffnungsvolle junge Familie, aus vier Füchsen bestehend. Sie erwarten gar nicht, dass die Mama ihnen ihr Frühstück zuweise, sondern stürzen mit wüthender Fressbegier auf den Kapaun und haben ihn im Nu zerrissen und verschlungen. Freilich ging es nicht ganz ohne Zank ab, und wohlweislich halten sich die schwächeren von derlei geschwisterlichen Streitigkeiten fern, denn der knurrende Wortstreit artet häufig in blutige Balgereien aus, wobei es sich denn mitunter ereignet, dass das unterliegende Schwesterchen oder Brüderchen ohneweiters von der Bande aufgefressen wird. Doch Mama ist schon wieder fort, um für die hungrige Kinder-schaar weiter zu rauben, und der Friede wieder hergestellt. Gemüthlich spielt die kleine Gesellschaft im Sonnenschein; hier hascht einer nach der Lunte¹ des andern, der knurrend sein ihm mit Recht zukommendes Auhängsel zu vertheidigen sucht, dort gilt's, eine Schweissfliege zu erschnappen, die lüstern das Aas umsummt. Da horch', es knackte ein Reis,

¹ Schwanz. Man nennt das Fell des Fuchses in der Jägersprache Balg, die Augen: Seher, die Ohren: Lauscher, die Beine: Läufe oder Pranken, das Blut: Farbe, den Schwanz wie oben bemerkt. Der Fuchs sieht nicht, sondern äugt; hört nicht, sondern vernimmt; riecht nicht, sondern wittert; er geht nicht, sondern schnürt.

blitzschnell fahren die kleinen Raubritter in die Tiefe. Aber es hat nichts zu bedeuten, es ist der Herr von „Malepartus herrlicher Veste“, der mit einer Maus im Rachen kommt, um seinen hoffnungsvollen Kindern Unterricht in ihrem zukünftigen Beruf zu ertheilen.

Nachdem die Bande versammelt, lässt er das halbtodte Mäuschen aus dem Rachen fallen, das natürlich zu entweichen strebt. Nun versucht der eine, dann der andere das Wild zu haschen; wer sich ungeschickt zeigt, wird durch einen Tatzenschlag oder Biss häufig blutig abgestraft. Ist Aussicht vorhanden, dass das Mäuschen möglicherweise entweichen könne, so springt der Alte hinzu und greift es wieder. So wird das arme Thierchen auf's Grausamste gequält, bis denn endlich ein junger Fuchs zu hart zugreift und es todtbeisst.

So vergehen die jungen Tage im Spielen vor dem Bau und in der Schule beim Papa, bis der Sommer kommt. Dann begibt sich die ganze Bande in's Aehrenfeld, das ihr eine herrliche Deckung bietet. Nun beginnt ein Morden und Rauben ohne Gleichen, alles Essbare wird getödtet, vom Hirschkalb bis zur Maus, von der Trappe bis zum Zaunkönig, ja es wird sogar gefischt und auch den schweren Panzerhelden Krebs schützt weder sein Harnisch, noch seine düstere und geheimnissvolle Wohnung. Immer aber raubt der Fuchs entfernt von seinem Standquartier, um nicht unnöthig sich in Gefahr zu setzen, denn er unterschätzt keineswegs seinen Feind, den Menschen. Er kennt ganz genau den Hof, wo man mitunter vergisst, das Wassergeflügel des Abends einzutreiben, und wird sich sicher im Lauf der Zeit eine Ente nach der andern holen. Ebenso kennt er recht wohl jene nachlässige Bauersfrau, welche die Thür zum Hühnerstalle nicht gehörig schliesst; gelegentlich wird einmal eingebrochen, und da wüthet denn Reineke auf wahrhaft abscheulige Weise. Weit mehr, als er verzehren kann, wird getödtet aus reiner Mordlust, und wenn schliesslich das ganze Hühnervolk im Todeskampf zuckend und zappelnd daliegt, entfernt sich der Raubmörder mit dem fettesten Hahn.

So geht's mit Rauben und Morden den ganzen Sommer durch. Die jungen Füchse sind zum Herbst von den Eltern

soweit in der Freibeuterei unterrichtet, dass sie ihr Leben auf eigene Hand fortsetzen können.

So lange noch das Leben in der Natur wirkt und schafft, ist die Tafel unseres rothen Landpiraten immer gedeckt; kommt aber der Winter und mit ihm starker Frost oder gar hoher Schnee, dann sieht's mitunter übel aus. Junge Hasen gibt's nicht mehr zu überlisten, und die alten sind viel zu hellhörig, so dass ein Fang nur höchst selten gelingt. Die schöne Zeit ist vorüber, wo man des Morgens in aller Frühe, wenn der Jäger noch schlief, den Dohnenstrich revidiren konnte, nur mühselig lässt sich ein Mäuschen fangen oder ein halbverhungertes Vögelchen ergattern. Das ist eine böse Zeit für Meister Reineke, und hungrig lungernd streift er selbst bei Tage umher. In solchen Zeiten bringt ihn die Noth zur Verzweiflung und er nimmt die Brocken an, die der Jäger ihm zum Verderben auswarf.

Es ist ein schneidig kalter Wintertag und der Schnee fällt in kleinen kyrstallisirten Flöckchen. Reineke trabt im Walde umher, ob sich nicht ein Bissen für ihn finde, — da, welch' lieblicher Duft steigt ihm in die Nase, wahrhaftig, ein gebratenes Stück von Hinze's Lende! Gierig springt er zu, und der Brocken ist im Nu verschlungen. Aber hier muss noch mehr derartig Köstliches in der Nähe sein, denn dort von der Wiese her strömt ein ähnlicher leckerer Duft? Merkwürdig, Reineke setzt sich nach Hundeweise und denkt nach, wie es wohl kommen kann, dass in dieser entlegenen Waldgegend verschiedene Stücke Katzenbraten zu finden seien. Aber der Brocken riecht gar zu schön, ein Sprung, und der zweite Brocken ist verschlungen. Zwar steigt der Geruch von noch einigen Brocken dem Fuchs in die Nase, doch die ersten Forderungen des knurrenden Magens sind befriedigt, und die Ueberlegung gewinnt bei ihm die Oberhand. Die Sache kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen, es steckt irgend eine Falle dahinter — also weg von diesem verführerischen Braten! Im Bau wird die Sache erst recht überlegt — man kann doch nicht wissen, es könnte ja möglicherweise doch das Fleisch dort zufällig verloren gegangen sein! Der Hunger drängt gar zu arg, also geht's in der nächsten Nacht wieder hin nach

dem Platz, wo die schönen Braten liegen. Neue Bedenken — denn an der Stelle, wo gestern der erste Brocken verzehrt wurde, liegt ein frischer, doch: frisch gewagt, ist halb gewonnen, der Brocken wird genommen. Wie köstlich das nach Honig schmeckt! Ein zweiter, dritter und vierter folgen.

Aber als ob der Fuchs instinctmässig die Gefahr ahne, bleibt er höchst bedenklich vor dem am Schwanenhals befestigten Abzugsbrocken stehen. Er geht zurück, windet und umkreist vielfach den verhängnissvollen Braten, aber der Hunger und die Lüsternheit siegen, obschon sich Reinhart der Gefahr bewusst zu sein scheint. Ein Sprung nach dem Brocken, und die gewaltigen Stahlarme des Schwanenhalses umfassen den Lüsternen, unrettbar Verlorenen.

Denn wenn auch die starken Arme des Eisens den Fuchs nicht gleich erdrücken, wird doch am Morgen der Jäger kommen und den rothen Hallunken erbarmungslos erschlagen. Trifft es sich aber, dass Reineke so schlau war, versuchsweise den Brocken mit dem Lauf erst zu berühren und also nur dieser gefangen wurde, so trägt er keinen Augenblick Bedenken, ihn abzubeissen.

Ein erhabener Charakterzug des Fuchses!

Beginnt im Februar die Sonnenwärme zu wirken, und ist die schwere Wintersnoth überstanden, da regt sich auch im Herzen unseres niederträchtigen Bösewichts die Liebe.

Unter den männlichen Füchsen werden nun in Sachen der Liebe die heftigsten Kämpfe angefangen und ausgefochten, bis endlich der stärkste mit dem Weib seiner Liebe in die geraubte Burg zieht, die von jetzt ab Familienhaus sein soll. — Ja, Reineke raubte diese Veste, und zwar auf die schändlichste Art, seinem Vetter Grimmbart, dem Dachs; denn er vertrieb den reinlichen Bauern, indem er ihm seine Losung vor die Thür setzte.

Hier und da wird noch nachgeholfen in den Gängen des Baus; und vor allen Dingen eingerichtet ein senkrechter Schornstein, der zwei horizontal laufende Gänge mit einander verbindet, oder auch häufig in den Kessel hinabführt, in dem die Füchsin ihr Wochenbett aufgeschlagen. Diese sogenannten Fallröhren sind beim Aushetzen des Fuchses für die Dachshunde ausserordentlich gefährlich; fallen sie in der Hitze des Gefechts durch eine solche in einen Kessel,

der keinen Ausgang hat, so sind sie verloren, denn der Fuchs steigt wohl als Schornsteinfeger heraus und hinein, das kann aber der Dachshund nicht, und wenn nicht menschliche Hilfe kommt, so muss er elend verhungern.

Häufig aber wird der Fuchs wie die Füchsin, in der Rollzeit sowohl, als auch später, wenn das junge Raubgesindel herangewachsen ist, durch den scharfen, erfahrenen Dachshund aus dem Bau getrieben. Sie kommen bei solchen Gelegenheiten mit einer fabelhaften Schnelligkeit aus dem Bau gefahren, so dass der hitzige Jäger, der sie nicht ruhig „auslaufen“ lässt, auf eine Stelle schießt, wo der Fuchs längst gewesen.

Durch das laute Gebell der Hunde hat man den Kessel entdeckt, und nachdem man „durchgeschlagen“, werden die Füchsen an's Tageslicht geholt, um einem traurigen Schicksal entgegen zu gehen. Gewöhnlich werden sie ohnweiters erschlagen, im glücklichsten Falle aber gehen sie einer lebenslänglichen Gefangenschaft an der Kette entgegen.

Dachs.

Still ruht er und bescheiden,
Fern von des Himmels Luft,
Fern von des Tages Freuden,
In seiner düstern Gruft.
Doch wenn am Abendhimmel
Der Sonne Licht versank,
Dann ruft zum Schlachtgetümmel
Ihn seiner Sehnsucht Drang;

Und wo im Moos und Laube
Die gift'ge Otter zischt,
Dort kämpft er, bis im Staube
Ihr Lebenslicht erlischt.
Doch weil er Dank und Ehre
Nicht achtet, zieht er ab,
Und steigt, eh' aus dem Meere
Aurora taucht, ins Grab.

Dr. J. O. Lenz.

Der Lenker des Sonnenwagens, Phöbus, hat sich in Thetis' kühle Arme gestürzt und hellleuchtend überflammt der erste Kuss den abendlichen Himmel. Die Lichter steigen höher und höher an den alten Stämmen der Eichen und Föhren und drunten auf dem Moosgrunde empor; dort, wo unter einer umgestürzten, riesenhaften Fichte der Eingang zur Wohnung des Dachs, Meister Grimbart's ist, beginnt's zu dunkeln.

Herbstlich rascheln die welken Blätter im Abendwinde von den Bäumen, droben hoch am Himmel ziehen fern gen

Süden die Wanderschaaren der Zugvögel, die Cicade zirpt ihr letztes Lied und der Laubfrosch quakt.

Das sind alles Geräusche, die Meister Grimbart veranlassen, höchst behutsam — denn nur Nachts geht er auf die „Weide“ — möglichst vorsichtig aus seiner Wohnung „auszufahren“.

Zu dieser Zeit hat sich in Folge der vortrefflichen Nahrung, bestehend in Regenwürmern, Käfern, Obst, Schlangen, Möhren, Bucheln und Eicheln, gelegentlich auch wohl Aas, der Dachs ein niedliches Bächlein angemästet, jedenfalls ein Grund mehr für den an sich so vorsichtigen Gesellen, diese Errungenschaft seines nichtsthuerischen und faullenzenden Lebens vorsichtiger in Acht zu nehmen.

Dem dunklen Schoss der Erde entkriecht ein Kobold, halb Bär, halb Fuchs, krummbeinig, breitrückig, fett.

Und wie das falbe Mondlicht zweifelhaft durch die wispernden Blätter zittert und die Schatten hin- und herschwanken auf den schwarzen Wangen, die die weisse Nase des Gnomen umgrenzen und somit dem Beobachter kaum eine abzuschneidende Linie geben, so ist seinerseits der Erdenbewohner ebenfalls sehr in Unruhe, ob er nicht beobachtet wird.

Zunächst wird vor dem Ausgang der Röhre die Schwarte gehörig geschüttelt, um sie von Sand zu reinigen, sodann steigt er etwas höher und „windet“ und „lauscht“, wenn dann alles in Ordnung befunden, so kommt man endlich zu Tage.

Nun gilt es zunächst, sich von den lästigen Schmarotzern, die selbst diesem so reinlichen Bauern anhaften, zu befreien, was denn auch mit grosser Sorgfalt und nicht ohne Rachgier gegen die in der engen, dunklen Wohnung erlittene Pein geschieht.

Noch einmal wird „gelauscht“, noch einmal wird „gewittert“, dann begibt sich Meister Grimbart, der bekannte Beichtiger des Reineke, auf den Weg, um das in ehrlicher, redlicher Weise täglich zu erwerbende Brod sich einzuverleiben.

Erst geht's auf bekannten Pfaden, die täglich benutzt werden, gelegentlich findet sich ein Kerf oder dgl., aber das genügt nicht, hinaus aus dem Walde, auf den Jagdgrund, wo es fette Regenwürmer gibt, und auf das Möhrenfeld, das nicht

allzu abgelegen ist — sonst würde es wahrscheinlich nicht besucht werden.

Die Eule ruft und schreit, Grimbart stutzt zwar, doch das ist ein gewohnter Laut; doch was raschelt dort in dem abgefallenen Herbstlaube, das auf die Waldwiese gefallen? Vorsichtig, vorsichtig!

Wieder wird „gewindet“ und „gelauscht“, aber es ist nichts, nur die Gattin war's, die theure, die dort mit den Kindern den letzten Ausgang hielt, sie in ihrem Gewerbe zu unterrichten, um sich dann von ihnen zu trennen, um sie ihre eigene Lebensbahn gehen zu lassen.

Weder Gattin noch Kinder vermögen das einsiedlerische Herz des hypochondrischen Grimbart zu rühren, er macht Kehrt und geht seine Wege.

O Grimbart, Grimbart, nähmst du deine Klugheit zusammen, die dich damals so beredt sprechen liess zum Vortheil Reineke's an Nobel's Hofe, du würdest gewiss auf das entfernte Geräusch von Männerstimmen und Männerritten Acht geben und deinen fetten Leichnam möglichst bald in die sichere Erdfestung bringen.

Aber er „sticht“ ruhig weiter; hier wird ein Regenwurm ausgegraben, dort gibt's einen Kerf, und so wandelt der Dachs, gemüthlich jagend, langsam täppisch der dem Walde nahen Kuhweide zu, wo er, erfahrungsmässig, in den Aaskäfern einen reich gedeckten Tisch zu finden weiss.

Plötzlich hält er an, sein scharfer Geruch hat ihn eine Schlange wittern lassen und vorsichtig naht er, denn man kann nicht wissen, ob es nicht eine Kreuzotter ist.

Und es ist eine.

Zischend züngelt das abscheuliche, giftige Gewürm dem Dachs entgegen und beisst blind in die Luft, aber er macht sich wenig daraus, sondern geht muthig drauf, und bald ist die Schlange getödtet und verzehrt.

In der Hitze des Gefechts hat der wackere Held das leise Aufjauchzen der Dachshunde überhört, die seine Fährte gefunden.

Jetzt hört er es freilich, er lauscht, windet und macht sich eiligst auf die Flucht.

Zu spät. Die guten, faulen Tage und der reichlich gedeckte Tisch haben den Dachs übermässig steif und unbeholfen gemacht, ein Mann sogar holt ihn sehr gut im Laufe ein.

Und über die mondbestrahlte Fläche kommen die Hunde herangestürzt und suchen ihr Wild zu stellen. Ihnen folgen im Trapplauf die Jäger, von denen einige Knittel, andere Heugabeln tragen.

Wenn ich nur das nahe Dorn- und Brombeergestrüpp erreichen könnte, denkt der Dachs, so wäre ich vielleicht geborgen, und beisst einen anliegenden Hund, der ihm von vorne nahte, mit seinem sehr kräftigen, scharfen Gebiss so gewaltig über die Nase, dass dieser sich laut jammernd mit eingezogenem Schwanz zu seinem Herrn flüchtet.

O Glück, das Gestrüpp ist erreicht, ehe die Jäger herankommen, und eilig geht's hinein. Doch wie kannst du, armer, fetter, einsiedlerischer Philosoph, gegen die Uebermacht aufkommen?

Die Hunde liegen wiederum scharf an und die Jäger wissen dadurch genau, wo das Wild sich befindet.

Wenn auch ein Fetzen vom Kleide verloren geht, wenn auch Gesicht und Hände, aus vielfachen Schrammen bluten, es geht vorwärts durch Dornen, Brombeerranken und Gestrüpp bis zur Stelle, wo der Dachs sich der angreifenden Hunde verzweifelnd erwehrt.

Einer setzt ihm mit geschicktem Ruck die Heugabel über's Genick, und der kräftige Schlag eines Andern macht dem Leben dieses nützlichen Thieres ein Ende.

Edelmarder.

Unter allen Raubthieren Norddeutschlands ist der Marder — man unterscheidet einen Stein- und einen Baummarder, und mit diesem letzteren haben wir's zu thun — unzweifelhaft eines der blutigsten und schädlichsten.

In Astlöchern, verlassenen Elster- oder Eichhörnchenestern, womöglich im stillsten und tiefsten Dickicht des Schwarz- oder Laubwaldes verbringt der Edelmarder den Tag, schlafend

oder doch wenigstens ruhend. Indessen in Revieren, in denen er sich ziemlich sicher weiss, geht er auch am Tage seinen Raubzügen nach.

Mit Einbruch der Nacht beginnt dann erst das eigentliche Leben des Thieres. In jeder Leibesübung ist es Meister, vor Allem ein Kletterkünstler, der seines Gleichen sucht. So wird denn der Erdboden und, wie sich's trifft, die Bäume bis zu den höchsten Wipfeln nach Nahrung untersucht, und wehe dem unglücklichen Geschöpf, vom niedrigsten Kerf bis zur Rehkitze hinauf, das in die Zähne des blutgierigen Mörders geräth; selbst Beeren und sonstige Früchte werden nicht verschmäht und mit besonderem Wohlgefallen verzehrt.

Macht er seine Sache einmal ungeschickt beim Angriff auf ein Rehkitzchen, so gibt's allerdings von der alten Ricke schmäbliche Prügel mit dem Vorderlauf, aber was thut's, der Geist muss über die Schmerzen des Körpers hinweghelfen — der Marder hat droben in den Bäumen Töne vernommen, die wie das Murksen eines Eichhörnchens klingen, und macht sich eiligst auf die Verfolgung. Nun beginnt eine der halsbrechendsten und verwegenen Jagden für beide Theile, sowohl für das gejagte Wild, wie für den verwegenen Jäger. Sie suchen sich zu überbieten in waghalsigen Sprüngen, unglaublich schnellem Auf- und Niedersteigen an den glatten Buchenstämmen und Sätzen von den Wipfeln der Bäume auf die Erde seitens des Eichhorns, dass einem Dritten Hören und Sehen vergehen möchte. Schliesslich hat der raubgierige Jäger, das, wenn auch behendere, so doch nicht so ausdauernde Eichhörnchen ermüdet, und dies muss schliesslich seinem furchtbaren Gebiss erliegen.

Geräth nun gar der Edelmarder auf seinen Streifzügen auf einen Taubenschlag oder in einen Hühnerstall, so zeigt sich erst das ganze Teufliche seiner Natur. Er mordet, so lange noch etwas Lebendiges da ist, ohne Unterlass und frisst von den unglücklichen Leichen nur das Gehirn und trinkt mit furchtbarer Gier ihr Blut.

Ja, wie sich ein Mensch in Spirituosen berauschen kann, so berauscht sich der Edelmarder im Blut seiner Schlachtopfer. Man hat diese blutdürstigen Schufte gefunden inmitten

ihrer Schlachtopfer, toll und voll besoffen und natürlich sofort erschlagen.

Es gehört seitens des Edelmarders freilich wenig Kunst dazu, sich seinen Tisch im offenen Taubenschlag oder Hühnerstall zu decken, häufig trifft sich's aber, dass derlei lucullische Mahlzeiten nicht zu haben sind. Kein Eichhörnchen ist aufzufinden, nichts ist zu entdecken, was dem hungrigen Gauner zur Nahrung dienen könnte — da fällt ihm ein, dort drüben am Bauernhofe, wo er bei seiner letzten Hühnerschlachtung beinahe sein Leben verloren hätte, ist ein Teich, in dem Wasserratten eine Colonie gebildet haben.

Es ist zwar ein trauriges Abendessen, aber was hilft's?

Die Ratten sind aber auch schlau und vorsichtig; der verfehlte Sprung auf einen Colonisten macht sie auf ihren furchtbaren Feind aufmerksam. Einige fliehen in ihre unterirdischen Behausungen, andere in's Rohr, andere suchen sich durch Tauchen und Schwimmen aus der gefährlichen Nähe zu entfernen.

Und da zeigt sich's denn wieder, der Edelmarder ist Meister in allen körperlichen Uebungen und da er heute auf dem Lande nichts erlangen kann, so muss er's im Wasser versuchen und er thut's mit Erfolg.

Gerade so schlau, wie unser wegen seines Charakters verabscheuungswürdiges, sonst aber wegen seiner Kleidung, Manieren und Geschicklichkeit höchst anziehendes Thier seine Beute zu berücken weiss, versteht es auch sehr wohl, seinen Verfolgern zu entgehen.

Der kleinste, anscheinend unbedeutendste Umstand kann einen Marder veranlassen, Wochen lang seine gewohnten Gänge zu vermeiden, wemgleich es ihm im Winter, wenn Spürschnee liegt, doch häufig genug an den Kragen geht.

Da nützt kein Aufbäumen, da hilft kein Springen über die Aeste von zehn, zwölf Bäumen, — die abgefallenen Schnee-Klumpchen, Moos- und Rindenstücke verrathen den Weg, den der Marder zu seiner Schlafstätte genommen.

Endlich nach vielen Untersuchungen, Umschlagen u. s. w. ist der Marder eingespürt.

Eine alte Buche musste mit einem ihrer gewaltigen Ast-

löcher eine Schlaf- und Zufluchtsstätte für diesen Raubmörder hergeben. Der Marder ist jetzt gefangen, denn sowie er aus seinem Astloch zu entkommen suchte, würde er unzweifelhaft erschossen werden; — ein gelinder Hoffnungsschimmer bleibt ihm noch, wie werden die Jäger es anstellen können, um zu ihm an dem glatten, gefrorenen Stamm der Buche hinaufzugelangen?

Unter den Jägern herrscht auch Bedenken, soll man dem Kerl da droben seine Herberge anzünden, so wird er muthmasslich den Rauch benutzen und entkommen; daran, dass Jemand hinaufsteige, ist gar nicht zu denken! Also kurz entschlossen; Einige machen sich eiligst auf, um vom nächstgelegenen Dorfe Aexte herbeizuholen, während die Zurückbleibenden das Astloch scharf im Auge behalten.

Da dem Marder menschliche Sprache muthmasslich fremd ist, so bleibt er im Irrthum über die im Gange befindlichen Massregeln und wartet klopfenden Herzens des Ausgangs der Dinge. Endlich, nachdem es schon anfängt zu dämmern, kommen die Abgesandten mit den Aexten, und nun beginnt man eifrig die mächtige Buche zu fällen. Endlich stürzt sie in gewaltigem Krach alle kleineren umstehenden Bäume mit niederschmetternd — das war der Zeitpunkt, den der Marder abwartete. Wie die Buche prasselnd zusammenstürzt, entweicht er im dämmernden Abendlicht zwischen den wirren Zweigen blitzschnell seinen Verfolgern, die fluchend und mit offenen Müulern das Astloch betrachten, in dem der Marder einst war.

Igel.

Schwinegel har dei schlichte Mod:
Drück hei tau vel, so prahl hei grot,
Und keimt eins, dat dei Döst em quäl,
So drück hei jedes Mal tau vel,
Un Döst — dat wir sin schwacke Sid —
Dei quäl em fast tau jede Tid.

Klaus Groth.

Unsere deutsche Sprache ist reich an Vergleichen zwischen Thieren und Menschen, die je nach der Eigenart des Thieres zu Gunsten oder Ungunsten des letzteren ausfallen; man sagt,

obwohl mit Unrecht, er ist dumm wie ein Esel, oder er ist schlau wie ein Fuchs, oder er ist klug wie ein Rabe, oder diebisch wie eine Elster — nie aber habe ich mir erklären können, warum es heisst, er ist ein rechter Schweinigel, denn auch diesen Namen führt unser Igel.

Nennt man einen Menschen einen Schweinigel, so versteht man darunter ein verkommenes, liederliches, schlechtes oder versoffenes Subject, dessen die menschliche Gesellschaft gerne entrathen möchte. Diese Eigenschaften treffen den Igel aber in keiner Weise; man möchte denn an das Claus Groth'sche Gedicht, den Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel, denken. (Siehe Motto.)

Der Igel ist im Gegentheil ein getreuer Hausvater, ein Ritter sans peur et sans reproche, ein nie ermüdender Schlangen- und Mäusevertilger, und wenn er wirklich hie und da aus dem Garten eine abgefallene Frucht stiehlt, so steht dies in gar keinem Verhältniss zu dem grossen Nutzen, den er stiftet.

An vielen Orten, z. B. auf Lagern, wo kostbare Stoffe aufbewahrt werden, und an denen man keine Katzen aus besonderen Gründen verwenden kann, werden gezähmte Igel zur Mäuse- und Rattenjagd gehalten, und sie bewähren sich dort als sehr nützliche Thiere.

Uebrigens aber ist der Igel als Hausgenosse nicht zu empfehlen, weil er des Nachts in fortwährender Bewegung ist und durch sein täppisches Auftreten, und dadurch, dass er Mancherlei durch seine Ungeschicktheit umreisst, viel Unruhe macht.

Es ist Frühlingsabend, die jungen Buchenblättchen beginnen eben ihre Hülsen zu sprengen, ein milder Luftzug flüstert durch die hohen Tannenwipfel am Waldsaum, und die untergehende Sonne scheint warm auf die Steinhaufen und das Haidekraut, das sich an der Grenze des Holzes hinzieht.

Da reckt sich aus dem Bettlein von Moos und Blättern schnüffelnd und witternd das Schnäuzchen eines Igels, und da Alles sicher scheint, so folgt bald die ganze wunderbare Gestalt unseres stachelbepanzerten Ritters nach.

Noch einmal wird nach allen Seiten hin gewittert, und dann geht es trippelnden Ganges auf die Jagd. Er ist noch

nicht weit gekommen, da — horch, was war das? Vielleicht das Krächzen einer Krähe, das Schreien eines Raubvogels oder das Bellen eines Hundes, wer weiss, jedenfalls ist Gefahr im Anzuge. Im Nu hat sich der kleine Geselle in eine Kugel zusammengerollt, die ringsum von Stacheln starrt, und nun mag kommen, wer da will, er glaubt sich sicher in seinem Panzer.

Obgleich das Stachelkleid eine schöne Abwehr ist, so vermag es doch nicht, den furchtbaren Uhu abzuhalten, der mit seinen langen, unempfindlichen Fängen durchgreift und den armen Igel davonschleppt; ebenso gibt es viele Hunde, alle sind erklärte Feinde des Igels, die, obgleich sie sich das Maul auf's Empfindlichste blutig reissen, nicht eher nachlassen, als bis sie ihren Feind todtgebissen haben, und wenn der Fuchs, der ebenfalls ein grosser Freund von Igelfleisch ist, sich nicht anders zu helfen weiss, so rollt er die stachelige Kugel in's Wasser, wo sich dann der Igel, um nicht zu er-saufen, aufrollen muss und dann eine leichte Beute des hinterlistigen Gegners wird.

Doch diesmal war's nur leerer Lärm. Geraume Zeit liegt unser Held still und regungslos da wie ein Klümpchen Unglück, dann lockert er ein wenig das Panzerhemd, wittert, und da Alles in Ordnung scheint, geht's an die Fortsetzung des unterbrochenen Jagdzuges.

Der Igel beabsichtigt eine Mäusejagd auf dem nahegelegenen Feldstück abzuhalten, muss aber, um dahin zu gelangen, einen breiten Graben passiren, der den Forst vom Felde trennt; diesen Umstand weiss er nicht oder hat ihn vergessen. Da er sich nun aber fast nur auf seine Nase und Gehör verlässt und wenig auf das Gesicht, so fällt er plötzlich die steile Böschung in den Graben hinab. Das macht aber nichts, er hatte sich rasch zusammengekugelt und kommt wohlbehalten unten an, um sofort die andere Seite des Grabens wieder hinaufzuklimmen. Endlich nach vieler Mühe betritt er den sonnenbeglänzten Waldrand, langsam tappt er dahin, und jedes Mauseloch wird berochen, ob es vielleicht noch bewohnt ist.

Aus einem der Steinhügel hat die Sonne eine Kreuzotter hervorgelockt, die sich behaglich am wärmenden Strahl erfreut.

Der Igel ist bis auf kurze Entfernung an sie herangekommen; die furchtbare Kreuzotter bemerkt ihren Feind, ringelt sich zusammen und erwartet ihn mit glühenden Augen, schon jetzt in blinder Wuth in die Luft beissend. Unser Ritter bemerkt auch endlich die Schlange und nähert sich ihr schnüffelnd und furchtlos.

Absichtlich tritt er der Otter gerade entgegen, diese fährt zu, beisst und trifft den Igel mit den nadelscharfen Giftzähnen gerade in die Schnauze. Anscheinend erschrocken weicht unser Stachelritter zurück, leckt sich die blutende Oberlippe und rückt wieder muthig vor.

Nun fallen die Bisse der Otter hageldicht, da sie aber blindlings ausgeheilt werden, so treffen sie meistens die Luft oder die Stacheln des Igels, und die Schlange verwundet sich selbst empfindlich; aber o weh! da sitzt wieder einer und abermals ist die Schnauze getroffen. Der Gegner zieht sich wiederum zurück, leckt nachdenklich und als wenn ihm das mit dem Blut herausfließende Schlangengift wohlschmecke, behaglich seine Schnauze und schreitet zum dritten und letzten Hauptangriff. Diesmal springt er rasch zu und ehe die Schlange es sich versieht, hat er den Kopf zwischen den zermalmenden Zähnen. Dieser wird zuerst verzehrt und dann speist er langsam weiter am kühn erworbenen und leckeren Mahl.

Aber der Arme soll seiner wohlerworbenen Beute nicht froh werden, ein Rabe hat von einer hohen Eiche herab dem gefährlichen Kampfe zugeschaut, und da die Kreuzotter jetzt unschädlich ist, weil der Kopf mit seinen Giftzähnen vom Igel bereits verzehrt, so stösst er herab und nimmt, ohne weiter zu fragen, den ringelnden Otternleib mit in die Lüfte.

Der Igel hatte natürlich, als er den Raben herabstossen sah, nichts Eiligeres zu thun, als sich zusammenzukugeln und sieht nun, nachdem die Gefahr vorüber, betrübt den Schauplatz seiner Heldenthat ohne Beute. Also nun heisst es weiterjagen. Lange will sich nichts Essbares finden, zwar hin und wieder eine kleine Heuschrecke, doch das verschlägt wenig bei einem Igelmagen. Die ganze Mäusecolonie, welche den Winter über so barbarisch hauste in dem jetzt grünenden Roggenfelde, scheint ausgewandert zu sein. Aber halt, hier!

Das Portal zum Mäusepalast wird eilig mit dem Schnäuzchen aufgerissen, der Corridor nachgewühlt, und husch! da hat er die Bewohnerin beim Kragen. Geduldig sitzt unser kleiner Jäger vor der Mäusewohnung und horeht und wittert, aber es will sich nichts mehr zeigen, es war offenbar ein verbannter Sträfling, der hier von dem ganzen ausgewanderten Volk zurückgelassen wurde.

Ein jämmerliches Quaksen dringt an das Ohr des beute-lustigen Portiers am Mäusepalast, ein Thaufrosch ist's, der in langen Sprüngen und jämmerlich klagend vor einer ihn verfolgenden Ringelnatter flieht. Aber was helfen ihm seine langen Sätze, den Vortheil, den ihm seine Beine bringen, vernichtet der Kopf wieder, denn in sinnloser Angst hüpfet er der Schlange jetzt gerade wieder entgegen. Was nützt jetzt noch das Zappeln, die Natter hat ihn am rechten Hinterbein gepackt und versucht nun, ihn hinunter zu würgen. Das hat begreiflicherweise seine Schwierigkeiten, denn wenn ein grosser Thaufrosch von vorne gepackt, dem Schlangenrachen schon eine unglaubliche Ausdehnung zumuthet, wie muss sich die Sache erst gestalten, wenn er ihn rückwärts hinunterwürgen soll. Das scheint dem Igel ebenfalls einzuleuchten, und Jäger wie Wild scheinen ihm eine willkommene Beute.

Sowie die Natter den Gegner, dessen Gefährlichkeit ihr wohl bewusst ist, nahen sieht, zieht sie die eingehakelten Zähne aus des Frosches Lende, der sich, eilig fliehend, kopfüber in den nahe gelegenen Weiher stürzt und vergnüglich ob des glücklich überstandenen Abenteuers unter einem Wasserrosenblatt hervorschaut, und wendet sich zusammengeringt und zischend ihrem Gegner zu. Monsieur Bayard aber, le chevaliersans peur et sans reproche, betrachtet sich erst gemüthlich seine silberglänzende Feindin mit dem mondformigen gelben Kopfschmuck, denn er hat den eben bestandenen Kampf, der jedem andern Thier tödtlich geworden wäre, ihm zwar weiter nicht schadete, doch einige Wunden beibrachte, noch nicht vergessen. Dann rückt er, zornig trommelnd, gleichsam sein Schlachtmarsch, auf die Feindin los. Diesmal wird die Theorie des Frontangriffs nicht so genau genommen, denn er kennt die Ungefährlichkeit der Natter; wenige Bisse, und die Schlange windet

sich in Todeskrümmungen. Endlich kann unser Freund, die Früchte seiner Anstrengungen in Ruhe geniessen und gemüthlich und behaglich verzehrt er den fetten Schlangenbraten. Auf dem Nachhausewege werden noch verschiedene Mäuselöcher untersucht, jedoch erfolglos.

Höchst zufrieden mit dem Ergebniss der heutigen Jagd, wälzt sich der Igel noch einige Male im trockenen Laube, um auf seinen Stacheln aufgespiesste Blätter zum weichen Bettlein mit nach Hause zu bringen, und ruht dann in weicher und warmer Behausung selbstzufrieden und behäbig die Ruhe des Gerechten.

* * *

Nicht immer, aber häufig leben Männchen und Weibchen zusammen, im Allgemeinen aber glaube ich, dass der Igel als ein ausser der Brunftzeit meistens allein lebendes Thier nicht zu bezeichnen ist. Jeder geht eben seinen Strich für sich. Freilich so lange die Kinderschaar noch der elterlichen Pflege und Erziehung bedarf, behüten diese sie nicht allein mit aufopfernder Sorgfalt, sondern geben ihnen auch alle nöthige Anweisung, ihren Lebensunterhalt auf förderliche Weise zu erwerben.

Die Schaar der Kleinen besteht gewöhnlich aus zwei bis fünf Jungen, die in einem moos- und laubgepolsterten, in einem unzugänglichen Zaune, in einem Mauerloch, oder an sonst einem verborgenem Orte angebrachtem Neste das Licht der Welt erblicken und in ihren ersten Lebenstagen gepflegt werden.

Obschon es durch hundert Thatsachen erwiesen ist, dass animalische Gifte, als wie beispielsweise das furchtbare Gift der Kreuzotter, von der ein Biss einen Menschen, der vielleicht um das Dreissigfache grösser ist als ein Igel, tödten kann, dass sogar Pflanzen- und metallische Gifte, wie man versucht hat, dem Igel nicht schaden, — so ist diese wunderbare Erscheinung bis dahin noch immer ein physiologisches Räthsel geblieben.

Ebenso hat man beobachtet, dass das Herz eines Igels, der im Winterschlaf lag, und dem man den Kopf abgeschnitten hatte, noch eine Stunde nach der Enthauptung schlug.

Durch diese Eigenthümlichkeiten erklärt sich auch wohl der Aberglaube, dass die Asche des verbrannten Igels besonders heilkräftige Wirkung habe.

Hiervon aber abgesehen, so steht jedenfalls fest, dass unser Igel ein durchaus harmloses und besonders nützliches Thierchen ist, mit dem sich Jeder befreunden kann und sollte.

Ein trauriges Zeichen von dem Bildungsgrade vieler Bewohner des platten Landes legt es ab, wenn sie ein so harmloses Thierchen, das sie als einen nützlichen Freund hegen und pflegen sollten, auf die schändlichste Weise massacriren und mit roher Lust den Todesqualen zuschauen.

Das gehört in dasselbe Gebiet wie das Todtschiessen und Fangen der Eulen und Mäusebussarde, und so lange nicht in dem Lehrplan unserer Volksschulen den Naturwissenschaften wenigstens einige Stunden eingeräumt werden, in denen die Kinder über das Wesen und die Einrichtung der Schöpfung belehrt werden, statt ihren Katechismus und ihr Gesangbuch herzuleiern — wird es nicht besser werden.

Maulwurf.

„Der Frühling war gekommen, schön wie milde Blüthenflor umfloss in Nebel sanft das Birkenthal.“

Du hast deine dumpfe räucherige Studirstube verlassen oder dein Comptoir und eilest hinaus auf deine Villa, die dort vor der Stadt unter hochschattenden Linden liegt, die Seele im Frühlingssonnenschein zu baden, das Herz zu erquicken am schmetternden Liebeslied der Vögel und das Auge an den frisch aufblühenden Blumen deines Gartens.

Ja, die Sonne scheint dir „so tief in's Herz hinein“, die lieblichen Sängere, sie singen das alte und doch so neue Lied, aber die Blumen deines Gartens, von denen du deiner Frau ein Kränzchen heimbringen wolltest — welcher Anblick! Von

vielen hängen die Blätter und Blüten vertrocknend herab, und manche liegen sterbend auf dem Boden.

Woher das? Es ist ein Maulwurf gewesen, unzweifelhaft, der diese Verwüstung angerichtet.

Und sieh', da entsteht gleich dem neuen Krater des Vulkans ein neuer Erdaufwurf.

Aber warte!

Eiligst gehen wir hin und holen einen Spaten, aber leise, leise, denn die geringste Bodenerschütterung würde den unterirdischen Wühler stören und verscheuchen; und wie er einen neuen Haufen aufwirft, stechen wir eiligst mit dem Spaten in die Erde und werfen den Maulwurf an das ihm verhasste Tageslicht.

Eine wunderbare, walzenförmige schwarze Gestalt sehen wir da liegen, mit sammtnem Pelz, anscheinend ohne Augen, obgleich sie vorhanden sind, Vorderhänden, die nur durch das Gräberhandwerk des Besitzers motivirt erscheinen, so gross und unverhältnissmässig sind sie, rattenähnlichen Hinterfüsschen und kleinem Schwänzchen.

Der Maulwurf, oder vielmehr richtiger Mullwurf, ist begreiflicherweise auf's Aeusserste erschrocken, sammelt sich aber rasch und will eiligst sein Jagdgebiet wieder erreichen, indem er heftig sich einzugraben versucht.

Aber wir haben dich, mein Junge. Er wird in eine Kiste gethan, die mit etwa 3—4 Zoll Sand gefüllt ist, und nun ist uns das Feld geöffnet, Beobachtungen über das Leben und Treiben dieses unterirdisch lebenden Thieres nach manchen Seiten hin zu machen.

Es gibt wohl kaum ein Thier, welches an Gefrässigkeit und Verdauungsfähigkeit dem Maulwurf einigermassen zu vergleichen wäre, denn er braucht an Nahrung täglich das Quantum seines eigenen Gewichtes. Um diesem unersättlichen Hunger zu genügen, befindet er sich fortwährend auf der Jagd.

Mitunter mag es wohl vorkommen, dass dieser unersättliche Räuber im sammtnen Pelz auf Momente an's Tageslicht kommt, sonst aber treibt er seine Jagden immer unter der Erde, wobei ihn sein ausserordentlich scharfer Geruch und scharfes Gehör leiten.

Regenwürmer, Kerfe aller Art, mitunter auch eine unglückselige Maus, die sich in seine vielgewundenen Gänge verirrt, oder eine Blindschleiche, Ringelnatter oder Kreuzotter, eine Kröte, ein versprengter Frosch — sie suchten in der Erde Schutz vor der rauhen Witterung, — decken den Tisch.

Begegnen sich aber zwei Maulwürfe, ganz gleich, Männlein oder Weiblein, ausser der Zeit des süßen Liebeslebens im Frühling, so gibt's einen Kampf auf Tod und Leben, und der Unterliegende wird ohneweiters aufgefressen.

Bei einem so unersättlichen und mörderischen Gesellen, der sich durchaus nicht scheut, selbst seines Gleichen aufzufressen, der sein Leben mit seltenen Ausnahmen in der Erde zubringt, erscheint einestheils der Bau seiner Gänge und Wohnungen, andertheils die Liebe der Mutter zu ihren Jungen auffallend.

In der That, jeder Maulwurf hat seine Wohnung, von der aus die Jagdzüge unternommen werden, theilweise in den alten Gängen, theilweise in neu zu grabenden, niemals aber ist die Wohnung sauberer eingerichtet und properer gebaut, als zur Zeit der Paarung.

Ein Bogengang unten — die Erde ist fest in der Röhre angedrückt, ein kleinerer oben, in der Mitte beider ein weich aus trockenem Gras und dergleichen gepolstertes Lager, alle drei Theile dieses unterirdischen Palastes mit einander verbunden, bilden die Wohnung und die zukünftige Kinderwiege der Hochzeitsleute.

Nun geht Männlein und Fräulein auf die Brautfahrt.

Trifft sich's aber, dass zwei Männchen oder zwei Weibchen zusammentreffen auf ihren dunklen Wegen, so gilt's einen harten Strauss, und der schwächere Theil kann von grossem Glück sagen, wenn er mit schweren Wunden wenigstens un-aufgefressen davon kommt.

Die Maulwurfsmutter versorgt ihre Kleinen in dem unterirdischen künstlichen Bau mit grosser Liebe und Aufopferung, auch der Vater; kommt aber die Zeit heran, dass die Kinder anfangen selbstständig zu werden, so mögen sie sich in Acht nehmen, die von den Eltern in die Erde Geschickten, dass sie bei ihren Wühlereien nicht Papa oder Mama begegnen,

denn sie würden, Sommer oder Winter, Frühling oder Herbst, unzweifelhaft getödtet und verzehrt werden, gerade so wie die Ehegatten diesen Lebensmodus im betreffenden Falle unter sich halten würden.

Taubenfalke.

Mehr oder weniger ist jedes Raubthier gehasst, kaum aber eines in der Weise wie der Taubenfalke.

Wenn wir von rein menschlicher Betrachtung ausgehen, so haben die verschiedenen Räuber, die uns an dem Unsrigen schädigen, immerhin, wenn auch nicht lebenswürdige, so doch Charaktereigenschaften, die uns ihre Schandthaten vergessen lassen können, das ist aber beim Habicht nicht der Fall. So ist er das boshafte, raubgierigste und charakterloseste gefiederte Thier, das man sich denken mag.

Ein Taubenfalke besinnt sich, wie man vielfach, wenn einer in Gefangenschaft war, beobachtet hat, keinen Augenblick, seine Gattin oder seine Kinder ohneweiters zu ermorden und zu fressen. Dieser blinde Blutdurst geht so weit, dass er mit ihm zusammengespernte Bussarde bis zur Königsweihe, ja Schlangenadler angreift und nach kurzem Kampf tödtet. In gleicher blinder Wuth und Raubgier stösst er in der Freiheit auf alles Lebendige, gross oder klein, was er nur irgend bewältigen zu können vermeint. Ein alter glaubwürdiger Jäger erzählte mir, er habe, als er eines Tages im Herbste dem Dohnenstrich nachging, in einer Fichte den ausgerissenen Fang eines Habichts gefunden und auf dem feuchten Boden des Steiges die Fährten eines flüchtigen Rehes. Er spürte weiter und fand nach langem Suchen in einem wildverwachsenen Bruche ein verendetes Schmalreh und noch auf ihm einen gleichfalls crepirten Taubenfalken.

Nun löste sich das Räthsel. Der Falke hatte auf das Reh gestossen und, um dessen schleunige Flucht zu hindern, den einen Fang in den Baum geschlagen; die Gewalt des Laufes von dem gehetzten Thier konnte natürlich die geringe Kraft des eingeschlagenen Fanges nicht aufhalten; er wurde aus

dem Leibe des Falken herausgerissen. Nichtsdestoweniger hielt der Habicht fest, bis er verblutend und das Reh verendend ihr Schicksal erfüllten.

Diese blinde Raubgier bringt den verwegenen Räuber häufig in die Gewalt des Menschen.

Wenn man auf ein Tellereisen, einen sogenannten Habichtfang oder sonstige derartige Vorrichtungen, einen Köder gebracht hat, je nach den Umständen eine ausgestopfte Taube, ein lebendes Huhn oder dgl., so stösst der Falke ohne Bedenken und ohne sich weiter um Gefahren zu kümmern darauf, und ist alsbald gefangen.

Dass dieser schädliche Feind so verhältnissmässig leicht gefangen werden kann, ist sozusagen als Glück zu betrachten, denn der Schaden, den er anrichtet, ist sehr bedeutend. Lenz hat ihm nachgerechnet, dass er im Laufe des Jahres wenigstens hundert Tauben oder Hühner gebrauche, oder gegen zwölf Hundert kleinere Vögel. Ja, auf Gehöften, die in oder nah bei grossen Waldungen liegen, ist es immerhin ein misslich Ding, seine Tauben und Hühner frei umhergehen zu lassen, man thut vielmehr besser, sie durch ein Gitter zu schützen.

Wenn auch, wie gesagt, der Falke blindlings auf sein ausersehenes Opfer stürzt, so handelt er sonst keineswegs ohne Ueberlegung.

Er beobachtet von einem versteckten Plätzchen aus sein Terrain, gibt ganz genau Acht, ob Menschen in der Nähe, und nur wenn er sich sicher glaubt, führt er seinen Beutezug aus. Freilich lässt er sich in der Hitze des Gefechts dazu hinreissen, eine sich flüchtende Taube in Wohnzimmer oder Stallräume zu verfolgen, wo er dann leicht gefangen wird; andererseits verursacht ihm aber das Geschrei der Perlhühner die vielleicht zufällig einen Trupp Hühner begleiten, einen solchen Schrecken, dass er ohneweiters die Flucht ergreift.

Besonders schädlich werden diese Thiere in der Zeit, wenn sie Junge zu ernähren haben, denn diese sind unersättlich. Alles was nur warmblütiges Leben zu haben scheint, wird dem auf hohen Tannenwipfeln stehenden Horste zugeschleppt. Und bei dieser Gelegenheit mag der einzig anerkennenswerthe Zug im Charakter des Habichts erwähnt

werden, der nämlich, er verlässt seine Brut auch in der äussersten Gefahr nicht.

Knaben, die versuchten, das Nest dieses überaus schädlichen Räubers auszunehmen, wurden auf's Empfindlichste von den Eltern maltrairt; und wenn er bemerkt, dass ein Jäger in der Nähe seines Nestes längere Zeit ansteht und auf ihn oder seine Jungen böswillige Absichten zu haben scheint, so macht er's wie der Rabe: er wirft der hungrigen Brut die Beutestücke von einer für eine Büchsenkugel unerreichbaren Höhe zu.

Das liebe Gezücht da droben aber verleugnet keineswegs seine Natur und Abkunft; bleibt einmal durch irgend welchen Zufall die von den Eltern herbeizubringende Nahrung aus, so fällt man ohneweiters über den Kleinsten her, er wird zerrissen und aufgefressen. Kurzum, der Taubenhabicht ist ein schädliches und hassenswerthes Geschöpf. Er scheint alle schlechten Eigenschaften seines Geschlechts in sich vereinigt zu haben, während die guten draussen blieben.

Jedem, der abgesehen vom Vortheil oder Liebhaberei Tauben oder Hühner hält, Jedem, der seine Lust und seine Erholung in dem anmuthenden Thun und Treiben der Singvögelchen findet, überhaupt Jedem, der in der Natur für die beliebte Anschauung des „Kampfes um's Dasein“ einen stillen, friedlichen, allgütig bewegenden Gedanken findet, sei der Taubenfalke nachdrücklichst empfohlen, und zwar so: Man rotte ihn aus, wo und wie man kann.

Rabe und Krähe.

Ist der Fuchs unter den vierfüssigen Thieren ein Schalk, ein blutdürstiger Räuber und Mörder, von Gross und Klein gefürchtet und gemieden, so nimmt in der Vogelwelt der Rabe entschieden eine gleiche Stelle ein.

Alle, selbst grössere Raubvögel fürchten und meiden ihm und sogar seines Gleichen oder doch wenigstens nahe Anverwandte, als: Saat- und Nebelkrähen, Dohlen, die mit einander höchst friedlich und gesellig leben, erheben ein gewaltiges Geschrei und Aufruhr, gleich als wenn sich ein Falke, Eule, oder

sonst verhasstes Raubgevögel näherte, wenn sich ein Rabe zufällig unter ihnen blicken lässt.

Sie nicht allein, sondern alle Thiere, gross und klein, haben an dem Raben einen höchst gefährlichen Feind.

Er vereinigt alle Eigenschaften in sich, die ein solcher Raubritter haben muss; er ist schlau, klug, äusserst vorsichtig, stark und gewandt. Das ist übrigens so bekannt, ich erinnere nur an die Fabel vom Fuchs und Raben, als dass es eines weiteren Commentars bedürfte; manche Charakterzüge aber aus dem Leben des Raben sind so sinnreich und bekunden eine Höhe der Seelenentwicklung des Thieres, dass wir sie gerne an unserem geistigen Auge vorübergehen lassen.

Was uns zunächst wider alle Schändlichkeiten, die der Rabe täglich begeht, für ihn einnimmt, ist einestheils die treue eheliche Liebe, die er ohne Ausnahme bis an sein Lebensende bewahrt, und dann die selbstverleugnende Aufopferung seinen Kindern gegenüber. Wo man einen Raben gewahrt, darf man sicher sein, dass der andere auch nicht weit ist, denn sie jagen gemeinschaftlich, wie sie überhaupt stets nahe bei einander sind. Zuweilen vereinigt sich noch ein Pärchen mit unseren schwarz gekleideten Eheleuten, um gemeinschaftlich zu jagen, denn dieser Leidenschaft sind Alle bis zum Aeussersten ergeben; doch das ist nur vorübergehendes Interesse — nach Schluss der Jagd geht jedes Pärchen seinen eigenen Weg. So ist es wenigstens in Norddeutschland, in anderen Gegenden sollen sie sich in grösseren Schaaren zusammenthun.

Nie verlässt ein Rabenpaar die ausgebrüteten Jungen.

Man hat Horste Tage lang ununterbrochen beobachtet, wobei es natürlich nicht ausbleiben konnte, dass die vorsichtigen Alten den Feind bemerkten. Sie versuchten nun auf vielfache Weise, den Kindern Atzung zuzutragen, was ohne Gefährdung des eigenen Lebens nicht gelingen wollte. Nun verfielen sie auf ein Auskunftsmittel. In eine Höhe, wohin kein Schuss reichte, erhoben sie sich senkrecht über dem Horst und liessen von dort Nahrung für die Jungen hinabfallen.

Wenn somit den aner kennenswerthen Eigenschaften des Raben Rechnung getragen ist, verdunkeln seine sonstigen Thaten dies wenige Gute bedeutend.

Kein Gelege, vom kleinsten Singvogel ab an, ja selbst fast flügge Junge sind vor seinen räuberischen Eingriffen sicher. Kleine Wachteln, Rebhühner und Häschen werden unbarmherzig gemordet und verzehrt. Und manchmal sogar ergeht's den alten Hasen übel.

Ein bekannter Naturforscher erzählt hievon ein interessantes Beispiel.

Gedachter Naturforscher war im Winter, es lag hoher Schnee, mit einem Freunde zur Hasenjagd ausgegangen. Obgleich sie schon mehrmals geschossen hatten, sahen sie an einer Anhöhe zwei Raben, die so beschäftigt schienen, dass sie die Schüsse überhört haben mussten.

Bei ihrer Annäherung bis auf wenige Schritte flogen die Raben erschreckt davon, und nun sahen sie, welcher interessanten Jagd diese beiden Gesellen obgelegen hatten.

Ein alter Hase nämlich hatte sich, wie man zu sagen pflegt, einschneien lassen, und auf diese Weise, da viel Schnee gefallen, ein warmes Lager mit einem etwa zwei Fuss langen Ausgang gewonnen. Dies lauschige Plätzchen, in dem sich Meister Langbein natürlich warm und sicher fühlte, hatten die Raben, vielleicht durch ihren scharfen Geruch geleitet, entdeckt. Der Angriffsplan war sogleich gemacht und die Ausführung folgte auf dem Fusse. Der eine dieser schwarzen Jäger stellte sich vor den Ausgang der Röhre, während der andere an der Stelle, wo muthmasslich das Hasenlager sein musste, einen Durchbruch in der Schneedecke anbahnte. Kluger Weise blieb aber der Hase ruhig sitzen und suchte sich durch Brummen und sonstige wunderbare Töne die Angreifer vom Leibe zu halten. Nichtsdestoweniger würde er entschieden erlegen sein ohne die Dazwischenkunft der Jäger.

In gleicher Weise, mit Berechnung der furchtsamen Natur des Hasen, stossen die Raben im freien Felde fortwährend auf den Armen, bis er endlich eingeschüchtert und halb bewusstlos sich duckt und dann leicht erbeutet wird. Ein gleiches Zeugniß für die hohe Klugheit und Ueberlegungskraft unseres Thieres ist die Beobachtung, dass er Muscheln, die er mit seinem Schnabel nicht zertrümmern kann, aus bedeutender Höhe herabfallen lässt, wo sie dann natürlich zerschellen und ihm

dann der leckere Inhalt wird. Einen Raben ohne besondere Hilfsmittel zu erlegen, ist äusserst schwierig, obgleich es mir mehrmals gelungen, ihn im tiefen Winter auf einem Schaf- oder Pferde-Aase in einer sogenannten Mergelgrube zu ertappen.

So sehr er den Uhu hasst, lässt er sich doch selten herbei, obgleich alles sonstige Raubgezücht darnach stösst, wenn man einen solchen bei der Krähenhütte lebendig oder ausgestopft hingestellt hat, demselben seinen Hass durch Stossen zu zeigen.

Kurzum, er ist ein durchweg kluger, raffinirter und sehr vorsichtiger Geselle.

In der Gefangenschaft aber wird er sozusagen civilisirt. Namentlich jung eingefangene Thiere werden sehr zahm, gewöhnen sich leicht an's Ein- und Ausfliegen und gewähren dem sinnigen Beobachter viele Freude. Freilich lernt Jakob Worte nachsprechen, vielfach Thierstimmen nachahmen, kurzum, er fügt sich gewissermassen in den ihn beherrschenden Willen, aber immer guckt unter dem Schafspelz das Wolfsgesicht hervor. Selbst der gezähmteste Rabe wird es, wenn er sich unbeobachtet glaubt, niemals unterlassen, ein glänzendes Ding, was ihm gerade in den Weg kommt, an sich zu nehmen und zu verstecken. Neckereien unter den gefiederten und vierfüssigen Hausgenossen fallen täglich vor, und wenn die Glücke nicht gerade gegenwärtig und sonst Niemand in Sicht, so wird auch wohl gemüthlich ein Küchlein zum Frühstück verzehrt.

* * *

Wenngleich wir in dem Raben den Urtypus des Krähengeschlechts in seiner höchsten Vollkommenheit sehen, so bieten doch die anderen Mitglieder der Familie: Rabenkrähen, Nebel-, Saatkrähen und Dohlen, so eigenthümliche Charakterzüge, dass immerhin noch einige Worte darüber gesagt sein mögen.

Zu diesem Zwecke wählen wir die Saatkrähe. Lebt der Rabe mit den eigenen Familienmitgliedern, die Ehegatten ausgenommen, nicht eben auf dem freundschaftlichsten Fusse, mit allen andern Geschlechtsverwandten aber entschieden feind-

lich, so ist im Gegensatz die Saatkrähe ein durchaus geselliges Thier. Mit Schaaren ihres Gleichen vereinigen sich häufig Nebelkrähen und Dohlen, und die ganze Bande geht gemeinschaftlich ihrem Tagewerk nach.

Schon mit dem frühesten Morgen begibt sich die ganze Gesellschaft von ihren Schlafplätzen auf, um Nahrung zu suchen und dann später zur Tränke; um Mittagszeit aber wird einige Stunden Siesta gehalten, geplaudert und das Gefieder geordnet. Dann geht's wieder auf die Aesung, und wenn der Feierabend herannaht, schickt man Quartiermacher voraus, welche die beliebten Schlafplätze beobachtend umkreisen, ob auch Alles sicher sei.

Ist dies der Fall, so folgt das ganze Heer bald nach und unter vielfachem Getümmel und Krächzen werden die Schlafplätze gesucht und man überlässt sich nach kurzem Plaudern der Ruhe. Manchmal fällt ein Uhu in dies Nachtlager und dann ergeht es mancher Krähe schlecht, und daher mag der grenzenlose Hass rühren, den diese schwarzberockten, nützlichen Vögel gegen den nächtlichen Raubritter haben. Zwar werden auch andere Tagvögel mit Krächzen und Stossen verfolgt, wiewohl sich die kluge Krähe in Acht nimmt einem Stösser oder Adler zu nahe zu treten, das ist aber gar nichts im Vergleich zu der Wuth und Erbitterung, mit der ein Uhu verfolgt wird, der zu seinem Unglück durch irgend einen Zufall an's Tageslicht gerathen musste.

Der Nutzen, den diese Krähe, wie ihre Anverwandten, schafft, steht in keinem Verhältniss zu dem geringen Schaden, den sie verursacht. Freilich wird namentlich im Frühling manches Saatgetreidekorn verzehrt, in der Ernte werden auch gelegentlich einmal die zusammengestellten Garben geplündert, auch die mit reifen Schoten bedeckten Erbsenfelder besucht, ein mit reifen Kirschen prangender Baum bietet eine angenehme Abwechslung, ja selbst manches Vögelchen muss sein Nest mit Eiern oder Jungen von den Krähen zerstört sehen — aber alle diese kleinen Unannehmlichkeiten vermögen den ausserordentlichen Nutzen nicht im Entferntesten aufzuwägen. Tag ein Tag aus ist die Krähe auf der Jagd nach Kerfen der verschiedensten Art, und unter diesen nimmt der Maikäfer in

seiner Gestalt als Engerling und später als vollendetes Thier nicht die geringste Stelle ein.

So gesellig wie die Saatkrähen in ihrem übrigen Leben zusammenhalten, thun sie's auch beim Nisten. Man sieht an Orten, welche die Krähen gerade ausgesucht haben, um dahin die Wiege ihrer Kinder zu stellen, oft fünfzehn und mehr Nester auf einem Baume. Von derlei einmal gewählten Plätzen sind sie übrigens sehr schwer zu vertreiben.

Beim Nesterbau zeigt sich so recht der Allen dieses Geschlechts angeborene Diebssinn. Einer des Pärchens muss stets am Neste zurückbleiben, während der Andere fort ist, um Material herbeizuschleppen; geschähe dies nicht, so würden die freundlichen Nachbarn sofort herbeikommen, um die mühsam gesammelten Reiser, Moos, Wolle, Rosshaare zum Besten ihrer eigenen Nester zu verwenden.

Uebrigens findet sich auch mitunter eine Krähenmama, die entweder zum Nestbau zu träge war, oder der, was wahrscheinlicher, das Material mehrfach geraubt wurde, die ihre Eier gleich dem Kukul in fremde Nester einschmuggelt.

Auf einem so bevölkerten Baum geht es schon sehr lebendig zu, wie erst, wenn die Jungen ausgekommen sind oder gar flügge werden.

Jedem übrigens sei das Krähengeschlecht nicht allein zur Beobachtung, denn man wird sich an ihrer Klagheit, Vorsicht und überhaupt geistigen Begabung ergötzen, sondern auch desswegen, weil es entschieden grossen Nutzen stiftet, empfohlen.

Eule.

Aewer dei stillen Straten
Geiht klar dei Klockenschlag;
Gaud' Nacht! dien Hart will slapen
Und morgen is ok en Dag.

Th. Storm.

Der letzte Ton von der Abendglocke der Dorfkirche zittert dahin, leise verhallend über den stillen Strassen und in den Nebeln, die, Schemen gleich, der Ebene entwallen; über dem dunklen Walde steigt der Mond langsam empor und giesst seine Silberstrahlen über die alten, bemoosten Dächer und

über die Grabkreuze und Steine derer, die da friedlich auf dem Kirchhof ruhen. So stille ist's im Dorfe, so leise, dass man das Wispern und Flüstern der hundertjährigen Linden und Kastanien zu vernehmen glaubt, man hört die Kühe in den Ställen athmen und nur hin und wieder schlägt kurz ein Hund an.

Der tiefste Friede und Ruhe schweben über dem Dorfe. Alles ruht, nur in einem kleinen Häuschen von altehrwürdigen Obstbäumen überschattet brennt noch trübe ein Lämpchen, denn ein Kranker liegt hier, der fiebernd mit dem Tode ringt.

Der alte, sterbende Mann hat weiter Niemand um sich als seine junge Tochter, und wie sie so sinnend da sitzt, als der Alte einen Augenblick die lebensmüden Augen geschlossen, ertönt plötzlich unmittelbar vor dem Fenster das dämonische Geschrei der Eule.

Ein jäher Schreck durchfährt das junge Mädchen, denn es ist ein alter Aberglaube unter dem Landvolk, dass das Geschrei der Eule einen Todten bedeute. Es erklärt sich die Rufe der Eule durch die Worte: „Kumm mit, kumm mit.“

Es ist allerdings wahr, dass die Eulen im Allgemeinen, und für diesen speciellen Fall auch der Schleierkauz, dem auffallenden Lichte in der Dämmerung zustreben und auch wohl bei dieser Gelegenheit ihren schauerlichen Ruf austossen und gegen die Fensterscheiben fliegen. Da nun in friedlichen Dörfern, die noch nicht allzusehr von der Cultur beleckt sind, spät Abends kaum anders Licht als in Krankenzimmern zu finden sein dürfte, so ist dieser Aberglaube leicht erklärt.

Der Schleierkauz ist vielmehr, obwohl abergläubische Gemüther es ihm gerne andichten möchten, kein Feind der Menschen, sondern im Gegentheil ein sehr nützlicher und anthonlicher Freund.

Wenn unser Kauz auf dem Gebälke der Thürme, in alten zerfallenen Gebäuden, oder in den Scheuern den Tag über geschlafen oder halb schlafend geruht hat, beginnt er, wenn Alles still, unhörbar, gleich einem Schatten dahinschwebend, seine Jagd. Sie erstreckt sich hauptsächlich auf Mäuse aller möglichen Sippen, mitunter mag auch wohl ein anderes

kleineres Säugethier ergriffen und gefressen werden; wenn's sich gerade so trifft, muss auch ein Singvögelchen sein Leben dahingeben, der Fang der Mäuse bildet aber unter allen Umständen die Hauptjagd.

Darum sollte man diesen nützlichen Vogel hegen und pflegen.

„Für die Schleiereule,“ sagt Lenz, „sollten überall in Giebeln der Land- und Stadtgebäude Einrichtungen zu Nest und Wohnungen sein.“

Wenn man bedenkt, welchen unberechenbaren Schaden Mäuse verursachen können und häufig genug verursachen, so erscheint das Verfahren, das in manchen Gegenden noch von den Bauern ausgeübt wird, die nützlichen Eulen nach Kräften wegzuschossen oder zu fangen, höchst verwerflich. Diese Leute gehen so weit, und schlagen sich damit nicht allein selbst in's Gesicht, sondern bekunden auch ihre grenzenlose Rohheit und Unwissenheit: die getödeten Käuze an ihre Scheunen zu nageln, gleichsam als Triumphzeichen.

Die Schleiereule ist gleich dem Sperling sozusagen ein Hausthier, und hat ein Eulenpärchen einmal eine Wohnstätte gefunden, wird es sich bleibend aufhalten.

Wie harmlos und vertrauend dieser Vogel ist, erhellt aus den Erzählungen der berühmten Ornithologen Neumann und Brehm senior.

Sie beobachteten mehrfach, dass Schleierkäuze sich auf ihren Taubenschlägen eingefunden hatten und dort in gemüthlicher Eintracht mit den Tauben zusammenlebten. Weder das unaufhörliche Lärmen der Tauben am Tage vermochte die Käuze aus ihrer Ruhe zu stören, noch kehrten sich jene an die nächtlichen Ein- und Ausflüge der geheimnissvollen Nachtarbeiter, während diese ihren Jungen Nahrung zutrug.

Darum, man werfe das abergläubische und unbegründete Vorurtheil von sich und schone und pflege jede Art der Eulen, mit Ausnahme des Uhus.

Pferd.

Das Pferd hat Unterscheidungskraft für Nahrung, Wohnung, Raum, Zeit, Licht, Farbe, Gestaltung, für seine Familie, für Nachbarn, Freunde, Feinde, Mitthiere, Menschen und Sachen. Es hat Wahrnehmungsgabe, innere Vorstellungskraft, Gedächtniss, Erinnerungsmögen, Einbildungskraft, mancherlei Empfindungskraft für Zustände des Leibes und der Seele. Es fühlt sich in allen Verhältnissen angenehm oder unangenehm, ist der Zufriedenheit mit dem gegebenen Verhältnisse und des Verlangens nach einem andern, ja selbst der Leidenschaften, gemüthlicher Liebe und gemüthlichen Hasses fähig. Sein Verstand ist gross und wird leicht in Geschicklichkeit umgewandelt, denn das Pferd ist ausserordentlich gelehrt.

Scheidlin.

Die Literatur der Hippologie beläuft sich auf viele Hunderte von Bänden, von den ältesten Zeiten an bis auf jetzt; ein Beweis, wie sehr das Pferd interessirt hat und noch interessirt. Einen Beitrag zu dieser Wissenschaft liefern zu wollen, muss mir an diesem Orte fern liegen; wir haben es hier einfach mit dem Charakter des Pferdes zu thun, — obgleich auch dieser unzweifelhaft in die Pferdewissenschaft hineingehört — wie sich derselbe von jeher gezeigt hat und tagtäglich von Jedem beobachtet werden kann.

Um aber die durchweg vortrefflichen Eigenschaften dieses edlen Thieres gehörig würdigen zu können, müssen wir um einige Jahrtausende zurückgreifen.

Auf den ältesten egyptischen Denkmälern erblicken wir schon das Pferd im Dienste des Menschen, zwar meistens vor dem Streitwagen und weniger als Reitpferd.

Es lässt sich aber nicht annehmen, dass man das Pferd zuerst gefahren und dann geritten habe, sondern der Grund ist vielleicht darin zu suchen, dass nur die Thaten der Könige oder sehr berühmter Krieger auf Sculpturen verherrlicht wurden. Sie zogen allerdings mit dem Streitwagen in die Schlacht.

Der bekannte Perserkönig Darius Hystaspes wurde, wie die Sage meldet, durch das Gewieher seines Pferdes Welt herrscher.

Das Pferd des Alexander ist bekannt; die Stute „Koheil“ Mohammed's lebt noch heute in den Erzählungen der Araber, und wer hätte nicht von dem „Bayard“ der Haimonskinder und dem „Herodot“ Napoleon's I. gehört.

Ein Praxiteles und ein Apelles verewigten das Pferd in Marmor und Farben, und unwillkürlich ziehen bei diesen Erinnerungen die berühmten Pferde der alten Dichtungen an dem geistigen Auge vorüber.

Da sind die Pferde des Diomedes, die mit Menschenfleisch gefüttert wurden, die heiligen Rosse des Achilles, die, von ihrem Herrn getrieben, die blutige Leiche Hektor's hinter dem Streitwagen herschleppten, und die vier Sonnenrosse, die Helios unvorsichtiger Weise seinem Sohne Phaëton anvertraute.

Die Alten glaubten an den prophetischen Geist des Pferdes und unsere germanischen Vorfahren hielten es heilig.

Kein berühmter Krieger wurde ohne sein Streitross bestattet. Der Tag und die Nacht hatten je ein Pferd, „Skifax“ und „Rhunfax“, vor ihrem Wagen, und der Sturmwind reitet auf brausenden Wolkenrossen dahin.

Die Wichtigkeit, die so in allen Zeiten dem Pferde beigemessen wurde, ist eine durchaus berechtigte, denn es ist unzweifelhaft als ein Hauptträger der Cultur zu betrachten.

Und wie noch heute die Existenz vieler Völkerschaften, wie beispielsweise der asiatischen Reitervölker, gar nicht zu denken ist, so würde es auch ebenfalls in unseren civilisirten Ländern ohne das Pferd traurig genug aussehen.

Man glaubt, dass das Pferd ursprünglich wild in Asien gelebt habe und dort seine Zähmung zuerst geschehen sei; etwas Bestimmtes hierüber lässt sich aber schwerlich feststellen, denn durch die Jahrtausend lange bessere oder schlechtere Behandlung, Klima und Kreuzungen sind so viele in sich abgeschlossene Racen entstanden, dass wohl Mancher sich bedenken möchte, das asiatische wilde Pferd beispielsweise für den Urvater eines englischen Rennpferdes zu halten.

Dem sei wie ihm wolle. Wir nehmen das Ross wie es ist: als edelsten und nützlichsten Freund des Menschen.

Freilich haben die hervorragenden geistigen Eigenschaften unseres Thieres einen guten Theil an seiner hohen Stellung, darüber darf man aber die vorzüglichen körperlichen Eigenschaften nicht vergessen.

„Aus der mächtigen Brust,“ sagt Masius, „strebt wie gebogener

Stahl der Hals, mähenumwallt, und hebt das edle Haupt empor mit den klug vordringenden Augen und dem aufhorchsamen Ohr. Die kraftstrotzende Rundung der Gestalt, aus der im vollen, glänzenden Strahl der Schweif herabfließt, trägt der Fuss, zierlich und doch stark."

Beim edlen Pferde, das nicht herabwürdigende Arbeit oder Alter abgestumpft hat, ist der Gang leicht und stahlkräftig; man sagt von einem guten Traber, er wirft seine Füße, als wenn sie ihm gar nicht zugehörten. Jede Bewegung verräth die selbstbewusste Kraft und die Lust an der Bewegung.

Anders freilich ist's bei dem Karrengaul, dessen Denken durch die täglich gleichartige Arbeit sozusagen im Kreis geht; noch anders beim altersmüden Pferde, das seine Jugend in stolzen Marställen zubrachte und nun lebensmatt vor der Droschke dahinstolpert.

Wie muthig, stolz, anfeuernd tönt das Gewieher des Rosses; von den höchsten Tönen bis in die tiefste Tiefe der Brust, mit Schnauben schliessend rollt markerschütternd das Gewieher, und ewig unvergesslich bleibt Jedem, der es gehört, der einzige Schmerzenslaut, den das todtverwundete Pferd ausstösst.

Aufmerksam folgt das Thier jedem Geräusch, und wie das Auge des Menschen, so ist das Ohr dem Pferde das Mittel, seine Gedanken auch ohne Sprache auszudrücken.

Das Pferd hat keine Hand zum Tasten, aber seine Schnauze ersetzt dies Glied, wenn man so sagen kann.

Nähert sich dem Pferde ein Gegenstand, dem es misstraut, so wird es ihn, wenn es überhaupt weiter damit zu thun haben will, durch die fein fühlenden Oberlippen prüfen und auch wohl nachher beriechen, mitunter mag auch wohl der Vorgang umgekehrt sein.

Dass eben die Schnauze der empfindlichste Theil des Pferdekörpers ist, haben die Hufschmiede und Pferdeärzte längst gewusst, daher die Anwendung der sogenannten Bremse.

Wenn man bedenkt, dass ein junges, anzubändigendes Pferd meistens nicht weiss, was man von ihm will, denn die Meisten geben sich nicht die Mühe, es ihm begreiflich zu machen; so ist es wirklich zu verwundern, dass dennoch bei

oft der verkehrtesten Behandlungsweise die Thiere bald lernen sich reiten zu lassen und eine Last zu ziehen. Oft ohne allen Grund bekommen die anzubändigenden Pferde die schmerzhaftesten Peitschenhiebe, weil sie dies und das nicht gleich capiren, was man von ihnen will.

Das ist aber höchst verkehrt.

Der Grundsatz aller Pferdebelehrung muss der sein: Liebe, Gehorsam und allerdings: Furcht. Auf diesen Grundsätzen weiter fussend, versuchte ich einen vierjährigen Schimmelhengst, der soeben, es war im Herbste, von der Weide gekommen war, zu dressiren.

Da das Pferd mich nicht kannte, so versuchte ich zunächst sein Zutrauen durch Klopfen auf den Hals, langsam bis zu den Ohren vorgehend, zu gewinnen. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen liess sich der Hengst diese Freundschaftsbezeugung gerne gefallen und erhielt zur Belohnung ein Stückchen Brod. Nachdem er sich bereitwillig Ohren und Kopf berühren liess, folgte der Halfter, dann, nachdem er sich hieran gewöhnt, der Zaum mit breitem einfachen Trensengebiss; hierauf zeigte ich ihm den Sattel, liess ihn denselben beriechen und befühlen und legte ihn auf. Nicht mit einem Schwung, sondern langsam, nach und nach in den Steigbügel in's Gewicht tretend, bestieg ich den bis dahin ungebeugten Rücken und ritt gemüthlich und ruhig wohin ich wollte. Mit Leichtigkeit lernte später das kluge Pferd alle denkbaren Gangarten.

Um den Hengst das Verbeugen und Niederknien zu lehren, befestigte ich um seinen rechten Fessel einen Riemen, der, über den Widerrist laufend, von meiner Hand, auf der linken Seite stehend, gehalten wurde. Sowie ich nun anzog, erhob unwillkürlich das Pferd den rechten Fuss, ich drückte sanft von der linken Seite an und es sank in die Knie. Diese Uebung brauchte nur einige Male wiederholt zu werden, das Pferd hatte bald begriffen, was man von ihm wollte, und kniete später auf eine einfache Bewegung der Reitpeitsche in der Richtung des Fusses hin, nieder.

Oft genug liess ich den Hengst irgendwo im Felde stehen mit dem Befehl, hier zu warten, und er stand Stunden lang; wenn ich ihm sagte: „geh' nach Hause“, so rannte er lustig

davon, nahm sich aber wohl in Acht, durch's heimatliche Dorf zu galoppiren, sondern ging fein langsam, weil er wahrscheinlich in seinem Geiste erwog, dass das reiterlos dahin sprengende Ross Veranlassung zu allerlei Befürchtungen geben könne.

Das Thier folgte mir, wenn es ihm befohlen wurde, gleich einem Hunde, Stunden lang und selbst vorüberziehende Schöne seines Geschlechts konnten ihn nicht von seiner Pflicht abwendig machen.

Ungleich höhere Beweise für die Klugheit und Gelehrigkeit des Pferdes und auch wohl theilweise für sein musikalisches Tactgefühl bieten uns die Annalen der Kunstreiterschaft.

Die wunderbaren Evolutionen und Kunststücke der von Ernst Renz selbst dressirten und im Freien vorgeführten Rosse zu erzählen, würde nur ein Abklatsch der Wirklichkeit sein. Man gehe hin und sehe.

Und wie das Pferd klug und gelehrig ist, so ist es auch anhänglich, treu und dankbar, ich wüsste zur Bestätigung des Gesagten nichts Besseres als das nachfolgende Gedicht zu setzen :

Am Vardar, am Vardar auf grünem Feld
Lag Vevras im Sterben, der kühne Held.
Es hatt' ihn der Türk, im Busche versteckt,
Mit meuch'lischer Kugel hingestreckt;
Nun lag er still im Grase.

Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er ihm so werth;
Er stand und wusste nicht, wie's geschah,
Dass so den Helden er liegen sah;

Er wagt's, ihn anzureden.
„Steh' auf, mein Gebieter, und hör' mein Wort:
Der Türk ist im Felde, wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst Du nicht hier gefangen sein,
So eile flugs von hinnen!“

„Wohl möchte ich von hinnen! — ich kann es nicht!
Nicht länger schau ich der Sonne Licht —
Die Kugel, sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang in's innerste Leben ein;
So geht's mit mir zu Ende.“

D'rum höre, du Treuer, in Freud und Noth,
Merk auf und höre mein letztes Gebot!
Scharr' mit dem Fuss in den tiefen Sand
Und grab ein Grab mir an Ufersrand
Mit deinen starken Hufen!

Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif mit dem Zahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie zu mit Erde!

Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Zelt!
Bring meinem Bruder, du edles Ross,
Bring ihm den Säbel und dies Geschoss,
Auf dass er mein gedenke!

Bring meinem Mädchen das bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug!
Und nimmt sie's wieder, gedenket sie mein,
Und fließen ihre Thränen d'rein,
So find' ich Ruh' im Grabe.

Fahr' wohl, mein Rappe! das Auge bricht.
Mach' schnell und lass' mich dem Türken nicht."
So seufzte der Held, ihn umfing der Tod,
Der Rappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Rappe zu Vevras' Zelt;
Er brachte die Waffen und das Geschoss,
Das Tüchlein brachte das edle Ross
Zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen legt er es hin.
Sie hüllte die weinenden Augen drin,
Sie jammerte laut vor bitt'rem Schmerz,
Da brach dem Rappen das treue Herz,
Es brach und schlug nicht wieder.

v. Schmidt.

Es werden trotz alledem und alledem schlechte Menschencharaktere geboren, ebenso Pferdecharaktere, meistens aber anerzogen. Es gibt viele bösertige Pferde, namentlich unter den sogenannten Blutpferden, die durch Gewalt niemals, häufig

aber durch Güte auf den rechten Weg zurückgebracht werden. Nicht allein dafür, dass ein Pferd durch freundliche Behandlung von schlechten Charakter-Eigenschaften curirt werden könne, sondern auch für sein sensibles Wesen sprechen die Beweise, die uns der berühmte Barey in den Sechziger-Jahren vor Augen führte.

Ich selbst habe gesehen, dass er einem wilden, böartigen, ungebändigten jungen Hengst in der gedeckten Reitbahn allein gegenüber trat — nach kurzer Zeit war das Thier lammfromm, liess sich von seinem Bändiger streicheln, legte sich auf sein Geheiss nieder und liess es ruhig geschehen, dass Barey sich auf es setzte.

Das ist wunderbar und bis dahin unerklärt, nichtsdestoweniger aber wahr.

Zu allen vorzüglichen Eigenschaften des Rosses kommt noch seine heldenmüthige Tapferkeit. Hiob schon singt im Hinblick hierauf: „Hast du dem Rosse Kraft gegeben und seinen Hals geziert mit einer wallenden Mähne?

Kannst du es springen machen, wie die Heuschrecken?

Seine Nüstern verbreiten Schrecken. Es stampft auf den Boden und ist freudig mit Kraft und ziehet den Geharnischten entgegen.

Es spottet der Furcht und erschrickt nicht und fliehet vor dem Schwerte nicht, wengleich wider dasselbe klingt der Köcher und Spiess und Lanze ihm entgegen glänzet.

Es zittert und tobet und scharrt in die Erde und achtet nicht der Trompeten Hall.

Wenn die Trompete scharf klinget, spricht es: „Hui!“ und wittert den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und das Klirren der Waffen.“

Und was ist meistens das Ende dieses edlen Thieres, wenn es nicht stirbt in seiner Jugendkraft, in seinem Beruf als Rennpferd, todtverwundet in der Schlacht, oder als Saumross von schmalen Graten herabstürzend?

Schau dich nur um in den Strassen der grossen Stadt oder auf ihrem Marktplatz. Da steht eine Galerie von Pferdephysiognomien, die Manchen erschüttern könnte. Dort der Schimmel, der halb bewusstlos das Futter in seinem Futter-

beutel zermalmt, galoppirte einst stolz vor der Front eines Hussarenregiments; die braune Stute da, das lebensmüde Haupt auf's Pflaster gesenkt, mit krummen, eingeknickten Vorderbeinen, hat manchen Preis im Jagdrennen gewonnen; der Schwarze, ein wandelndes Skelett, das der Kutscher nur mühsam durch unaufhörliche Peitschenhiebe in Gang zu bringen vermag, und der, wie in Erinnerung alter Tage, die Ohren nach dem Radetzkymarsch spitzt, den die Drehorgel spielt, war einst die Zierde eines grossen Cirkus. Das Pferd, das einst stolz unter silberbeschlagenem Geschirr vor dem Wagen des Fürsten dahincourbettirte, es zieht jetzt den Lumpenwagen, und die Thiere, die muthig im Geschützdonner vor ihren Kanonen aushielten, sie schleppen jetzt das frühmorgendliche Geschirr des Strassenreinigers.

Wohl dem Pferde, dem ein guter menschlich denkender Herr beschieden ist, er wird ihm, falls es seine Mittel erlauben, für die unzähligen geleisteten Dienste ein Gnadenbrod bewilligen, wenn nicht, es tödten lassen.

Leider aber ist dies Los den wenigsten Pferden beschieden, sie müssen bis zum letzten Lebenshauch das schwere Sklavenjoch tragen und schliesslich noch als Rosssteak, als Nahrungsmittel für manche Familien dienen, deren Vater, weil er in den Wirthshäusern umherliegt und Politik treibt, keine andern erschwingen kann.

Esel.

Wenn man den Esel, ich spreche hier von dem bekannten vierbeinigen Grauthier, das man in der Treitmühle oder vor dem Milchwagen zu sehen gewöhnt ist, ein dummes Thier nennt, so ist man gewaltig im Irrthum.

Der Esel ist tückisch und boshaft, faul bis zum Aeussersten, aber dumm ist er nicht. Das trifft auch im Allgemeinen mit den menschlichen Charakteren zusammen, dumme Leute sind meistens gutmüthig, und gutmüthige sehr häufig dumm, boshafte und tückische Gesellen aber sind gewöhnlich schlau und gerieben.

Am Esel kann man so recht sehen, wie weit geistig und körperlich vernachlässigte Erziehung jedes höher organisirte Geschöpf herunterbringen kann.

Im Orient, ja schon in Spanien ist der Esel ein in seiner Art hübsches Thier, wohlgenährt, blank und glatt, muthig, rasch zur Arbeit und unermüdlich. In Kairo z. B. schützt man einen guten Reitesel nach Brehm höher, wie manches edle Pferd, und dort werden sie bis zu fünfhundert Thaler das Stück bezahlt.

Dagegen sehe man unsern jammervollen Krüppel; langzottig hängt ihm das graue oder braune Fell über den abgemagerten Körper, gleichgiltig gegen alle Schläge, gleichsam gefühllos zieht er seine Strasse dahin, er scheint gegen alle Prügel und Scheltworte abgestumpft und nur die Ruhe und das Futter den Zielpunkt seiner Gedanken zu bilden. Dem ist aber nicht ganz so, am Spiel der langen Ohren bemerkt man, dass noch ein Gedankenfunke in dem eigenthümlich tückisch blickenden Auge blitzt, und plötzlich, ehe der kläffende Köter es sich versieht, schlägt der Esel mit einem Bein hinten aus, und der Getroffene muss sich jammernd und hinkend zurückziehen. Oder man sehe einen Esel, wenn Kinder auf ihm zu reiten versuchen. Anfangs geht die Sache ganz gut, so lange nämlich die Kinder sich mit dem langsamen Schritt des Esels zufrieden geben; bald aber glaubt man einige Festigkeit im Sattel erlangt zu haben, und nun soll's im Trabe vorwärts gehen. Das ist aber den antifortschrittlichen Gefühlen des Esels zuwider. Zunächst geht er noch langsamer, erneute Prügel, dann ein wunderbares Spiel der langen Ohren, und plötzlich nimmt er den Kopf zwischen die Vorderbeine, schlägt hinten aus und die kleinen Reiter liegen im Sande. Dies Spiel wiederholt sich wohl zwanzigmal, bis endlich die Reiter des Abgeworfenwerdens müde sind und den Esel, was er ja auch nur wollte, zu Stalle ziehen lassen. Anders freilich gestaltet sich die Sache in der Tretmühle. Der Esel ist zu klug, um nicht einzusehen, dass das im Schwunge befindliche Rad ihn, falls er nicht in Bewegung bleibt, in der Umdrehung mitnehmen würde und er somit grosse Gefahr liefe, seine Gebeine zu zerbrechen. Also da muss er fort und

er thut es auch, weil er nicht anders kann, ruhig und unverdrossen. Im Milchwagen dagegen, wo er nichts hinter sich weiss, als die klatschende Peitsche, vor der er sich wenig fürchtet, weil sein Fell durch die unaufhörlichen Prügel sozusagen gegerbt ist, lässt er sich durch keine Ermahnung und keinen Schlag zu einem rascheren, als seinem gewöhnlichen Tempo hinreissen. Dieser Graurock ist eben durch die grenzenlos schlechte Wartung und Pflege sozusagen demoralisirt; das sieht man so recht an einem Eselfohlen. Das Thierchen ist lustig und vergnüglich und umtanzt in kindlichen Sprüngen seine Mutter, und die Liebe, mit der Mutter und Kind an einander hängen, ist wahrhaft rührend. Ein neuer Beweis, dass es dem Esel keineswegs an geistiger oder gemüthlicher Befähigung abgeht. Freilich, wie lange wird es dauern, dann ist auch dies gemüthliche Jugendleben dahin, und der junge Esel wird wie seine Eltern durch die schrankenlose Sklaverei missmuthig, boshaft, tückisch.

Im Allgemeinen wird unser Esel nur zu den oben genannten Zwecken verwandt, vielleicht auch noch in grossen Parks dem Gärtner zur Aushilfe gegeben, die Steige zu walzen, Unkraut aus dem Garten abzufahren und dergleichen. Neuerdings hat man, wie schon längst im Süden, Kreuzungen zwischen Esel und Pferd vorgenommen, auch hauptsächlich auf Maulthiere gezüchtet, doch stehen diese Versuche noch so vereinzelt da und die Resultate sind so wenig in's Publicum gedrungen, dass wir billig hiervon absehen können.

Ziege.

Unter unseren sämtlichen Hausthieren nimmt nächst dem Pferde und Hunde, was geistige Begabung anbelangt, die Ziege entschieden den höchsten Rang ein. Sie hat ein gutes Gedächtniss, sowohl für Beleidigungen, wie für Wohlthaten, hohen Muth und ein stets heiteres Temperament; dabei ist sie körperlich sehr gewandt, aber auch sehr launisch und äusserst lecker. Die Ziege liebt die möglichste Unumschränktheit in allem ihren Thun und Lassen, und desswegen ist der

Winter, wenn sie angebunden im Stall verweilen muss, eine schlimme Zeit für sie. Aber auch in diesen Monaten verleugnet sie ihren leckeren Charakter nicht, denn wohl zwanzig Mal am Tage muss das Futter gewechselt werden, dann mal Heu, dann mal Hafergarben, dann mal Küchenabfälle u. s. w. Sollte die Nachbarin zufällig etwas mehr oder besseres Futter bekommen, so wird sie für diese Nachlässigkeit des Aufwärters mit Hörnerstössen abgestraft, und jedes einzelne Individuum der Herde weiss sehr wohl, ob es bei dem Pfleger in Gunst steht oder in Ungnade gefallen ist. Eine gerechte Strafe seitens dieses lassen sie sich stillschweigend gefallen, glauben sie aber im Recht zu sein, so klagen sie laut über diese himmelschreiende Behandlung.

Kommt aber der Frühling und mit ihm das lustige Leben auf der Weide, dann zeigt sich erst die Ziege ganz so, wie sie ist. Mit vergnügten Sprüngen geht's hinaus auf die Trift, eine neckt die andere, und häufige Bataillen, die mit den Hörnern ausgefochten werden, wickeln sich ab. Dabei sieht der Sultan der Herde ernst und gravitatisch zu, denn er weiss seine Würde und seinen Respect sehr wohl zu wahren.

Jede Mauer, die nur irgend zu erklimmen ist, wird unterwegs erstiegen, jeder höhere Stein scheint eine wundervolle Aussicht zu bieten, und wehe dem jungen Bäumchen, dem die Ziege unterwegs begegnet, es wird unbarmherzig angeschält.

Auf der Weide nun gar ist bald dieses Kraut bald jenes nicht gut genug, es muss von allen genascht werden, und hier zeigt sich so recht der leckere Gaumen. Zwischen durch wird wohl mal wieder ein Sträusschen ausgefochten, und wenn man diese Zweikämpfe ansieht, wie die Thiere dröhnend mit den Schädeln und Hörnern zusammenrennen, sollte man meinen, es könnte nicht ohne gefährliche Beschädigung abgehen, aber dem ist nicht so. Nach einigen Gängen geht jedes wohlgemuth seinen Weg, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Namentlich sind es die Zicklein, die die lustigsten Sprünge und Tänze ausführen, und es ist reizend anzusehen, wenn eine junge Ziege und ein junger Hund zusammen spielen. Der Hund ist natürlich stets im Nachtheil, weil seine Bewegungen noch viel

zu plump und unbeholfen sind und der Kraft und Gewandtheit des Zickleins nicht das Wasser reichen.

So geht's unter Naschen, Spielen und Klettern den ganzen lieben Sommer durch, bis denn endlich der Herbst kommt, wo die Ziegen zu ihrer grossen Betrübniß wieder in den dumpfigen Stall müssen.

So leicht übrigens, wie die weiblichen Ziegen kleine Horngefechte nehmen, thun es keineswegs die Böcke; sie sind stets bereit, ein derartiges Duell auszufechten, und zwar in ernster und männlicher Weise, sie nehmen eine Aufforderung zu solchem Streit unbedenklich selbst von Menschen an. So erzählt Tschudi von einem Ziegenbock, der mit einem Engländer auf sonderbare Weise in Collision gerieth. Der Sohn Albions hatte sich auf irgend einer Alpe zum Lesen auf einen Stein gesetzt und war dabei eingenickt. Nicht weit von ihm weidete eine Ziegenherde und der Patriarch bemerkte mit Erstaunen das sonderbare Nicken des Engländers. Zuerst wusste er sich die Sache nicht recht zu deuten, endlich kam er auf den, für ein Ziegengehirn naheliegenden Gedanken, dass der Herr auf dem Steine ihn herausfordere. Sofort war er entschlossen, nahm einen Anlauf und rannte mit seinem Gehörn so gewaltig gegen den Kopf des Engländers, dass dieser rücklings von seinem Stein purzelte. Hierauf betrachtete er noch einen Augenblick meckernd seinen besiegten Gegner und zog sich dann selbstzufrieden zu seiner Heerde zurück.

* * *

Die Ziege ist von sehr wesentlichem Nutzen. Sie ist die Kuh des armen Mannes, und da ihre Erhaltung im Sommer sozusagen nichts kostet und sie bei guter Haltung im Winter fast das ganze Jahr eine hübsche Menge Milch gibt, so hat das Sprichwort immerhin eine gewisse Bedeutung: zwei gute Ziegen sind besser als eine schlechte Kuh. Freilich ist die Haltung von Ziegen nur für einen kleineren oder ganz kleinen Hausstand zu empfehlen, weil das Thier, wie gesagt, sehr lecker ist und sehr sorgfältig aufgewartet sein will, dann aber vergilt sie alle aufgewandte Mühe und Kosten reichlich.

Durch die Acclimatisations-Gesellschaft in Frankreich wurden schon vor langer Zeit Angora- und Kaschmirziegen eingeführt und sollen sich auch bewährt haben. In wie weit eine Acclimatisation für Deutschland, namentlich für Norddeutschland, von Nutzen sein dürfte, wage ich nicht zu entscheiden, das muss eben die Erfahrung lehren.

Schaf.

Eins der dümmsten aller warmblütigen Geschöpfe ist unzweifelhaft das Schaf; ich rede hier nicht von den Ureltern des domesticirten Schafes, bei denen diese Charakter-Eigenschaft, wenn auch nicht in so hohem Grade, ausgeprägt ist, sondern von diesem selbst.

Die Individualität des einzelnen Thieres, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, geht in dem Gesammtthun der Genossen unter, wengleich nicht geleugnet werden kann, dass sich mitunter ein Schafsverstand findet, der als Individualität über dies flache Niveau hinausragt.

Im Hinblick auf die thatsächlichen Charakter-Eigenschaften des Schafes erscheint es seltsam, dass, wie früher von den Evangelisten, auch noch heutzutage von den Herren Predigern die sogenannten Seelen, die sie sich anvertraut wähnen, Schafe ihrer Heerde genannt werden. Ja, wir begegnen sogar diesem Vergleich in eigenen Worten des Stifters der christlichen Religion. Man muss annehmen, dass dazumal, in alter Zeit, wenig Psychologisches über das Schaf bekannt war, sonst würde wohl schwerlich ein derartiger Vergleich gewählt worden sein; und wenn heutzutage die Psyche des Thieres ziemlich klar vor uns liegt, so muss man sich eben daran erinnern, dass sich die Herren der Gottesgelahrtheit wenig genug um derlei Sachen bekümmern.

Viele dieser Sorte halten das Studium der Naturwissenschaften für sich selbst und Andere überhaupt verwerflich, denn es finden sich dann mitunter unbestreitbare Beweise, die mit den Worten der Bibel nicht in Einklang zu bringen sind.

Der individuelle Charakter des Schafes geht im Ganzen auf. Man sehe eine von irgend einem Schrecken erfasste Schafherde, sie wird blind dem zuerst Ausreissenden folgen, und ginge es über Klippen in einen Abgrund; genau an derselben Stelle, wo der zuerst aus dem Stall Gehende vielleicht aus Muthwillen einen Bockssprung machte, wiederholen alle Nachfolgenden dasselbe Manöver; hat man bei der Schafwäsche erst eins zum Sprung in's Wasser gebracht, so folgen viele gemüthlich nach, ohne zu wissen warum.

Bei Feuersgefahren tritt die grenzenlose Dummheit der Schafe erst recht zu Tage, sie sind durch nichts zu bewegen aus dem brennenden Stall herauszugehen, man muss sie einzeln heraustragen und hat dann öfter noch das traurige Vergnügen, die wenigen Geretteten in das Feuer zurückstürzen zu sehen.

Der Schäfer freilich, der Jahr aus Jahr ein, tagtäglich mit seiner Heerde verkehrt, will von derlei Sachen nichts wissen. Er kennt unter Hunderten jedes einzelne Thier, ja die einzelnen Lämmer der betreffenden Mutterthiere.

Es muss also doch Unterscheidungsmerkmale geben, die, wenn man sich so ausdrücken darf, in der Persönlichkeit jedes einzelnen Schafes liegen, die aber dem Auge des Nichtschäfers verborgen sind.

Dass, wie gesagt, einzelne Individuen sich über das flache Niveau erheben können, beweist eine Erzählung, die neuerdings im „Daheim“ stand. Ein Herr N. N. besass nämlich einen Hammel, der, wenn sein Herr abwesend war, in einen Stall gesperrt wurde, welcher nur einfach mit einer Klinke verschlossen war. Hörte nun besagter Hammel seinen Herrn zurückkehren, so richtete er sich an der Thüre auf und drückte so lange an der Klinke mit den Vorderpfoten, bis diese sich öffnete, und begrüßte sodann vergnügt seinen Gebieter. Gewiss ein Zeichen von Nachdenken des betreffenden Thieres.

Ein ähnliches Beispiel, dass in einem Schafgehirn mitunter ein Gedanke aufblitzen mag, habe ich selbst erlebt.

Mein Vater besass zu Züchtungszwecken in seiner grossen Schäferei eine Anzahl Böcke, die während des Sommers in einem umfriedigten, mit Obstbäumen umpflanzten Weidegrund

sich ihre Nahrung zu suchen hatten. Dieser Obstgarten war für meine Affen ein sehr anziehender Punkt und sie begaben sich täglich dahin, um nicht allein reifes Obst zu naschen, sondern auch allerlei Unfug zu stiften. Da konnte es nun nicht ausbleiben, dass sie auch mit der Bockgesellschaft Bekanntschaft machten. Beim ersten Erblicken der in den Augen der Böcke wunderbaren Gestalten nahmen diese natürlich schleunigst Reissaus, das half ihnen aber wenig, die Affen eilten hinterdrein und ritten bald behaglich auf ihren wolligen Reitthieren.

Nach langem sinnlosen Umherrennen stand die Schafgesellschaft endlich athemlos still und harrte geduldig ihres Schicksals. Die Affen, die bis dahin in der langen Wolle festgekrallt lustig mit umhergesaut waren, begannen nun sofort ein Reinigungsgeschäft ihrer Träger, bis sie, des Spieles müde, sich auf andere Abenteuer begaben. So ging's Wochen lang, bis endlich einer der ältesten Böcke dahinter kam, dass die tägliche Reinigung sehr angenehm sei, und von da ab ruhig seinen Reiter erwartete, während seine Genossen wie immer wild davonrasten.

Schwein.

Der Begriff Schwein umfasst so viel des Unschönen, dass ich mich nur mit einem gewissen Zagen an diese Zeilen wage; indessen der Gedanke, dass wir's hier nur mit dem geistigen Wesen des Thieres zu thun haben, aus dem zwar allerdings die Thathandlungen resultiren, die uns aber weniger angehen, ermuntert zu einer Charakteristik.

Der Grundgedanke unseres Thieres scheint sich fast ausschliesslich auf die Nahrung zu richten, und es ist zu bewundern, welchen feinen Geruchssinn das Schwein des Perigord bei der Auffindung der Trüffel entwickelt, während andererseits dieser Sinn gar nicht vorhanden zu sein scheint, denn Aas, das die mephitischen Dünste ausstösst, wird ohne Bedenken gefressen.

In gleicher Weise nimmt das Thier alles nur irgend Fressbare zu sich, es entstamme dem Thier oder dem Pflanzenreich.

Man kann aber nicht behaupten, dass es keinen Geschmackssinn entwickle, denn zur Mast aufgelegte Schweine unterscheiden sehr wohl gekochte Kartoffeln, Milch oder geschrotetes Getreide und werden nur fett bei solcher Speise, die ihrem Geschmackssinn zusagt.

Wenn man behauptet, das Schwein sei unreinlich, so mag das richtig sein; das ist aber ganz natürlich für einen Dickhäuter, der von Haus aus ein Bad liebt und jetzt meistens gezwungen ist, sich in einer schmutzigen Pfütze zu wälzen.

Im Gegentheil ist es ein Hauptfactor für das gesunde Gedeihen des Thieres, wenn es möglichst warm, trocken und rein gehalten wird.

Für einen gewissen Grad der Intelligenz des Schweines spricht seine Abrichtungsfähigkeit. Man hat Schweine öffentlich gezeigt, die ein vom Publicum angegebenes Wort aus einem grossen auf Täfelchen aufgeklebten Alphabet zusammensuchten. Desgleichen soll es Ferkelchen gegeben haben, die ihrem Herrn stundenlang wie ein Hund folgten und auf seinen Ruf hörten.

Ich habe diese erzählten Leistungen nicht gesehen, halte sie aber immerhin für möglich, denn die gewöhnlichste Beobachtung lehrt, dass unser Thier sehr wohl seinen Wärter kennt, wie auch die Zeit der Fütterung, und durch lautes Grunzen sein Missfallen zu erkennen gibt, wenn dieselbe nicht genau eingehalten, oder die betreffende Nummer seines Stalles, der sich vielleicht unter mehreren befindet, zufällig im Vergleich zu früherer Reihenfolge überschlagen wird. Warum sollten sie sich also auch nicht abrichten lassen!

Wirklich empörend aber ist das Betragen des Mutter Schweines häufig seinen Kindern gegenüber; man möchte denn annehmen, dass es aus übergrosser Zärtlichkeit geschehe. Die Sache nämlich verhält sich so: ohne anscheinenden, wenigstens bis dahin unerklärten Grund kommt es häufig vor, dass ein Mutterschwein ihre Wurfferkel ganz gemüthlich nach und nach auffrisst. Ob, wie gesagt, mütterliche Zärtlichkeit, dumme Verblendung, indem das Mutterthier die

Kinder für Ratten ansieht, die es früher öfter verzehrte, besondere Magenaffectionen, oder die reine Lust am Morden der Grund ist, möge dahingestellt sein.

Unter sich leben diese Thiere in fortwährendem Zank, eines will stets das andere dominiren, namentlich wenn's an's Fressen geht, zieht der Schwächere stets den Kürzesten — dabei aber folgen sie bei ausgebrochener Panik gleich den Schafen blindlings dem grössten oder kleinsten, klügsten oder dümmsten ihres Gleichen, wie sich's gerade trifft.

Bei uns zu Lande, und wohl in allen civilisirten Staaten mehr oder weniger, wird unser Dickhäuter seines grossen nationalökonomischen Werthes halber sehr geschätzt. Auch die Germanen erkannten seinen Werth; die Griechen hielten es besonders hoch: man denke an den göttlichen Sauhirten Eumäos des Homer; nicht so die semitischen Völker, denn warum Christus den ausgetriebenen Täufer gerade in die Säue fahren liess, ist daraus leicht zu erklären, dass man diese Thiere für unrein hielt.

Kuh.

Wie alle Hausthiere mehr oder weniger eine bedeutende Stellung in der Nationalökonomie einnehmen, so das Rind eine der bedeutendsten.

Durch die verschiedensten Einfüsse, als da sind: Klima, Nahrung, Wartung und Kreuzung, haben sich im Laufe der Zeit so viele Racen aus der muthmasslich einen Stammform gebildet, dass man, um sie zu beschreiben, Bände füllen könnte. Indessen der Grundcharakterzug des Rindviehs ist wohl ziemlich überall derselbe, wengleich er nach den Umgebungen, in denen das Thier lebt, sich vielfach abändern wird. So ist die Kuh der Alpen, die stolz angethan mit dem Führerglöckchen der Heerde voranschreitet, ein anderes Thier als das Rind Ostfrieslands oder Mecklenburgs, und der wilde Stier der Savannen wird ein anderes Charakterbild bieten, wie der Sultan einer norddeutschen Heerde.

Blinde Wuth, Heimtücke und ein kaum bezähmbarer Starrsinn ist aber allen Stieren eigen, und die Alpenkuh wie die Kuh der Marschen wird im Allgemeinen das Bild einer gewissen Intelligenz, gepaart mit Gutmüthigkeit, Zuthunlichkeit und, wenn man so sagen kann, gewisser Biederkeit bieten; beiden Geschlechtern aber ist ein ziemlich beschränkter Verstand entschieden nicht wegzuleugnen.

Ein anscheinend geringer Anlass kann Stiere norddeutscher Heerden, wie wir sie augenblicklich vor Augen haben, in die fabelhafteste Aufregung versetzen; eine rothe Schürze, ein Hund, der zu seinem Unglück zwischen die Heerde geräth, oder ein harmlos vorübergehender Wanderer sind Grund genug zu blindester Raserei. Der Stier wirft mit den Vorderhufen den Sand und Erde über seinen Kopf, brüllt tief und anhaltend, und plötzlich stürzt er auf den Gegenstand seines Hasses zu. Gewöhnlich ist der Hund, der Anlass zu dieser Ruhestörung gab, in Begleitung seines Herrn und sucht natürlich, rasch flüchtend, bei diesem Schutz. Dann sieht's für diesen, wenn nicht eine Hecke oder Zaun in der Nähe, oder ein Baum zu erreichen, auf den er sich retten könne, mitunter übel aus.

Ich selbst habe ein solches Abenteuer mit angesehen. Ein guter Bekannter und ich gingen eines Tages auf die Hühnerjagd, fanden ein Volk, sprengten es und kamen in eifriger Verfolgung, ohne etwas Arges zu denken, in die Nähe einer grossen Rindviehheerde. Nicht so bald gewahrte der Alleinherrscher den Hund, als er wüthend anfang die Erde zu scharren und brüllend hinter dem Flüchtenden herstürzte. „Nimrod“ eilte mit eingeklemmtem Schwanz auf uns zu, wir sahen die Gefahr eilig herannahen, an Rettung durch Flucht war nicht zu denken, denn kein Graben, Hecke, Strauch oder Baum war in der Nähe. Mein Freund S. war aber kurz entschlossen, er liess den wüthenden Bullen auf etwa zwölf Schritte herankommen und feuerte dann seine beiden mit Hühnerschrot geladenen Schüsse auf dessen Kopf.

Der Stier stutzte, schüttelte den Kopf und brüllte wirklich markerschütternd, wich aber von der Linie gerade auf uns zu ab und raste weiter. Aber bald stürzte er, rappelte sich

wieder auf und stürzte abermals und abermals. Wir gingen nun näher heran und sahen, dass dem Thiere beide Augen ausgeschossen waren; wäre dieser glückliche Zufall nicht eingetreten, die beiden auf seinen Schädel allein abgebrannten Schüsse hätten ihn sicher nicht bewogen, von uns abzulassen.

Wenn nach alter Regel im Mai die Heerden aus den Winterquartieren auf die Weide getrieben werden und sich mehrere Stiere darin befinden, gibt's stets die wüthendsten Kämpfe. Es muss erst ausgemacht werden, wer der Stärkere ist und wem demnach die Herrschaft gebührt. Derlei Streitigkeiten nehmen häufig ein unliebsames und blutiges Ende, und vorsichtige Heerdenbesitzer lassen den Bullen nicht nur die Spitzen der Hörner absägen, sondern auch ein Brett vor den Kopf binden. Dies ist so angebracht, dass der Stier zwar zur Erde sehen und somit seine Weide finden kann, gerade aus und neben sich aber Nichts zu beobachten vermag.

Die Störrigkeit dieser Thiere, wenigstens sehr vieler, zeigt sich, wenn man sie in's Joch spannen will und sie das Ziehen lernen sollen. So lange ihnen die Sache gefällt und sie weiter keine Unbequemlichkeiten davon haben, geht Alles ganz gut; wird's ihnen aber langweilig, oder wollen sie vielleicht ruhen, was gerade dem Treiber nicht passt, so legen sie sich ohneweiters auf die Erde und sind weder durch Schmeichelworte noch durch die empfindlichsten Prügel zu bewegen, wieder aufzustehen. Ein Bekannter hatte für diesen häufig eintretenden Fall ein sehr probates Mittel: er schüttete unmittelbar vor die Nase des störrischen Bullen ein starkes Häufchen Pulver, leitete die Verbindung mit dünn gestreuten Körnchen sechs bis acht Fuss weiter und zündete an diesem Ende das Pulver an. Sobald das Pulver unter der Nase des Stiers aufblitzte und er urplötzlich wider Willen diese starke Prise nehmen musste, sprang er entsetzt auf und that willig, was man von ihm wollte. Wenn er in späterer Zeit wieder Anwandlungen seines Starrsins bekam, brauchte man nur etwas in der Erde vor ihm zu rühren; er erinnerte sich sofort seiner Schnupftabaks-Cur und gab sich zufrieden.

Ich halte die Kuh für entschieden höher begabt als den Stier. Sie lernt sehr bald ihren Wärter kennen, begrüsst ihn,

wenn er mit Futter naht, mit freudigem Brummen und kennt das Mädchen ganz genau, das sie täglich milcht. Kommt ein anderes, so hält sie, wie man sagt, die Milch zurück, tritt fortwährend hin und her, schlägt auch wohl den Eimer um, kurzum zeigt, dass ihr der Wechsel unangenehm ist. Jede einzelne Kuh, selbst in Heerden von 150 Stück, kennt ihren einzelnen Stall und den für sie darin bestimmten Platz.

Wenn viele zu gleicher Zeit in den Stall gehen, so ver zählen sie sich wohl mitunter, finden sich aber bald zurecht, wenn nur erst ein Mitglied der Reihe steht.

Die Kühe müssen einen ziemlich scharfen Geruch haben, denn über Stellen, wo vor drei bis vier Tagen Blut geflossen, also etwa einem Pferd zur Ader gelassen, ein Schwein geschlachtet wurde, oder dergleichen, gehen sie selten, sondern dran herum und nie, ohne ihr Missfallen durch lautes Brüllen und Scharren mit den Füßen zu erkennen zu geben.

Uebrigens haben auch die weiblichen Mitglieder des Rindviehs mitunter tückische und boshafte Anwandlungen, die sich in Verfolgung von unbekanntem Hunden oder von Menschen kund geben. Doch sonderbarer Weise erregen bei derlei Vorfällen höchst selten Männer, sondern nur Weiber ihren Zorn.

Katze.

Es sass im hauss im sonnenschein
Ein schönes weisses jungfrewelein,
Seine änglein glentzten hell und klar,
Es leckt und schlichtet seine hahr,
Küsset die hand, und wnsch sich rein
Ueber die zarten wängelein.

Das hertz im leib verlanget mir,
Dass ich nur möcht treten herfür,
Dasselb mit adelichen sitten
Um seine lieb und freundschaft bitten,
Küssen ihre schneeweisse hend,
So hätt all meine Sorge ein end.

Froschmäuseler, Rollenhagen.

Es gibt, wie bekannt, junge und alte Narren beiderlei Geschlechts, zu diesen gehören auch die, welche ohne allen Grund einen Schauer affectiren, wenn eine Katze in der Nähe ist.

Ohne allen Grund; denn wenn sie sich von den liebenswürdigen Eigenschaften einer Katze selbst überzeugt haben würden, obschon diesen mancherlei tadelnswerthe gegenüberstehen, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass manches

schiefe Urtheil gerade gemacht und manches Gemüth diesen unseren Hausfreunden günstig gestimmt würde.

* * *

Wir sind mitten im Winter, hoher Schnee deckt die Erde, heulend und pfeifend saust der Nordwind um das Haus, die bleiche Morgensonne entsendet schräge ihre matten Strahlen in's Zimmer.

Das Feuer knistert und bullert lustig im Ofen, ich habe mir meine lange Pfeife zurecht gemacht, und da ich Jungeselle bin, so ist die Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine in Brand gesetzt. Die frisch gebackenen Semmeln, die schöne, gelbe Butter und der frische Rahm laden freundlich ein zum Genuss, und um die Gemüthlichkeit zu vervollständigen, kommt schnurrend mit krummem Buckel dort vom Sophakissen, wo er seine nächtliche Ruhe hielt, mein schwarzer Kater „Seidenhaar“.

Mit freundlichem Schnurren, sich an meinem Schlafrock streichend, bittet er um sein Morgenbrod.

Der Kaffee kocht leise knisternd, der Rauch der Pfeife schwebt durch's Zimmer und der Canarienvogel am Fenster beginnt sein Morgenlied.

Nachdenkend siehst du den Ringeln deines Pfeifenraubes nach — woher mag es kommen, dass dir gerade die Katze der liebste Hausgenosse geworden?

Es kann dir gewiss nur ferne liegen, dich mit den grössten Leuten der Gegenwart und Vergangenheit vergleichen zu wollen, und dennoch — in dieser Beziehung —?

Es gab mehrere berühmte italienische Componisten, die durchaus entweder auf dem Schreibtisch oder am Clavier, im Bett, oder wo sie immer componiren mochten, eine Katze bei sich haben mussten. Man erzählt, dass der Cardinal Richelieu eine besondere Neigung für einen Kater gefasst habe, der ihn auf allen seinen Reisen nicht allein begleiten musste, sondern auch stets ein treuer Gesellschafter bei seinen Arbeiten und Plänen am Schreibtisch war. Ja, selbst unser berühmter Lessing hatte eine solche Zuneigung für eine Katze, die den Gelehrten der Antike dahin vermochte, das Manuscript

seines „Nathan“ geduldig wieder abzuschreiben, nachdem es durch Bosheit oder Nachlässigkeit seiner Katze zerstört war.

In der That, abgesehen von den sonstigen Eigenschaften, die, wie wir gleich sehen werden, lobenswerth sind, kann die Figur und das Gebahren der Katze wohl ein Gemüth einnehmen, das Sinn hat für Schönheitslinien und Verständniß für die Natur.

Wie weich, wie wellenförmig, wie zart ist jede Bewegung der Katze.

Man sehe sie nur dahinschleichen, wenn sie Morgens unvermeidlich durch das thaunasse Gras muss, oder wenn sie ein Vögelchen zu berücken gedenkt. Wie weich, graziös sind die Spiele der kleinen Katzen mit ihrer Mutter oder unter einander, wenn sie spielend ihre Schwänzchen haschen, oder wenn gar die Frau Mama ein Mäuschen brachte; oder man sehe nach einem starken Gewitterregen eine Katze über das Strassenpflaster gehen.

Grenzenlos ist die Liebe der Katzenmutter gegen ihre Kleinen, und diese vorzügliche Charakter-Eigenschaft wäre allein schon hinreichend, uns für sie einzunehmen.

Dr. Alfred Brehm erzählt ein Beispiel, dass eine Katzenmutter seine Mama durch Miauen herbeirief und nun, nachdem sie da war, eins nach dem andern, vier Junge vom Heuboden auf ein darunter liegendes Bündel Stroh herabwarf. Der Grund hierzu war, die Mutter hatte keine Nahrung mehr.

Ja, die Mutterliebe der Katze geht so weit, dass sie nicht allein fremde Kätzchen gross zieht, sondern auch willig und gerne andere Thierchen, als da sind: Eichhörnchen, Ratten und sogar Mäuschen gross zieht.

Man hat von jeher den Nutzen der Katze als Mäusevertilgerin erkannt — in Egypten wurde sie sogar dieser Eigenschaft wegen heilig gehalten, und Tausende von Mumien in Bubastis beweisen diese Vorliebe der Egypter für das nützliche Thier.

Es scheint, als ob sich die Katze vom Orient langsam zu uns verbreitet habe, Jeder aber anerkennt ihren Nutzen, und wie aus alter Heidenzeit klingt noch die Sage herüber, dass eine dreifarbige Katze eine Hexe sei. Wunderbar und auf-

fallend ist allerdings, dass dreifarbige Katzen stets und ausnahmslos Weibchen sind.

Wer von den freundlichen Lesern seinen eigenen Hausstand hat, der wird gewiss oft genug im Laufe der Zeit entweder von seiner Frau mit Klagen über verursachten Mäuseschaden in Zimmer, Küche und Keller belästigt sein, vielleicht auch, wenn er zu den besonders begünstigten Pechvögeln gehört, war ein freundliches Hausmäuschen so gütig, ihm seine so sauer verdiente und so sehr erwünschte Nachtruhe durch unausstehliches Knappern zu stören. Wenn's Glück gut ist, so findet sich auch wohl eine Maus im Bett ein, und dann adieu Nachtruhe! Ist das unausstehliche Thierchen wirklich verjagt, so glaubt man dennoch immer ein Knistern und Krabbeln in der Matraze zu hören.

Da ist aber die Katze auf dem Platz.

Stundenlang wartet sie vor einem Mauseloch, von dem sie glaubt, dass es ein Hauptaus- oder Eingang der unausstehlichen Nager ist, das scharfe Gehör, das man als feinsten Sinn der Katze bezeichnen kann, zeigt ihr lange vorher an, wann diese schwarzzüngigen Kobolde herausgucken werden — und siehe, plötzlich ist einer ergriffen.

Mit gleicher Treue und Aufmerksamkeit werden die unterirdischen Gewölbe der Ratten beobachtet, und wehe! wenn einer dieser Einwanderer sich unverschämtermassen zeigt, ein Tatzenschlag und er ist eine Leiche.

Kurzum, ich glaube nicht, dass zur Mäuse- und Rattenvertilgung ein nützlicheres Thier gefunden werde, als eben die Katze.

Und gleich, als ob mein Kater die Wahrheit dieser meiner Gedanken bestätigen wollte, so schmiegt und steichelt er sich an meinem Schlafrock und nimmt schnurrend in meinem Schosse Platz.

Ja, siehst du Kerlchen, du sahst meine Gedanken auf meinem Antlitz, sie waren dir günstig gesonnen, aber die Gerechtigkeit verlangt, dass wir auch das Gemüth, das sich unter deinem schwarzen Pelz bewegt, ein wenig betrachten.

Bist du nicht ein treuloser Geselle, treibst du dich nicht wochenlang umher, und ich weiss nichts von dir?

Der Kater schnurrt, er weiss es, wo er sich umhergetrieben, aber er will's nicht sagen. Ich weiss's auch, er war in Liebesabenteuern verwickelt, und furchtbare Schlachten und noch grässlichere Gesänge füllten diese verlorene Zeit.

Also darum ist dein ganzes Fell zerfetzt — und ich kann mir jetzt auch erklären, aus welchen Bestandtheilen die Kugel war, als ich gestern Abend, beim Mondschein nach Hause kommend, einen grossen Ball vom Dach herniederrollen sah.

Das warst du, leichtsinniger „Seidenhaar“, und du kannst dir gratuliren, dass du bei dem gewaltigen Sturz von dem Dache, das fünf Stockwerke krönt, deine Knochen heil nach Hause gebracht.

Monsieur „Seidenhaar“ hört ruhig zu, als ob ihn diese Moralpredigt nicht im Entferntesten beträfe.

Meine Pfeife ist ausgegangen und ich gehe in's andere Zimmer, um mir eine neue zu stopfen.

So, schmeckt das prächtig!

Nun noch eine Tasse Kaffee. Aber wo, Teufel, ist denn mein Rahm? — „Seidenhaar“ liegt ruhig auf seinem Kissen.

Hund.

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so lass das Heulen,
So lass das Bellen.
Solch' einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in meiner Nähe leiden.
Faust.

Das Bellen eben ist's, was unseren zahmen Hund, wenn wir den Ausdruck Haushund nicht gebrauchen wollen, von seinen wilden Verwandten unterscheidet. Ein dem Hundegeschlecht angehöriges wildes Mitglied kann niemals bellen, die diesen Tönen ähnlichen Laute sind nur ein heiseres Kreischen.

Wenn Zoroaster sagt — also vielleicht der älteste Schriftsteller, den wir kennen — dass die Welt durch den Hund bestehe, so hat das entschieden einen tiefen und wohlbegründeten Sinn.

In den Urzeiten der Entwicklung der Civilisation gab es eben nur zunächst Jäger, später Hirten. Schon damals hatte man den Hund gezähmt und betrachtete ihn als unentbehr-

liches Hausthier, wie es noch heutzutage die Eskimos, Lappen, Samojeden und sonstige nordische Völkerschaften thun.

Vom höchsten Norden bis zum Aequator, und wiederum vom Südpol bis zum Gleicher ist stets der Hund der treue Begleiter des Menschen gewesen.

Zwar gleicht für den anatomisch gebildeten Zoologen der Hund des Grönländers der irischen Dogge, diese dem Bluthund von Cuba oder dem der Steppen von Mexico, wie auch unzweifelhaft eine Familienähnlichkeit mit dem fast ausgestorbenen Mops zu finden ist; zwar ähneln sich der nackte Hund Africas, das Windspiel Italiens und der Windhund von Norddeutschland; zwar gehören Pudel, Pinscher, Schäferhund, Neufundländer, Spitz, Schweisshund und wer weiss welche denkbaren Unterabtheilungen alle derselben Familie an; die speciellen Charakter-Eigenthümlichkeiten aber sind es, die sie unterscheiden.

Um die Eigenthümlichkeiten unserer Hunde in kurze Worte zu fassen, lassen wir Lenz reden:

„Sie bellen gern nach Rädern fahrender Wagen, beißen nach Steinen, die man nach ihnen wirft, und viele heulen jämmerlich, so oft sie musikalische Töne hören. Manche bellen den Mond fleissig an, keiner die Sonne. Schwitzen thut kein Hund. In der Hitze lässt er die Zunge heraushängen, und diese tröpfelt dann gewöhnlich. Männchen sind gegen Männchen, Weibchen gegen Weibchen beissig. Am liebsten beißen sie sich in den Hals. Bringt man einen Hund zum ersten Mal zu Schiff, so bekommt er die Seekrankheit und speit mit den Menschen um die Wette. Er wird schwindlig, wenn man ihn an einen tiefen Abgrund führt. Der Sinn des Gesichts ist bei den meisten Hunden schwach, der des Geruchs, z. B. bei Hühnerhunden ganz einzig. Auch das Gehör ist vortrefflich, der Schlaf der Hunde ist oft von Träumen belebt, wobei sie knurren, leise bellen, mit den Beinen zucken. Selbst bei der grössten Kälte verkriechen sie sich nie unter Stroh oder Decken.“

Zu diesen Eigenschaften kommt noch eine besondere Gabe zur Prophezeiung, die das Volk annimmt, denn wenn ein Hund Gras frisst, so gibt es Regen.

Ebenso hat man dem Hunde gewissermassen ein zweites Gesicht zugeschrieben. Perty erzählt uns folgende verbürgte Geschichte: „Im unterfränkischen Dorfe Obersin besass der Metzger Rösch einen Hund, der öfters zu Hause blieb, wenn sein Herr auf Viehhandel ausging und nichts merken liess, wenn der Meister auch längere Zeit wegblieb. Am ddo. begab sich Rösch wieder hinweg; in der Nacht wurde der Hund äusserst unruhig, winselte, lief aus der Stube, heulte aussen kläglich und war nicht zu beruhigen, obgleich man alles anwandte und ihn sogar schlug. Folgenden Tages kam die Nachricht, dass Rösch einige Stunden vom Orte bei dunkler Nacht in ein Kellerloch gefallen und auf der Stelle gestorben war.“

Die Eigenthümlichkeiten und Charakter-Eigenschaften der für Mecklenburg relevirenden Hundegattungen werden bei fernerer Betrachtung unter nachfolgenden Geschlechtern ziemlich zur Anschauung gelangen.

1. Schäferhund, Spitz, Pommer; 2. Hühner- oder Vorsteherhund; 3. Dachshund; 4. Meutehund; 5. Saupacker; 6. Schweisshund; 7. Bulldogge; 8. Neufundländer; 9. Leonberger; 10. Mops; 11. Pinscher; 12. Windhund; 13. Pudel.

* * *

Die Gestalt des Schäferhundes ist so allgemein bekannt, und von der anderer Hunde unterschieden, dass man über sein Aeusseres füglich nicht in Zweifel sein kann. Spitz und Pommer, die ebenfalls, wenngleich ersterer nur selten, in Mecklenburg vorkommen, sind entschieden nur als Unterarten des Schäferhundes zu betrachten. Der Schäferhund wird nicht nur zum Hüten der Schafe verwendet, sondern muss auch häufig den Hirtenhundedienst bei Kühen und Schweinen versehen. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Aufmerksamkeit ein gut angelernter Schäferhund seinem Dienst vorsteht. Er kennt genau die Begrenzung der Weide und gestattet durchaus nicht, dass die Heerde ein junges Klee- oder Kornfeld oder dgl. betrete. So erzählt Perty von einem Hunde, der alle Getreidearten kannte bis auf den Raps, der zufällig in diesem Jahre auf dem betreffenden Gute angebaut war. Als nun der Schäfer mit seinem Hunde und der Heerde in die

Nähe des Rapsfeldes kam sagte er zu dem Hunde: „Gib Acht auf den Raps.“ Dies war für den Hund nun eine bedenkliche Sache, da er die Benennung „Raps“ nie gehört hatte. Er wusste sich indessen zu helfen, lief erst zu einem Stück Roggen, dann Gerste, dann Kleefeld, und da ihm diese drei Pflanzenarten bekannt waren, so konnte das übrig gebliebene ihm unbekanntes Stück nur das gemeinte Rapsfeld sein, das er auch in befohlener Weise sorgsam behütete.

Ein guter Schäferhund soll nie beißen, sondern nur die betreffenden Uebelthäter an den Beinen kneifen. Er geht ganz in seinem Berufe auf, und wenn im Hochsommer während der ärgsten Mittagshitze die Heerde und der Hirte ruhen und dieser über die Zeit schläft, so weckt er ihn, und wenn die Heerde und der Hirt des Nachts draussen schlafen, diese in den Hürden, jener in seiner kleinen Hütte, so darf sich gewiss nichts nahen, ohne dass der Hund es durch wüthendes Gebell anzeigt. Ich habe Hunde gesehen, welche fortwährend die ihnen anvertraute Heerde umkreisten und sie so auf einen Haufen hielten und durchaus nicht gestatteten, dass eines der Schafe über die vorgezeichnete Linie hinausging, so dass der Hirte sich, wenn er wollte, stundenlang entfernen konnte.

Soll dem jungen undressirten Schäferhunde eine Kuhheerde anvertraut werden, so muss er andere Kunststücke seines Berufes lernen. Ein Kuhhund muss stets scharf beißen, jedoch nie und unter keinen Umständen in das Euter, sondern immer nur in die Beine. Er muss seinen Pflegebefohlenen von vorne herein Respect einflößen, sich aber vor dem Hintenausschlagen oder Stossen der Kühe wohl in Acht nehmen; man hat Beispiele, dass Kuhhunde, die einen bösen Stier durchaus nicht zur Ordnung bringen konnten, sich in dessen Schnauze festbissen und trotz Schnauben, Brüllen und Stampfen des Stieres nicht losliessen, bis dieser endlich ermattete und künftighin, um ähnlichen Auftritten aus dem Wege zu gehen, that, was er sollte.

Von nicht geringerer geistiger Bedeutung ist der Hühner- oder Vorstehhund, der ja ebenfalls bei uns in Mecklenburg allgemein bekannt ist, d. h. ich meine den deutschen Hühnerhund. Hin und wieder haben wohl Sonntagsjäger englische

Hühnerhunde, die sie dann sehr wichtig „Pointer“ nennen, oder auch englische „Setter“ sich aus Britannien schicken lassen, doch darf dies wohl nur als Ausnahme betrachtet werden. Uebrigens ist der englische Hühnerhund in keiner Weise mit dem deutschen Hühnerhund zu vergleichen. Der mecklenburgische Hühnerhund, wie ihn schon unsere Urvorfahren mit ihren Steinschlossgewehren gebrauchten, ist gross und stark gebaut, mit schönem Behang und langer Fahne, ebenso häufig glatt als langhaarig. Dieser Hund „arbeitet“ zwar langsam, aber mit grosser Sicherheit und lässt nicht leicht ein „geflügeltes“ Huhn, das sich durch Laufen zu retten sucht, aus. Es gibt Hunde, die eine Hühnerkette, welche nicht halten will, in grösseren, sich immer verengernden Kreisen umschleicht und so diese doch noch fest macht. Ein richtiger Hund dieser Race ist auch unermüdlich auf der Entenjagd und bringt stundenlang in „Rohrlagen“ zu. Auf der andern Seite aber ermüdet der deutsche Hühnerhund leichter bei heissem Wetter und zerdrückt das Wild häufig beim Apportiren.

Ich habe sogar einen Hühnerhund gehabt, der so erpicht auf's Apportiren war, dass er geschossene Hechte, welche zum Laichen auf eine etwa 1 Fuss hoch überstaute Wiese ausgetreten waren, vom Grund heraufholte, was sehr selten vorkommt.

Jeder Hund überhaupt hat einen Widerwillen und Abscheu vor allen kaltblütigen Thieren, namentlich aber vor Schlangen, obgleich ihnen der giftige Biss der Kreuzotter nicht sonderlich zu schaden scheint.

Mein Vater bemerkte auf feiner Schnepfenjagd im Frühling, dass sein grosser und starker Hühnerhund mit einer Kreuzotter in Streit gerathen war. Der Hund, in dieser Jagdart offenbar noch sehr unerfahren, trat der Schlange, statt sie von hinten zu packen, Auge in Auge gegenüber und hatte denn auch in kurzer Zeit von dem wüthenden Reptil mehrere tüchtige Bisse in die Oberlippe bekommen.

Zwar zog er sich zurück und fuhr fort mit seiner Schnepfensuche, und da mein Vater nicht wusste, was bei diesem besondern Falle zu thun, so setzte er die Jagd noch mehrere Stunden fort. Schon während dieser Zeit waren die Lippen

und der Kopf von „Pluto“ aufgeschwollen, doch ging die Geschwulst nicht weiter als bis zur Hälfte des Halses; ob das umgebundene Halsband von gelben Weidenruthen sie aufgehalten, dürfte stark anzuzweifeln sein.

Das, was die Jäger unter Dressur verstehen, dem jungen Hunde beizubringen, ist ein schweres, mühsames Stück Arbeit und erfordert einen verständigen und ruhigen Lehrer, der zu gleicher Zeit ein sicherer Flug- wie Lauschütze sein muss. Ist aber der Hund in alle Feinheiten seines Gewerbes eingeweiht, so gibt es ausser dem Pferde oder dem Elephanten wohl kaum ein zweites Thier, das mit ihm an Verstand, Treue und Nachdenken wetteifern könnte. Man denke, welche Selbstbeherrschung es einen dressirten Hühnerhund kosten muss, unbeweglich vor einem Volk Hühner stehen zu bleiben, während dicht dabei vielleicht ein Hase aus dem Lager fährt und eiligst das Weite sucht; oder sich nicht ein Stückchen von einem krankgeschossenen Hasen, den er längere Zeit verfolgte, anzueignen, sondern denselben seinem Herrn unversehrt zu apportiren. Mein Vater besass eine Hühnerhündin Namens „Chassette“, welche, zwar nach vieler Mühe seinerseits, einen hohen Bildungsgrad erreicht hatte. Wenn der Jäger ermüdet war, so setzte er sich irgend wo, sowohl im Holz auf der Schnepfen- oder Hasensuche, als im Felde auf der Hühner- oder Hasensuche, hin und liess seiner Hündin *plein pouvoir*. Er konnte sicher darauf rechnen, dass das kluge Thier eine etwa gefundene Schnepfe, einen Hasen oder ein Rebhuhnvolk keineswegs „aufstiess“, sondern zu seinem Herrn zurückkehrte und ihn durch freundliches Schweifwedeln aufforderte, ihm zu folgen. Und nun stand „Chassette“ wie eine Mauer, bis der Befehl zum „einspringen“ kam.

Es gibt auch Hunde, die so ausserordentlich fest vorstehen, dass sie nur durch mechanische Mittel dazu zu bringen sind, einzuspringen. So erzählt ein englischer Schriftsteller, dessen Name mir nicht gleich gegenwärtig ist, von zwei Hühnerhunden, die, weil sie ihrem Herrn sehr werth waren, gezeichnet werden sollten. Man legte zu diesem Zwecke ein soeben geschossenes Rebhuhn hin und brachte die Hunde unter Wind heran; auf eine gewisse Distanz standen die Hunde, und zwar

so fest, *) dass der Zeichner sein Bild vollenden konnte, wozu er $1\frac{1}{4}$ Stunde gebrauchte.

Um schliesslich noch ein Beispiel der Treue unseres Hundes anzuführen, so sei Nachfolgendes erwähnt. Mein Onkel, der Baron C. von Waitz, besass eine schwarze Hühnerhündin Namens „Juno“, die ihrem Herrn so treu ergeben war, dass sie ihm auf Schritt und Tritt folgte. Eines Tages aber war er über Land in eine Gesellschaft geladen, wohin er unmöglich seinen Hund mitnehmen konnte. Er schloss ihn daher in seiner im dritten Stock gelegenen Studentenwohnung ein und fuhr ab. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er seine „Juno“ nach einer Viertelstunde wieder an seiner Seite sah! Der Hund war aus dem dritten Stock durch's Fenster auf die Strasse gesprungen und wunderbarer Weise glücklich davongekommen.

Im Dachshund oder Dächser tritt uns ein Gnom im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen. Eine merkwürdige Gestalt, klein, mit unproportionirt grossem, dickem Kopf, an dem der Behang und die Schnauze häufig breite und tiefe Narben tragen, kurze, krumme Beinchen, ein walzenförmiger Leib und eine meistens krumm getragene Fahne. Häufig kommt bei dieser Hunderace ein oder gar zwei sogenannte Glasaugen vor. Von Charakter ist der Dächser unzweifelhaft der bissigste, muthigste und folgsamste des ganzen Hundeschlechtes.

Ich sehe euch noch vor mir, als wenn nicht schon längst die dunklen Wipfel der Fichten über euerem Ruheplatz rauschten, „Bergmann“ und „Bergine“, wenn wir auszogen im Herbst, Herrn Reineke aus seiner Veste zu treiben, oder Vater Grimmbart aus seiner beschaulichen Ruhe aufzustören.

*) Der verstorbene Förster in Z. pflegte zu erzählen, er habe einen Hühnerhund gehabt, der ausserordentlich fest stand und eine ausgezeichnete Nase hatte. Leider musste er aber den Hund, nachdem er ihm viele Jahre gedient, wegen hohen Alters erschiessen; um aber eine Erinnerung an ihn zu haben, liess er sich aus dem Fell eine Weste machen. Dieser Todesfall fand im Winter statt. Als der Förster im Sommer in der Hühnerzeit mit einem jungen Hunde auf die Suche ging, bemerkte er plötzlich, während sein Hund anfang zu markiren, einen Ruck in der Brust. Dies wiederholte sich so vielfach, dass er schliesslich zu der Erkenntniss der wahren Ursache kam: es war das Fell des verstorbenen „Nero“.

Die Strahlen der Frühsonne zittern und flimmern auf den falben Blättern des herbstlichen Waldes; der Mettchensommer segelt dahin gleich Grüssen, welche die Natur dem scheidenden Sommer nachschickt, herbstlich fröstelnd streicht der Wind durch die Stoppeln. Da wandern wir hinaus mit unserm Dächserpaar zum Fuchsbau, in dem wir bestimmt unsern rothen Piraten wissen. Dies Mal ist die Veste in einer Mergelgrube, in die unzählige Steine gewälzt worden sind, angelegt, und man erkennt nicht gleich das „Einfahrtrohr“ des Fuchses. Die beiden Hunde werden von der Leine gelöst und verschwinden bald einer hinter dem andern unter einem gewaltigen Stein, der das Portal zu „Malgertaus herrlicher Veste“ bildet.

Nach kurzer Zeit wird's drinnen laut, bald hier, bald da, die Hunde haben offenbar den Fuchs gefunden, aber er weisst zu gut in seiner geräumigen Wohnung Bescheid und lässt sich von ihnen hin und her jagen, wobei die Hunde sehr leicht in Lebensgefahr gerathen können. So gerieth ein ausgezeichnete Dachshund Namens „Männe“, der meinem Vater gehörte, aber von dessen Jäger Flander (noch jetzt in Zarnewantz bei Tessin) geführt wurde, einmal in grosse Lebensgefahr. Er verfolgte im Bau hitzig einen Fuchs, achtete aber nicht auf eine Fallröhre und stürzte hinein. Aus einer sogenannten Fallröhre kann der Fuchs sehr gut, da er wie ein Schornsteinfeger steigt, herauskommen, nicht aber der Dachshund, da er in solchen gymnastischen Künsten ungeübt ist. Der Jäger also draussen wartete und wartete, kam aber schliesslich auf den Einfall, dass, da nach 10—12 Stunden weder Fuchs noch Hund sich sehen liessen, noch ein Geräusch im Bau zu hören war — der Hund in eine Fallröhre gerathen sein müsse. Er holte sich einige Arbeiter mit Spaten herbei und befreite den unglücklichen Kämpfer, nachdem derselbe mindestens 12 Stunden in Reineke's Burgverliess geschmachtet.

Dies Mal geht die Jagd aber ohne Gefahr ab, denn einige Schmissee, die der vorliegende „Bergmann“, vom Fuchs in's Gesicht erhält, und ein aufgerissenes Ohr, das „Bergine“, die den Fuchs von hinten zwick, davonträgt, dürfen nicht mitgerechnet werden.

Wie plötzlich und unvermuthet fährt der Fuchs aus dem Bau („wie aus der Pistole geschossen“, wie der Jäger sagt), so

dass hitzige Schützen, welche ihn nicht „auslaufen“ lassen, häufig fehlen.

Aber es „stecken“ noch mehr im Bau, denn von drinnen heraus hört man das Bellen der Hunde — und bald erscheint ein zweiter Langschwanz. Der Jäger aber hat ihn nicht richtig getroffen, sondern nur kreuzlahm geschossen, so dass der Fuchs vor der Röhre liegen bleibt; nun erscheinen die beiden kleinen rasenden Kbolde und beissen und zerren an dem unglücklichen Räuber. Ja, nachdem selbst der Fuchs durch einen Schlag getödtet ist und zum „Abstreifen“ an einen Baum befestigt werden soll, springen sie noch immer an dem Gehenkten empor, um ihn zu zerreißen. Zur Dachsjagd verwendet man den Dächser bei uns in Mecklenburg selten, weil man Herrn Grimbart, wenn er sich im October ein Bächlein angemäset hat und dann gemächlich in mondhellen Nächten seinen Geschäften obliegt, viel bequemer durch gewöhnliche Schäferhunde aufspüren und festhalten lassen und sodann todt-schlagen kann.

Einige Jäger verwenden den Dachshund auch zum Jagen; diese Jagdmethode hat aber oft geringen Erfolg, weil der Dachshund durchaus sich nicht von einer aufgenommenen Fährte abbringen lässt, resp. auf eine andere warme überspringt und im Jägerifer weder auf Pfeifen, Blasen oder sonst etwas hört, auch das etwa erjagte Wild anschneidet und nach Appetit verzehrt. Mit anderen Hunden ist der Dächser in beständigem Streit, ja der Kobold lässt nicht einmal Riesen, die zehnmal grösser als er sind, ungeschoren. Kurzum, es ist ein bissiges, muthiges und unerschrockenes Thierchen. Als besonders lobenswerther Charakterzug möge noch folgende verbürgte Geschichte erwähnt sein.

In den Dreissiger-Jahren besass ein Fuhrmann in Sülz, der zwischen dort und Rostock täglich fuhr, eine Dachshündin, welche ihn immer auf seinen Reisen begleitete. Die Hündin warf in Rostock, Abends angekommen, 7 Junge, für welche ihr der Herr ein entsprechendes Lager bereitete. Dies Lager schien jedoch der Wöchnerin dem heimathlichen nicht zu entsprechen für ihre Nachkommenschaft und sie schleppte nun, innerhalb 12—15 Stunden ihre 7 Sprösslinge von Rostock nach

Sülz, — muthmasslich jeden einzeln — so dass der Fuhrmann am andern Tage die ganze Hundefamilie in seiner Behausung in Sülz vorfand.

Zwar gibt es bei uns in Mecklenburg noch Parforcehunde genug, die von einigen Gesellschaften gemeinschaftlich gehalten werden, der eigentliche Meutehund aber dürfte sich jetzt nur noch sehr sporadisch finden. Er ist glatthaarig, in allen Farben spielend, hat glatten Behang und Fahne und etwa die Grösse eines mässigen Schäferhundes; dabei hat dies edle Thier eine Feinheit der Nase und eine Ausdauer des Laufes, die unerreicht dasteht. Mein Vater hatte eine Meute von 14 Hunden, die in den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren die berühmteste in Norddeutschland war, ja, der Ruf dieser ausgezeichneten Hunde war bis zum König von Schweden gedrungen, der ihm die für die damalige Zeit unerhörte Summe von 1000 Lsd'or bieten liess. Doch der alte Jäger schlug es aus. Diese Hunde pflegten bei gutem Jagdwetter einen Hasen in $\frac{3}{4}$ Stunden Halali zu machen, und es kam nie vor, dass die einmal aufgenommene Fährte mit einer inzwischen entstandenen verwechselt wurde. Hatte der Hase Haken geschlagen oder Widerläufe gemacht, war er über eine Dungstätte oder Trift gelaufen oder gar durch's Wasser gegangen, die Hunde fanden ihn sicher wieder. Wenn im Herbst an einem schönen Tage das Horn, der halbe Mond, zum Aufbruch geblasen wurde, das war ein freudiges Jauchzen und Bellen im Zwinger, und wenn dann die Hunde gekoppelt zu zweien und dreien herausgelassen wurden, wie willig folgten sie dem voranschreitenden Jäger. Oder wenn der Jäger an stillen Sommerabenden schwermüthige Weisen auf seinem Waldhorn blies, da antwortete bald der ganze Chor, Ja einer von ihnen sogar war so musikalisch, er hiess „Buschmann“ und war der sogenannte Kopfhund, dass er nur durch diese rühmenswerthe Eigenschaft vor dem Hungertode gerettet wurde. Dies hängt so zusammen.

Die Meute war mit einem Hasen abgegangen, in gerader Linie wohl an 2 Meilen weit, und war dieser wohl muthmasslich, ehe er auf seinen Wechsel, wie er zu thun pflegt, zurückgehen konnte, von seinem Geschick ereilt worden. Dies passirte im Züsower Forst, und da die Hunde nach Verzehrung des Hasen

nichts Besseres zu thun wussten, so fingen sie auf eigene Hand zu jagen an. Man denke sich 14 Meutehunde in einem wildreichen Revier — es blieb auch kein Schwanz darin. Mein Vater sandte natürlich an den betreffenden Forstmeister und Förster Boten über Boten, weil er nicht mit Unrecht fürchtete, dass man ihm die Hunde erschiessen würde. Er bekam auch nach und nach im Verlauf von 8 Tagen seine Hunde wieder bis auf „Buschmann“. Dieser war und blieb verschollen. Endlich nach Verlauf von 4 Wochen schrieb, in Folge eines Zeitungsinserts, ein Pächter der Doberaner Umgegend, dass sich Abends ein überaus scheuer Hund dem Hofe nahe, um Nahrung bittend; die Beschreibung stimmte einigermassen mit Buschmann. Der alte Jäger Z., noch, wie man sagte, ein Schüler des berühmten Wilddiebs Eidich, wurde also mit seinem Halbmond an die Stelle beordert, wo der Hund sich aus dem Forst herauszuwagen pflegte.

Er blies zuerst in langen Pausen die Reveille, doch kein „Buschmann“ liess sich sehen, dann versuchte er es mit dem Signal zum Sammeln. Da erschien endlich nach längerer Zeit der Kopf eines Hundes am Waldesrand, dann das ganze Thier. Es war der halbverhungerte „Buschmann“. Er war aber fast verwildert und wagte sich nicht über 500 Schritte an den Jäger heran; dieser ging ein Endchen weiter und blies wieder sein Signal, der Hund folgte, und so legten sie die Entfernung von wenigstens 2 Meilen bis zur Heimath wandernd, blasend und lauschend zurück. Als sie aber auf dem Hofe angekommen waren, stand mein Vater zufällig da und der Hund attachirte sich sofort an ihn, so dass er in den Zwinger gebracht werden konnte.

Wie aber schon oben gesagt, diese Race Hunde ist fast als ausgestorben in Mecklenburg zu betrachten.

Ebenfalls dem Jägerstande angehörig sind der Saupacker und der Schweisshund, indessen ist mir nicht bekannt, dass in Mecklenburg diese ursprünglich reinen Racen jetzt noch vorkämen. Erstere wird vielmehr sehr häufig durch eine Kreuzung von Bulldogge oder einem sonstigen grossen Hund, letztere durch jeden beliebigen Hund mit scharfer Nase, der auf Schweiss dressirt ist, vertreten.

Von dem grossen und ausgezeichnet schönen Neufundländerhund trifft man nur hier und da in Mecklenburg Exemplare an, die wohl meistens direct über Hamburg importirt sind. Dieser Hund ist bekanntlich ein ausgezeichnetes Schwimmer und Taucher und hat schon manches Menschenleben gerettet; desswegen sieht man ihn auch häufig in Rostock und Wismar auf den Schiffen. Ich selbst hatte einen sehr schönen schwarzen Neufundländer, dessen grösste Lust es war, sich im Wasser umherzutummeln, und der, wenn ich badete, während der ganzen Dauer bei mir herumschwamm. Der Neufundländer ist ausserordentlich gutmüthig und kinderliebend, aber auch etwas träge.

Wenn dieser Hund noch eine gewisse Nutzbarkeit dem Menschen gewährt, so ist dagegen der Leonbergerhund durchaus nutzloser Geselle, der nur zur Zierde gehalten wird. Diese, von dem Stadtrath Essig in Leonberg bei Stuttgart gezüchtete und erst seit einigen Jahren in Mecklenburg eingeführte Race, erreicht eine Höhe bis zu 4 Fuss, und eine dem entsprechende Breite und Länge, ist langhaarig, wolfsgrau oder auch braun und schwarz, mitunter auch grossgefleckt. Die Thiere sind ausserordentlich gutmüthig und namentlich Kindern sehr zugethan, auf der andern Seite aber ganz entsetzlich träge. Sie sind als Zimmerhunde keineswegs zu empfehlen, dagegen eine schöne Zierde des Hofes. Wenn man junge 6wöchige Hunde aus Leonberg bezieht, kosten sie mit dem Transport etwa 18 Thaler. Um sie zu der Grösse und Vollkommenheit zu bringen, die sie erreichen können, erfordern sie eine überaus reichliche Kost und sorgfältige Pflege.

Ich habe seit etwa 5 Jahren eine Zucht dieser Hunde und habe die Jungen bis dahin noch immer für einen guten Preis verkaufen können. Ich will hierbei noch bemerken, dass dies Hundegeschlecht wie kein anderes der Staupe unterworfen zu sein scheint, wenigstens sind mir viele Hunde durch diese Krankheit eingegangen, wenn gleich Essig gerade das Gegentheil behauptet. Wie schon gesagt, ist der Leonbergerhund sehr kinderliebend; so besitze ich z. B. eine direct aus Leonberg bezogene Hündin, welche sonst schwer zu irgend einer Bewegung zu bringen ist, die aber meinen Kindern auf Schritt und Tritt folgt und bei ihnen bleibt, ja ein etwa ver-

lorenes Schnupftuch oder Handschuh geduldig nachträgt, so dass die Kinder sie einfach kurzweg ihre „Bonne“ nennen.

Es scheint, als wenn der Mops, der in früheren Jahren bei älteren Damen jungfräulichen Geschlechts sehr beliebt war, jetzt bei uns ausgestorben ist; ich erinnere mich wenigstens nicht, jemals dies ekelhafte, fettsüchtige Thier gesehen zu haben. Die Königin von England soll indessen noch einige Exemplare besitzen, ebenso einige russische Grosse. Dagegen ist aber der Pinscher in allen denkbaren Varietäten vertreten. Man kann sich kaum etwas Anmuthigeres und Lustigeres denken, als wenn so ein rauher Geselle mit seinem struppigen Bart neben dem Kutscher auf dem Bocke sitzt und ernsten Blickes die Pferde mit zu lenken scheint. Häufig schliesst der Hund auch Freundschaft mit einem Pferde und diese beiden Gefährten sind von jetzt an unzertrennlich; das Pferd lässt es sich ruhig gefallen, dass der Hund auf ihm umherläuft oder auf ihm liegt. Merkwürdig ist, dass diese Hunde sich schwer an Menschen attachiren und nie treu werden, so dass sie bei der geringsten Veranlassung, wenn ihnen zufällig eine andere Equipage besser gefällt als die ihrige, ihrem Herrn, dem Kutscher, entlaufen.

Ein eben so hübsches Bild gewährt der Pinscher auf der Rattenjagd. Bald hat er in einem Local die Rattenlöcher ausspionirt und nun liegt er halbe Tage lang da mit gespitzten Ohren und wartet auf sein Wild. Auch die beste Katze kommt keinem Pinscher in der Rattenjagd gleich, daher ist dies Thierchen an Orten, wo viele Ratten vorkommen, also: Mühlen, Bäckereien, Brauereien, Speichern u. s. w. hoch zu schätzen.

Abgesehen vom Windspiel, das bei uns manchmal, von sonderbaren Liebhabern gehalten, vorkommt, wegen seiner Weichlichkeit wenig zu empfehlen ist, haben wir den Windhund, der zur Hasen- und Fuchshetze häufig gebraucht wird.

Namentlich benutzt man diese Hunderace in flachen Gegenden mit nichtcoupirtem Terrain, denn in bergigen Gegenden wird es dem Windhunde sehr schwer, den Hasen zu greifen, weil derselbe, wenn irgend möglich, auf der Flucht stets bergan läuft, wobei er vermöge seiner langen Hinterläufe dem Windhunde gegenüber sehr im Vortheil ist. Kommt dieser

nun endlich auch oben an, so kann er dem Hasen nicht folgen, weil er fast gar keine Nase hat, es sei denn, dass er sein Wild äugt, wenn der Hase, statt Deckung zu suchen, dummerweise geradeaus läuft. Ebenso verhält es sich mit dem coupirten Terrain. Fuchs wie Hase wissen recht gut, dass der Windhund keine Nase hat und suchen baldigst ein kleines Gebüsch oder dergleichen zu gewinnen, wo sie dann regelmässig entkommen. Ebenso wie der Dächser hat der Windhund die Unart an sich, das erjagte Wild anzuschneiden; Hunde, welche diese Unthat ihren Cameraden nicht gestatten, sondern das Wild dem Jäger apportiren, werden besonders geschätzt.

Gewöhnlich verwendet man zur Hetze drei Hunde; ein Hund, der allein im Stande ist, einen Hasen zu greifen, wird Solofänger genannt und ebenfalls hoch geschätzt.

Die Gestalt unseres Hundes darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Sein Charakter ist falsch und hinterlistig, treulos und diebisch.

Da der Pudel unstreitig das am meisten geistig begabte Mitglied der ganzen Familie ist, so möge er die Reihe beschliessen. Er kommt vielfach in Mecklenburg vor, doch nicht so ganz häufig als man anzunehmen geneigt sein möchte. Der echte Pudel soll entweder rein schwarz, mit höchstens einem weissen Fleckchen vor der Brust, oder rein weiss sein. Die schwarzen sind entschieden vorzuziehen, weil die weissen bei irgend nassem Wetter gleich entsetzlich schmutzig aussehen. Der Pudel ist ein lustiger, gemüthlicher und talentvoller Geselle, nicht eben treu, er ist am liebsten mit Jedermann gut Freund. Man hat ihn zu den erdenklichsten Kunststücken abgerichtet; so habe ich beispielsweise einen gesehen, der in einem kleinen Circus die Runde machte, erst mit aufgehobenem linken Hinterbein, dann mit aufgehobenem linken Vorderbein, dann beide Beine der linken Seite zugleich aufgehoben, ebenso mit den Beinen der rechten Seite; schliesslich ging er gar mit geradeausgestrecktem Hinterleibe auf den beiden Vorderfüssen allein. Gewiss eine höchst schwierige Aufgabe, einem Hundeso naturwidrige Gangarten beizubringen. Ein anderer Pudel, den ich sah, es war bei Renz, Berlin, rollte eine ziem-

lich grosse Kugel, mit allen vier Füssen auf ihr stehend, eine schief geneigte Ebene hinauf und wieder hinunter.

Wie man dazu gekommen ist, den lustigen und arglosen Cumpan die diabolische Rolle des Geistes in Rosswitz spielen zu lassen, oder warum Mephisto im „Faust“ zuerst als Pudel erscheint, ist mir bis dahin nicht recht klar geworden.

Zum Schlusse möge hier noch eine lustige Geschichte Platz finden.

Bei einem Galladiner, das bei einem hochgestellten Edelmann auf dem Lande stattfand, hatte ein boshafter Bedienter einem Herrn der Nachbarschaft, dem er nicht grün war, geheimnissvoll etwas in die hintere Rocktasche zu practiciren gewusst. Man setzte sich zu Tische und das Diner nahm seinen ruhigen Fortgang. Beim Wechseln der Gänge kam zufällig der Pudel des Hausherrn, der von diesem sehr verzogen wurde, mit zur Thür herein und wollte sich zu seinem Herrn begeben. Er musste aber, um zu diesem zu gelangen, an dem Herrn mit dem ominösen Etwas vorbei, der vergnüglich und ahnungslos dasass.

Halt, was war das! In dieser noblen Gesellschaft? Ohne weiters rannte der Pudel schnurstracks zur Thüre hinaus. Beim nächsten Oeffnen der Thür kam er mit zwei Gefährten herein und ging zu der wunderbaren Rocktasche. Diese beschnubberten sie ebenfalls verwundert und legten sich sodann hinter dem Stuhl des Herrn nieder, während der Pudel eiligst wieder hinauslief und nochmals mit einigen Spiessgesellen erschien, so dass schliesslich ein halbes Dutzend Hunde hinter dem Stuhl des betreffenden Herrn lagen und begehrlieh dessen Frackschoss betrachteten. Dies Benehmen war zu auffallend. Man untersuchte den Frackschoss des Herrn genauer und fand darin zum allgemeinen Gelächter einen — Hasenfuss.

Tauben.

„Darnach liess er eine Taube von sich ausfliegen, auf dass er erführe, ob das Gewässer gefallen wäre auf Erden. Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fuss ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in den Kasten — da that er die Hand heraus und nahm sie zu sich in den Kasten.“

Wenn, wie in dieser angeführten Bibelstelle, die Taube gewissermassen als Friedensbote betrachtet ist, wenn sie sogar als Symbol eines Mitgliedes der Trinität gebraucht wird und in bildhauerischer Vollendung über dem Haupte des predigenden Pastors schwebt, — so beruht eben diese Ansicht auf einem reinen Irrthum.

Die Taube ist keineswegs das fromme und friedfertige Geschöpf, wie es in alten und neuen Zeiten von Dichtern, Malern und Bildhauern hingestellt wird, sie ist gerade das Gegentheil.

Man redet von Taubenherzen, Taubenaugen — taugt nichts, ist Alles nicht wahr!

Die Taube ist keineswegs ein Vogel, der vorzügliche Charakter-Eigenschaften besitzt.

Wenn die Paarzeit herankommt, so halten im Allgemeinen die Pärchen des vergangenen Jahres zusammen. Der Tauber wirbt mit vielfachem Rucksen, Verbeugungen und Drehungen seines Körpers um die Liebe seiner Theuren, was ihn aber keineswegs abhält, auch einer andern Schönen gelegentlich den Hof zu machen. Auch später noch, wenn die Familie piepsend nach Futter ruft, findet er immer einen von seiner Gattin unbewachten Augenblick, in dem er mit einer andern Schönen liebäugelt.

Die Täubin gibt sich zwar mit vollster Aufopferung ihrem Brutgeschäfte hin, keineswegs aber der Tauber. Wenn seine Zeit gekommen ist, die Gattin vom Brutgeschäfte abzulösen, damit sie essen, trinken und ihr Gefieder reinigen könne, geht er nur widerwillig auf's Nest.

Die aus dem Ei gekrochenen Jungen werden mit dem käseartigen Stoffe, den der Kropf der Eltern abscheidet, gefüttert. Aber häufig geschieht es, namentlich bei edlen

Tauben, dass die Eltern anscheinend ohne nähere Veranlassung ihre Brut verlassen und diese also elend verhungern muss.

Und während man bei anderen Thieren häufig beobachtet, dass Mitglieder derselben Art solche Waisen pflegen und grossziehen, sieht man im Gegentheil bei den Tauben, dass sie derartigen armen Geschöpfen mit Schnabelhieben den Garaus machen.

Kurzum, die Taube ist keineswegs das liebenswürdige Geschöpf, wie es so vielfach gerühmt wird.

Auf der andern Seite aber gewährt die Taube nicht allein was Liebhaberei anbelangt, sondern auch praktischen Nutzen, viel Vergnügen und Ersparniss.

Die sogenannten Feldflüchter-Tauben, die sich fast das ganze Jahr hindurch ohne Verpflegung selbst ernähren, sind namentlich auf Landhöfen, wo doch manches Körnchen unbeachtet abfällt, von grossem Nutzen; wenn plötzlich ein unerwarteter Besuch eintrifft — die Hausfrau ist natürlich in Verlegenheit — nun, da hilft der Taubenboden aus. Und welch' schönes und köstliches Gericht ist ein sauber zubereiteter Taubenbraten.

Einen vielseitigen Genuss und welche Freude gewähren die sogenannten edlen Tauben dem Züchter.

Die Taubenliebhaberei ist, abgesehen von der der Egypter, die allerdings schädlich genannt werden dürfte, eine harmlose und weitverbreitete.

Und in der That findet das unbefangene Auge des Naturfreundes in den graziösen Bewegungen, in dem schwebenden, mitunter raschen, sich überpurzelnden Flug, in der für das Kennerauge hundertfach variirenden Farbe und Gestalt einen Reiz und eine Unterhaltung, die wohl erklärlich und schätzbar ist.

Der Prinz von Canino hat allein hundert und achtzig Unterarten der Tauben in seinem berühmten naturwissenschaftlichen Werke aufgestellt.

Wieviel mögen es jetzt sein?

Zum Schlusse wollen wir die bekanntesten und beliebtesten Taubenarten anführen:

Brieftauben, Eistauben, Gimpeltauben, Holländertauben,

englische Tauben, Pragertauben, Brunnertauben (Kröppertauben), Malthesertauben, Montaubantauben, Römertauben, Lockentauben, Elstertauben, Schwalbentauben, Pfaffentauben etc.

Huhn.

„So viel Eier ausbrütet das Huhn im schweigenden Neste,
So viel Wunder entstehen dann plötzlich den Blicken entschleiert.“
Eberhard.

Wenn die Schatten der Morgendämmerung noch die erste Morgenröthe verhüllen, lange vorher, ehe die Sonnenstrahlen siegreich hervorbrechen, meldet der Haushahn mit lautem Krähen den nahenden Tag¹ und erweckt damit die Schläfer zu erneuter Thätigkeit.² Hier antwortet ein College, dort ein anderer und auch das Hühnerweibervolk wird munter. Bald wird die enge Klause geöffnet und die Schaar, von ihrem Sultan geführt, entfliegt gackernd der Steige.

Wie er stolz dahinschreitet, selbstbewusst, der Haushahn in seinem rothgold schimmernden Hofkleide mit dem Rittersporn und dem rothen Helm.³

¹ Lucian, d. Traum d. Haushahn.

Non vigilates ibi christati cantibus oris
Evocat Auroram. (Ovid).

² Schon bei den Alten wurde der Hahn als Bild der Wachsamkeit geehrt, war dem Mars und der Minerva geheiligt. Vielleicht auch in Bezug mit auf seine kriegerischen Eigenschaften. Desgl. dem Mercur als Sinnbild der Wachsamkeit.

Vgl. Aelian II., 30. III, 31. XVII. 46. Plinius sec. X. 25 ff.

³ Fornen am Kopf war er geschlacht
Wie man die bösen Geister macht,
Mit einem krummen spitzen Schnabel
Hat Füß getheilt wie eine Mistgabel
Und ein zweyspitz getheilten Barth
Nach der Mannthier greulicher Art,
Und auf dem Kopf ein glöhend Kron,
Mit viel Thürmen erhoben schon.
Aus dem Leibe gingen beysammen
Ein grosser Hauff gelber Feurflammen
Gekrümmt unter und über sich,
Ueberaus hesslich und schrecklich.
Damit prangt er als ein reisig Pferd u. s. w.

Froschmäusler.

Jeder glückliche Fund, ein Würmchen, ein Käferchen, eine Fliege wird durch Locken den Hennen mitgetheilt, damit die dann eiligst herbeikommen, um den von dem Herrn Gemahl servirten Fund zu verspeisen. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich aber, dass der Hahn nicht alle seine Weiber mit gleicher Liebe liebt, denn auch er hat, gerade wie der Türke, seine Favoritinnen. Es herrschen also offenbar auch unter den Hühnern gewisse Geschmacksrichtungen.

Stets wachsam, in stolzer Haltung mit dem feurigen Auge unherblickend, gewahrt der Hahn meistens rechtzeitig drohende Gefahren; eine vorüberfliegende Krähe, eine Weihe oder gar ein Stossvogel veranlassen in aufsteigender Reihe zu Warnungsrufen seinerseits — dann eilt das Hühnervolk einem schützenden Orte zu. Freilich der List des Fuchses ist er nicht gewachsen und mancher von Hennings Nachkommen¹ verschwindet unbemerkt und unbeklagt. Auch gegen die nächtlichen Einbrüche des Marders und des Iltis ist das Thier, wehrlos, und oft bedecken bei derlei Anlässen Dutzende das Mordfeld.²

In keiner Weise lässt sich der Hahn in seine Rechte als Sultan eingreifen, woraus dann mit Nebenbuhlern, die kampfes-

¹ — — Kam stracks Hahn Henning angefahren
Mit seiner Weiber- und Kinderschaar,
Die brachten eine Todtenbahr,
Worauf ein Hühnchen sich befand.
Kratzfuss, die emsige genannt,
Die hatte Reinke todtgebissen.

Reineke Fuchs, übersetzt von Soltau. Cap. III.

Als nun Grimmbart geendigt, erschien zu grossem Erstaunen
Henning der Hahn mit seinem Geschlecht, auf trauriger Bahre
Ohne Hals und Kopf ward eine Henne getragen,
Kratzfuss war es, die beste der eierlegenden Hennen.
Ach, es floss ihr Blut und Reineke hatt' es vergossen.

Goethe, Reineke Fuchs, I. Gesang.

² Selber der prächtige Hahn mit dem goldigen bunten Gefieder,
Der sonst spielte den Herrn auf dem Hofe so stolz und so muthig,
Stets hinhielt in dem Schnabel die leckersten Körner den Hühnern,
Und wenn über den Hof hinschwebt ein drohender Vogel,
Warnenden Ton ausstiess — auch er liegt kläglich getödtet.
Keines entkam! in der Angst fand keines zur Rettung den Ausweg.
Eberhardt, Hanchen und die Küchlein, Gesang III.

muthig durch Krähen zum Streit herausfordern, oft die blutigsten Fehden entstehen.

Nachdem sich die beiden Ritter verschiedentlich angekrächt, rücken sie allmählig einander näher und einer eröffnet plötzlich mit gestäubten Halsfedern und niedergebogenem Hals durch einen Sprung und Sporenstoss den Kampf.

Das Stossen mit den Sporen und Flügelschlagen dauert eine ganze Weile, falls sich die beiden Kämpfer gewachsen sind, und wird auch wohl mal unterbrochen, wenn den Streitern der Athem ausgeht; dann beginnt, man möchte sagen, eine Pantomime der lächerlichsten Art. Jeder Gegner sucht dem andern seine Verachtung dadurch zu bezeigen, dass er nach Futter auf der Erde umherschaut, während er doch immer den Feind im Auge behält. Bei Keinem schlagen aber die kleinen kampfmuthigen Herzen wieder langsamer, und plötzlich eröffnet einer wieder den Strauß. Da sich Flügelschläge und Sporen als wirkungslos erwiesen, so beginnt diesmal der zweite Gang des Duells mit scharfen Schnabelhieben. Häufig fällt die Hälfte des Helmkamms oder auch ein Auge dem Gegner zum Opfer. Der Sieger ist unerbittlich, wie der Besiegte feige. Einmal geschlagen lässt sich der Hahn von seinem Gegner bis zum Aeussersten maltraitiren, ohne jegliche Gegenwehr zu gebrauchen. Diesen Fehden wird aber häufig durch die Puter ein unliebsames Ende gemacht, weil diese sich nicht allein aus Hass gegen die rothen Hahnenkämme, sondern auch aus specieller Selbstüberhebung für berufen halten, dafür zu sorgen, dass Ordnung im Hühnerhofe sei. Bei solchen Gelegenheiten geht es den beiden wackeren Kämpfern, die ritterlich für die Liebe streiten, seitens der Puter oft schlecht genug, denn sie müssen froh sein, wenn sie aus des gestrengen Gerichtsherrn Schnabel mit einigen blutenden oder fehlenden Hahnenkammappen davonkommen.

Ist so der Hahn ein ritterlicher Vertreter seiner Ehre, ein wächsender Hüter seines Weibervolkes, so kann man ihm auf der andern Seite aber kein günstiges Zeugniß bezüglich seiner väterlichen Eigenschaften ausstellen. Aber die Henne ersetzt reichlich durch ihre Mutterliebe, was an der mangelhaften Fürsorge des Hahns fehlt. Wenn Johannes in der

Apokalipse Christus sich seinem Volke gegenüber einer Henne mit ihren Küchlein vergleichen lässt, so ist diese Parabel nicht nur eine der schönsten, sondern vielleicht auch eine der wahrsten. — Ein Hausmütterchen, eine treue, sorgende und hingebende Mutter in vollster Beziehung ist die Henne ihrer Kinderschaar.

Wie hält sie durch Glucken ihre Kleinen zusammen, ängstlich nach jedem Feind umherspähend, wie scharrt sie fleissig vom frühen Morgen bis zum späten Abend und legt die gefundenen Würmchen den Kleinen vor, mit welch' liebevoller Sorgfalt deckt sie am Tage bei schlechtem Wetter mit ihren Flügeln die Kinder oder des Nachts mit hingebender Selbstverleugnung!¹

Aber nicht allein als Mutter zeigt uns die Henne das Bild einer sorgenden Hausfrau, sondern auch im geselligen Zusammenleben mit Ihresgleichen. Freilich muss man aber auch sagen, dass ihre Verstandeskräfte nicht die stärksten zu nennen sind, oder könnte man es vielleicht als Charakter-Eigenschaft ansehen, dass sie für die tägliche vielfache Untreue ihres Gemals kein Auge hat? Selten kommt es vor, dass sich zwei Hennen in Sachen der Eifersucht mit einander zanken!

Wir sagten, die Henne sei eine sorgende Hausfrau. Mit welchem pflichtbewusstem Gegacker verkündet sie ein gelegtes Ei, wie sorgsam wird das Versteck gewählt, um heimlich wegzulegende Eier unentdeckt zu halten!

Es ist zwar vielfach bestritten worden, dass das Huhn zu viel Korn beanspruche, um einen erheblichen Nutzen abwerfen zu können, aber es trifft hier wie bei vielen anderen Dingen der alte Spruch zu:

Wer das Huhn hält in Ehren,
Den wird es auch ernähren,
Wer aber nicht selber schaut zu,
Verliert das Ei und das Huhn dazu,
Die Butter vom Brod und das Kalb mit der Kuh.

Es ist, wenn auch vielfach angezweifelt, eine durch Zahlenbeweise bestätigte Thatsache, dass bei rationeller Haltung ein

¹ Vgl. Eberhardt, Hannehen und die Küchlein.

Hühnerhof einen recht ansehnlichen Gewinn bringen kann. Ist die geeignete Operationsbasis gegeben, also geeignete Ställe, Laubholzwaldung, Sand, Wasser und vielleicht noch überher Würmergruben, so wird das Mecklenburgische Landhuhn im Sommer kein Futter von seinem Herrn verlangen, während man allerdings im Winter ihm mit allerlei Abfällen zu Hilfe kommen muss.

Nehmen wir beispielsweise einen Hühnerhof von 500 Hennen an, von denen jede im Laufe des Jahres gering gerechnet 130 Eier legen soll, so gibt es ein Gesamtfacit von 65.000 Stück; wenn nun, ebenfalls gering gerechnet, 100 Eier einen Thaler kosten, so wäre das eine Brutto-Einnahme von 650 Thlr. wovon allerdings die Erhaltungskosten, Amortisation, Zinsen des angelegten Capitals etc. etc. von circa 150 Thlr. zurückzurechnen wären. Es bleibt also dennoch, wie man sieht, ein hübscher Netto-Ertrag.

Man hat hier und da in Mecklenburg versucht, Brütöfen einzuführen, doch ist, so viel mir bekannt, eine derartige Anlage niemals zu grösserer Ausdehnung gelangt.

Ausser den gewöhnlichen Mecklenburgischen Landhühnern, die wir hier zunächst im Auge hatten, kommen hauptsächlich noch folgende Hühnerracen in Mecklenburg vor (wir folgen der Beschreibung von Robert Oettel): a) Cochinchina. Die Hauptfarbe der Cochinchina ist gelb mit mehreren Schattirungen, jedoch gibt es auch schwarze, weisse, kukuks-, sperber- und rebhuhnfarbige; die Thiere erreichen eine ausserordentliche Grösse, sind vorzügliche Brüter, auch fleissige Eierleger und überhaupt sehr schätzenswerthe Hühner.

b) Bramaputra. c) Malayen. d) Seidenhuhn. e) Dorking, ebenfalls gross von Natur; ähnlich von Körperbau wie die Cochinchina und auch sehr fleissige Eierleger. f) Spanier. g) Crèvecoeur. h) Paduaner. i) Strupphuhn. k) Bantam. l) Zwerghuhn.

Jeder, der Interesse für Hühner hat, kann das Nähere in einer Fachschrift nachlesen.

Puter.

Un ävern Barg kümmt stramm un stur,
Schön rot und bläustrig antauseihn,
Den swarten Rock un den Tolor
Wat upgepus't, utwärts de Bein',
Demüdig fram un glatt dat Hor,
De Kunsterjalrath sülvst in eigene Person,
Den süs de Lüüd' för Kuhnahn schellen.
Renter, Hanne Nüte.

Der Puter vertritt unter den Bewohnern des Hühnerhofes eine so wichtige Stellung, dass wir auch ihm einige Worte widmen müssen. Wenn das Huhn das einfache Hausmütterchen ist, der Hahn ein stolzer stracker Ritter, der Pfau ein aufgeblasener Nobile, der Fasan dem recipirten Adel angehörig, so ist der Welschhahn unzweifelhaft einer gewissen Classe Priester zu vergleichen, wie sie leider heutzutage in Mecklenburg nur zu häufig zu finden ist.

Abgesehen von seiner Nützlichkeit, ist namentlich der Welschhahn bei seiner grenzenlosen Dummheit ein so aufgeblasener Geselle und dünkt sich über seine Mitbewohner des Hühnerhofes so erhaben, dass man wirklich kaum weiss, ob man sich mehr über diesen Dummstolz oder über seine Verliebtheit verwundern soll.

Ein Puterhahn ist stets ärgerlich, — ein auffallendes Geräusch, ein rother Lappen oder irgend ein Ereigniss, das er mit seinen geringen Verstandeskraften nicht begreifen kann, bringt ihn sofort ausser sich. Er kollert, schlägt ein Rad, lässt die Flügel hängen, und das Blut steigt ihm so in's Gesicht, dass der ursprünglich rothe Kopf blau wird und der Nasenlappen lang herabhängt.

Nicht allein, dass diese Thiere bis zum Aeussersten dumm sind, vervollständigen sie ihre üblen Charakter-Eigenschaften noch durch eine grenzenlose Grausamkeit.

Ich habe es geschehen lassen, um zu sehen, wie weit die Wuth der Puterhähne geht, dass sie einen Hahn, der, wer weiss durch welches Verbrechen, sie geärgert hatte, bissen, bis das Thier sich niederthat und krakelnd um Pardon bat. Damit war aber keineswegs dem Puter hinreichend Genugthuung geschehen. Er hackte so lange auf den Schädel des unglücklichen Hahnes, bis er das Gehirn erreichen konnte,

und frass es sodann mit Wohlgefallen; wollte überher noch den Leichnam zu schändlichen Zwecken missbrauchen.

Auf der andern Seite darf man nicht verkennen, dass nicht allein die Puterhennen, sondern auch die Puter treue Wärter ihrer eigenen Kinder, wie auch sonstiger Stiefkinder, als: Küchlein, Enten u. s. w. sind. Sie brüten nicht allein die ihnen anvertrauten Eier aus, und zwar so treu, dass man verhungerte Puter auf ihren Eiern gefunden hat, weil sie ihr Nest nicht verlassen wollten, um Nahrung zu suchen, sondern sie führen auch die ausgebrüteten Jungen mit hingebender Sorgfalt.

Haben wir vorhin den Puterhahn als aufgeblasenen, grämlichen, gallsüchtigen Gesellen geschildert, so lässt sich von der Henne — abgesehen von ihrer guten Eigenschaft der Kinderliebe — ebenfalls wenig Lobenswerthes sagen, denn ihr Charakter gleicht dem des Gemals.

Es kann ein fein besaitetes Gehör wahrhaft zu einer gelinden Verzweiflung bringen, wenn die Puterhennen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihr langweiliges melancholisches „Jaub, Jaub“ in ewig gleichem Tonfall schreien.

Der Herr Consistorialrath, wie ihn Fritz Reuter nennt, sowohl wie seine Frau Gemalin sind höchst langweilige Gesellen, und nur der Umstand, dass ihre Leichname mit Trüffeln gefüllt immerhin einen recht angenehmen Gang bei einem Diner bilden, lässt sie uns mit einigermaßen nachsichtigen Augen betrachten.

Pfau und Perlhuhn.

Pfau und Perlhuhn sind zwar beide Orientalen — jener stammt aus Indien, dieses aus Africa — aber wenn der Pfau prachtliebend und eitel ist, wie es einem Pascha in so reichem Gewande zukommt, so wandelt dieses gebückt und rastlos umher im grauen Büssergewande mit dem behelmten Kopf, gleich einem Beduinen auf der Wallfahrt nach Mekka.

Ja stolz, selbstbewusst schreitet er einher, der farbenprächtige Vogel der Juno.

Reich mit Smaragden, Rubinen und Topasen ist das Königskleid übersät und auf dem stolzen Haupte wiegt sich die Krone.

Wie spreitet er im Sonnenstrahl den Schweif und lässt ihn schillern und blitzen. Wenn aber in der Mauser die Federn verloren gehen, dann sucht der Pfau die einsamsten Orte, gleichsam als schäme er sich seines jetzigen unansehnlichen und erbärmlichen Aussehens.

Und wie es einem König zukommt, so versteht er auch zu herrschen.

Kein anderer Bewohner des Hühnerhofes darf auf dem Futterplatz eher zugreifen, als bis der königliche Vogel sich gesättigt.

Der Pfau fliegt gerne auf Bäume und Dächer und be-thätigt auch hierin seinen Höhsinn, um mit Gall zu sprechen.

Man kann über sein Familienleben wenig lobenswerthes sagen, denn er lebt in Polygamie und die Henne ist keineswegs eine sorgsame Mutter zu nennen.

Zwar gab es eine Zeit, da durfte auf reicher, vornehmer Tafel ein Pfauenbraten, der noch Schweif und Krone trug, nicht fehlen, doch die ist längst vorübergegangen — heutzutage macht man sich nicht allzuviel daraus. Aber eine Zierde jedes Geflügelhofes, jedes Parkes ist dieser edle Vogel entschieden.

Zwar vernichtet er manches Beet zum grössten Aerger des Gärtners, doch darum kümmert sich der stolze Orientale herzlich wenig und die Herrschaften haben ja auch keine Umstände davon.

* * *

Perlhahn und Perlhenne sehen einander so ähnlich, dass nur ein tüchtiger Kenner sie von einander zu unterscheiden vermag, und wenn nicht die sorgsame Hausfrau von Zeit zu Zeit als Büsserin gewissermassen als Anspielung auf die Ewigkeit und die Kürze des irdischen Lebens ihr „klock acht, klock acht“ ertönen liesse, wäre für den Laien kein Unterschied zu finden.

Manchmal ganz urplötzlich und scheinbar ohne allen Grund erhebt die ganze Gesellschaft ein gewaltiges Geschrei

und rennt dann zwecklos ein Stückchen. — Diese grauen Gesellen halten sich auf dem Geflügelhofe meistens von dem anderen Volke abgesondert und nur die Futterzeit vereinigt sie mit diesem. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich ein Charakterzug, der keineswegs zu loben ist, nämlich der Neid.

Das Perlhuhn kann reichlich Futter vor sich liegen haben, stets wird es dennoch den Nebenmann von dem seinigen abzubeissen suchen und verliert auf diese Weise häufig selbst das, was es zu des Leibes Nothdurft und Nahrung bedarf.

Für Diejenigen, die sich mit Hühnerzucht im Grossen beschäftigen, ist dieses Thier von vieler Bedeutung.

Nicht allein, dass es bei entsprechender Wartung und Pflege eine hübsche Anzahl wohlschmeckender Eier legt, liefert ein gemästeter Perlhahn einen ganz vorzüglichen Braten.

Das wissen Feinschmecker auch sehr wohl zu schätzen und desswegen wird ein solches Thier hoch bezahlt. Freilich ist eine Mast, wie fast jedes Unternehmen, was Geld bringen soll, mit Mühen und Umständen verknüpft; häufig auch gehen die Perlhühner zum grossen Verdruss des Besitzers und zur innigen Freude des Fuchses bei nicht eingefriedigtem Hof ins Korn — auf Nimmerwiedersehen — der schliesslich aber erzielte Gewinn lässt allen Verdruss und Mühe vergessen.

Gans.

As't Sommer würd, un Frühjohr was,
Dunn drewen s' ehr Gössel in't grüne Gras,
Dunn sprungen de Gören
Ut Stawen un Dören
Un danzten herümmer in Sünnessin,
Un't Freuen un't Lachen hadd gor kein En'n,
Un sprungen vör Lust und klappten de Hän'n;
„Kik, Fiken, kik, Pudel! dit's uns' oll grag Gant,
Un wohrt man jug' Gäus, hei's betsch, de oll Rekel.
Un holt jug man linksch, un holt jug tau Hand! —
Süh, nu geit't all los. — Entfahmtige Ekel!" —
Un sei stahn nu un slahn
Mit de barkenen Strük:
„Willst, Rackker, woll glik!
Wat hebb'n di uns' Gäus un uns' Gösseling dahn?"

Hanne Nute von Fritz Reuter.

Es ist unter allen Umständen ein misslich Ding, die Abstammung unserer Hausthiere von jetzt noch lebenden wilden

Thieren ableiten zu wollen; nichtsdestoweniger muss ich aber dennoch bemerken, dass die allgemeine Ansicht der Zoologen dahin geht, unsere Hausgans¹ stamme von der Graugans² ab.

Allerdings ähneln die Farben beider Gänsegeschlechter in auffallender Weise, d. h. wenn das Federkleid der Hausgans sich in grauen Schattirungen hält. Indessen diese Ansichten haben wenig Bedeutung, denn schon seit uralten Zeiten her ist unsere Hausgans als Hausthier bekannt und gewürdigt; ich erinnere beispielsweise an die capitolinischen Gänse.

Unser Vogel ist so allgemein bekannt, dass eine Beschreibung seines Aeusseren, wenn nicht unnütz, so doch überflüssig erscheint. Umsomehr aber fesseln die geistigen Eigenschaften, denn der Ausdruck „dumme Gans“ ist gänzlich ungerechtfertigt, und es lässt sich schwer absehen, woher diese Redensart stammt. Was der Gans besonders schon von vorne herein eine hohe Stufe in der Rangordnung der Thiercharaktere sichert, ist das eheliche Zusammenleben. Ein einmal geschlossener Liebesbund dauert für's ganze Leben, obgleich nicht zu bestreiten ist, dass sich der Gänserich manchmal verschiedentlich Untreue zu Schulden kommen lässt, was aber unter keinen Umständen von der Gansfrau behauptet werden kann.

Ehe der Bund für's Leben geschlossen wird, finden unter den Jünglingen der Gänseheerde die hitzigsten Gefechte statt, die mit Flügelschlägen, Brust an Brust drängen und Schabelhieben ausgefochten werden. Der stärkste ist allemal der von der Jungfer Gans Bevorzugte.

Schon im Februar beginnt die Gans ihr Nest nachlässig zusammenzuschleppen und bald darauf Eier zu legen. Zwar hilft der Ehemann nicht beim Brüten, aber ist aufmerksamst für die Sicherheit seiner Gattin besorgt. Auch wenn später die „Gössel“ dem Ei entkrochen und in ein Lebensalter getreten sind, dass sie die Weide auf dem Felde besuchen können, ist er stets der treue Wächter, der die kleine Schaar

¹ *Anser domestica*.

² *Anser cinereus*, vgl. Brehm sen., jun., Lenz, Giebel.

mit lautem Gackern vor der Weihe¹ und dem Hühnerfalken² unter die schützenden Flügel der Mutter versammelt. Die Familie hält stets treu zusammen und die Mitglieder kennen sich ganz genau unter Hunderten der Heerde, bis schliesslich im Herbst der Mensch dies schöne Verhältniss zerreist.

In Mecklenburg werden in jeder ländlichen Wirthschaft, sowohl bei den Tagelöhnern wie auf den Höfen, junge Gänse, die nicht zum Verkauf bestimmt sind, zurückgesetzt, um fett gemacht zu werden. Um ein gutes Schlachtgewicht zu erzielen gilt als Regel, dass wenigstens sechs Wochen vor dem Mästen die hierzu bestimmten Gänse nicht ihrer Federn beraubt sind, denn alles Kornfutter, was zum Fettansatz bestimmt ist, wird im entgegengesetzten Fall zur Neubildung der Federn verwandt. Leider wird aber diese Grundregel sehr selten eingehalten, wenigstens erhält der Gutsherr seine ihm von den Leuten zu liefernden, sogenannten Stoppelgänse fast immer „gepflückt“.

In welcher Weise nun die Mast vorgenommen wird, ob im dunklen Stall, in Kästen, ob durch Nudeln oder draussen in einer Einfriedigung in der Nähe eines Teiches, gehört nicht hierher, die Ansichten darüber überlassen wir den Hausfrauen unter sich auszutauschen.

Dagegen möchte ich aber noch einige Charakterzüge der Gans erzählen.

Lenz berichtet in seiner Naturgeschichte der Vögel:

„Ein alter, jetzt zu Clifton lebender Herr ist wegen des seltsamen Gefährten, der ihn fast beständig begleitet, der Gegenstand allgemeinen Interesses. Dieser Gefährte ist ein einem Pächter gehöriger Gänserich. Der Vogel kommt jeden Morgen fünf Uhr vom Hofe seines Herrn in die Nähe der Wohnung jenes alten Herrn und weckt ihn durch sein Geschrei aus dem Schläfe; dann begleitet er ihn den ganzen Tag über auf seinen Gängen, wo man ihn in den volkreichsten Strassen dicht hinter demselben hergehen sieht, unbekümmert um das Geschrei der Jugend, von welcher die Spaziergänger oft

¹ *Milvus regalis*.

² *F. palumbarius*.

begleitet werden. Setzt sich der alte Herr nieder, um auszuruhen, was oft geschieht, so legt sich der Gänserich zu seinen Füßen. Es gibt mehrere Plätze, wo der alte Mann vorzugsweise zu ruhen pflegt; nähert er sich einem solchen, so läuft sein gefiederter Gefährte voraus, kehrt sich dann um und deutet durch Geschrei und Schlagen mit den Flügeln an, dass hier der Platz sei, wo man gewöhnlich auszuruhen pflege. Fällt Jemand dem alten Herrn lästig, so gibt das Thier seinen Unwillen durch Geschrei zu erkennen und beisst auch wohl. Geht er in ein Wirthshaus, so folgt ihm der Vogel, wenn man ihn einlässt, und bleibt hinter dem alten Herrn stehen, bis dieser sein Glas Ale getrunken hat. Wird ihm aber der Eintritt nicht gestattet, so wartet er vor der Thür, bis der Herr herauskommt."

Dieser erwähnte Charakterzug von Treue und Anhänglichkeit wird aber durch häufig vorkommende Aeussereung von Tücke verdunkelt. Man hat Beispiele erlebt, dass alte Gänseriche kleine Kinder überfielen und ihnen in blinder Bosheit mit ihrem Schnabel die Augen ausrissen.¹

Was aber die rein materiellen Eigenschaften dieses nutzbaren Vogels anbelangt, so ist er für Mecklenburg wohl kaum zu ersetzen.

Der Hoftagelöhner darf sich, wenigstens auf den meisten Gütern zwei Zuchtgänse halten. Wenn nun auch durchschnittlich eine ältere Zuchtgans 15 Eier legt, so kommen doch immerhin viele Unfälle vor, so dass man im Allgemeinen wohl annehmen kann, die Durchschnittssumme der von zwei Zuchtgänsen erzielten „Gössel“ beträgt 16.

Von diesen nun hat der betreffende Tagelöhner an seine Herrschaft die sogenannte Stoppelgans abzugeben, das will sagen von zehn eine, oder auch von je einer Muttergans eine. Es bleiben ihm also im Herbst immerhin, falls er nicht für seine eigene Wirthschaft eine gewisse Anzahl einschachten will, rund gerechnet fünfzehn Stück zum Verkauf.

Das ist für einen Mann dieses Standes eine hübsche Hilfe in der Wirthschaft, denn ein junge, eben von der Stoppel

¹ Vgl. „Gartenlaube“ 1865?

kommende fette Gans gilt immerhin 1 Thlr. 10—25 Sgr. Auch muss hierzu noch die Einnahme gerechnet werden, welche die Leute aus den Brust- und Bauchfedern erzielen, denn sie unterlassen es selten, die zum Verkauf bestimmten Gänse zu „rupfen“. Im Uebrigen sind wir der Ansicht mit jenem Manne, der sagte: „De Gans is en snurrigen Vagel, wenn ik ein tau't Frühstück eet schmeckt mi'd Middag nich, un wenn ik ein tau'd Middag eet war'k nich satt“.

Ente.

Ogleich wir nicht die Behauptung aufstellen wollen, dass die wilde Ente entschieden als Stammutter der zahmen, gewöhnlichen Hausente zu betrachten sei, so ähneln sich diese beiden Arten doch so sehr, dass die Charakterzüge der einen auch auf die andere passen, allerdings mit dem Unterschied, dass das wilde Leben einerseits und das domesticirte Leben andererseits auch nothwendig verschiedene Consequenzen ziehen müssen.

Die gemeine Stockente verlässt uns spät im Herbst und kehrt schon zeitig im Frühling zurück. Sie sucht mit grosser Vorliebe ihre Wohnplätze auf, und nachdem das Rohr grün geworden, die Bäume sich belaubt und das Ried- und Wiesen-gras zu wachsen begonnen, finden sich die Pärchen. Das Nest ist meistens auf kleinen Erhöhungen am See oder im Moor, mitunter auch, jedoch in seltenen Fällen, auf Bäumen. Der Entin kommt das Brutgeschäft über ihre 9—15 Eier und später die Führung ihrer Jungen ausschliesslich zu. Diese verlassen, kurz nachdem sie ausgekrochen sind, von der Mutter geführt, das Nest und werden von dieser in liebevollster Weise geführt und behütet. So lange die Entchen noch nicht flügge sind, das Schild haben, wie der Jäger sagt, halten sie sich im Rohr versteckt. Geräth dann zufällig ein Jäger mit seinem Hunde zwischen die Schaar, so fliegt zwar die Mutter auf, umkreist aber, stets den Platz, wo die Kinder sind, im Auge behaltend, ängstlich den Jäger. Und rührend ist es anzusehen, wie sie sich durch die den flüchtenden Jungen nachgeahmten ängst-

lichen Töne vom Jäger heranlocken lässt und so oft genug das Opfer ihrer Mutterliebe wird.

Während die Entenmutter mit Mühe ihre Kleinen grosszuziehen bemüht ist, hat sich der Enterich mit gleichgesinnten Genossen zusammengethan und vagabundirt umher. Während dieser Zeit wechselt er sein Kleid, und da die Federn, namentlich die Schwungfedern, häufig gleichzeitig ausfallen, ohne rasch durch andere ersetzt zu werden, so wird er oft eine leichte Beute des Waidmanns.

Hat der Enterich sein Federkleid gewechselt und sind die Entchen ziemlich erwachsen, so findet sich die Familie wieder zusammen und macht häufig Gemeinschaft mit mehreren.

Dann werden namentlich Morgens und Abends die anliegenden Getreidefelder, vorzüglich Haferäcker fleissig besucht, immer aber leise und mit grosser Vorsicht. Später thut sich die ganze Brut eines Sees zusammen, oft Hunderte, und anmuthig ist's anzusehen, wenn sie in ihren Mussestunden auf dem Ufer oder auf aus dem Wasser hervorragenden Steinen stehend, ihr Gefieder ordnend, gleichsam träumend in's Wasser schauen oder sich mit Spielen oder Tauchen vergnügen.

Einige Wächter sind aber stets ausgestellt; sowie diese eine Gefahr bemerken, fliegen sie auf und mit lautem Getöse folgt der ganze Schwarm, um aus sicherer Entfernung zuzuschauen, wer der Störenfried gewesen. Uebrigens ist die Stockente wie die zahme Hausente bis zum Aeussersten gefrässig; man spricht nicht mit Unrecht von einem Entenmagen, und ausgenommen Steine und Metall, gibt es wohl schwerlich Gegenstände, die nicht verdaut werden.

Im Hinblick auf diese Gefrässigkeit und Verdauungsfähigkeit ist die Erzählung Münchhausen's, der mit einem Stück Speck, das er an einen langen Bindfaden gebunden hatte, ein Dutzend Enten eine nach der andern auf seiner Schnur gefangen aufreichte — der von der ersten geschluckte und verdaute Speck wurde nämlich sofort von der zweiten gefressen u. s. f. — ein ganz hübsches und zutreffendes Gleichniss.

Aanten int Water
Wat vern Gesnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Musik!

De Wart is wat heesch, wat, wat, wat schüll wi eten?
Murt, inne Murt, inne Grund is dat Fett!
Höja! de graue fangt lut an tau reden:
Quack on warm Water! un alle ropt mit.

Klaus Groth.

Da steht der schön knusperig braun gebratene Entenbraten vor uns, köstlich gefüllt; der Duft des delicaten Gerichtes zieht uns appetitreizend in die Nase und wenn wir allen sonstigen Zubehör unserem Teller einverleibt haben und einen Theil des schmackhaften Gerichtes verzehrt, da lässt sich gemüthlich über die Urheberin dieses Guten sprechen.

Wenngleich de gustibus non est disputandum, so glaube ich, dass mir die Meisten beistimmen, dass das Fleisch der Ente, sei es nun in Form eines Bratens, einer Spickbrust oder sauer eingekocht, eines der schätzenswerthesten alles Geflügels ist. Dazu kommen noch die ausserordentlich schmackhaften Enteneier, und das Gefieder ist gewiss für häusliche Zwecke sehr nützlich. Gewissermassen als ob sie ihren Werth erkenne, wandelt die Ente dahin, höchst gemüthlich, wie ein corpulenter, selbstbewusster Mann, stolz die Brust voraus, und in gleicher Spur ganz genau dieselbe Pfütze passirend, am selben Orte trinkend, an derselben Stelle mit schiefgehaltenem Kopfe gen Himmel sehend, der ganze Zug, eine hinter der andern.

Mit besonderer Liebhaberei wird auf Schnecken, Regenwürmer, Maikäfer u. dgl. gefahndet, vorzüglich in den frühen Morgen- und späten Abendstunden, und es ist wirklich zu verwundern, welche Massen dieser Thiere die Enten zu sich nehmen können.

Desswegen sind sie für Gartenanlagen u. dgl. sehr empfehlenswerthe Polizisten.

Mit besonderer Vorliebe werden alle vorkommenden Lachen, Tümpel und Pfützen mit dem im Grundgedanken dem Walfischrachen gleichen Schnabel durchforscht und alles nur entfernt Geniessbare dem unergründlichen Kropfe anvertraut.

Manchmal auch ertönt, scheinbar ohne alle Veranlassung, vom Felde, den die Entenschaar zu ihrem Tummelplatz ge-

wählt, ein ohrenzerreissendes Geschrei, als ob die theuersten Familienmitglieder vom Habicht geraubt — und gleich darauf ist Alles wieder friedlich dabei, den Schlamm zu durchschnattern. Ein wunderbarer Gebrauch!

Gewöhnlich halten sich die Enten zu ihrem heimathlichen Hofe, obgleich der Erpel wenig zur Ordnung hält — er lässt Alles gehen, wie's Gott gefällt; aber auch häufig, namentlich in der Nähe von Bächen, reisen sie ab auf Nimmerwiedersehen. — Ein tadelnswerther Leichtsin! denn früher oder später wird der Fuchs die ganze Gesellschaft unzweifelhaft rauben, während sie auf heimathlichem Grund und Boden doch bis zum Herbst ein friedliches und sorgenfreies Dasein hätten fristen können.

Als eine Abart, die für den Hühnerhof passt und in der That bei guter Pflege und Fütterung ein Gewicht von zwölf Pfund und mehr erreicht, ist die schwedische Ente zu betrachten.

Gleichfalls auf Hühnerhöfen vielfach gehalten wird die sogenannte türkische Ente oder Moschus-Ente.

Allerdings ein schöner Vogel, aber tadelnswerth wegen seines bissigen Charakters.

Unsere Frau Tibbecke aber sei Allen, die einen guten Braten, ein warmes Bett und einen gemüthlichen Charakter lieben, warm empfohlen.

Steissfuss.

Der eissfuss, auch Düker oder Seehahn genannt, ist allen an grösseren Seen wohnenden Leuten ein sehr bekanntes Thier. Auch er muss im Laufe der Zeit im Umgange mit den Menschen bittere Erfahrungen gemacht haben, denn er ist scheu und vorsichtig bis zum Aeussersten.

Zwar weiss er den Jäger vom Hirten oder Fischer sehr wohl zu unterscheiden, aber auch Letztern lässt er nur auf ziemlich weite Entfernungen an sich herankommen, jedenfalls nie über büchenschussweite. Das hell karminrothe Auge späht rastlos umher, der Jäger möge noch so gut versteckt

sein, er hat sich sogar, durch Gebüsch gedeckt, auf Schussweite herangeschlichen, die Distance mit Berechnung darauf, wie das Wasser aufrägt, wie man zu sagen pflegt, genau genommen — der Seehahn wird aber das Aufblitzen des Pulvers sofort gewahren, blitzschnell taucht er unter, und der Schuss trifft die Stelle, wo er war. Darum war es in früheren Zeiten, als man noch die Gewehre mit den Feuersteinen gebrauchte, fast unmöglich, einen Steissfuss zu erlegen, und noch heutzutage hat es seine Schwierigkeiten.

Im Frühling, wenn noch einzelne Eisschollen auf den Landseen umhertreiben, ist der Steissfuss häufig über Nacht angekommen; seine Wanderung, die er im Herbst unternahm, bringt ihn oft nicht weiter als bis nach Spanien, und das ist sehr erklärlich, da er sehr schlecht fliegt und das Wasser sein eigentliches Element ist.

Mit lautem Krah, Krau begrüßen die Heimgekehrten ihr heimathliches Gewässer und nehmen den im vorigen Jahre inne gehaltenen Bezirk wieder ein; etwaige Einwanderer werden entschieden aus dem Rayon hinausgeworfen. Das Pärchen hängt mit grosser Liebe an einander, sie scheinen nicht ohne einander sein zu können; ist eines von ihnen einmal untergetaucht und bleibt wider Erwarten lange, so ruft das andere laut nach dem geliebten Gatten. Dieser kommt schleunigst herbei und gleich den Schwänen heben sie stolz und zärtlich ihre Häuse gegeneinander, als ob sie sich des Wiedersehens freuten.

Beginnt das junge Rohr zu schossen, so wird nach einem Nistplatz gesucht; gewöhnlich befindet sich derselbe, je nachdem das Röhricht in's Wasser hineinreicht, zehn bis fünfzehn Schritt vom Ufer. Wer nicht gewöhnt ist zu beobachten, Alles in seiner Umgebung draussen genau zu prüfen, wird an dem Neste des Steissfusses sicher vorübergehen oder vorüberkahnen, ohne es zu bemerken; denn es ist ein lose zusammengefügter Haufen von vorigjährigen Rohrstengeln und erscheint dem unerfahrenen Auge wie eine lose Masse Röhricht, die Wind und Wellen zusammengetrieben haben.

In der That ist das Nest so liederlich gebaut, dass die, gewöhnlich drei, Eier zur Hälfte im Wasser liegen, wobei

denn natürlich das hingebende Brüten erklärlich ist. Wunderbar erscheint es aber, dass beim Herauf- und Hinuntersteigen der Brütenden, was allerdings rutschend geschieht, nicht mehr Eier, als wie die Beobachtung uns gezeigt, in's Wasser fallen.

Sind endlich die Jungen gezeitigt, so geht's sofort in's befreundete Element; erst stecken ihnen die Eltern noch Nahrung in den Schnabel, dann müssen sie lernen dieselbe vom Wasser aufnehmen, und schliesslich tauchen, wobei ihnen die Mutter oder der Vater lehrend vorantaucht.

Feinde dürfte der Düker wenig haben, es sei denn, dass gelegentlich ein Falke sich einfallen lässt, auf ihn zu stossen. Die Jagd kann nur dann erfolgreich sein, wenn der Falke einigemassen zu berechnen vermag, an welcher Stelle der unter der Wasserfläche dahintauchende Steissfuss zum Athemholen wieder an die Oberfläche kommt. Dieser steckt nur die Nasenlöcher heraus und taucht weiter und weiter, bis er schliesslich durch den Ueberfluss an Stickstoff in seinen Lungen ermüdet, manchmal seinem Verfolger zum Opfer werden kann.

In neuerer Zeit hat sich allerdings den wenigen Feinden noch der Mensch zugesellt, denn das Pelzwerk ist Modesache geworden und dadurch sehr gesucht und wird theuer bezahlt.

Der Steissfuss nützt zwar der menschlichen Gesellschaft herzlich wenig, schadet vielmehr durch seine unermüdlichen Fischjagden im Reiche Neptun's; er ist aber eine so anmuthvolle Zierde jedes Landsees, die liebevolle Eintracht der beiden Gatten ist eine so gemüthvolle, dass wir ihn ungern auf unseren heimathlichen, schilfumkränzten Seen entbehren möchten.

Rebhuhn.

Wenige Bewohner des Waldes und Feldes, die uns im Sommer durch ihr anmuthendes Wesen oder ihren lieblichen Gesang erfreuen, halten auch den Winter über bei dem Gastfreunde aus. Fast Alle ziehen gen Süden. Durch die blätterlosen Zweige schlüpfen die Meisen, der Zaunkönig, Goldammern und Spatzen suchen ihr kärgliches Brot, untermischt mit all' den schwarzen Gesellen, die der Krähsippenschaft

angehören; auf dem weiten, schneebedeckten Felde regt sich kein Leben, nur zuweilen streicht ein Rabe darüber hin, und ein halbverhungertes Fuchs tragt lungernd nach Beute umher. Aber von all' den Bewohnern, die ihr Sommerleben in den grünenden Halmdickichten zubrachten, sind doch wenigstens die Rebhühner geblieben.

Es ist ein böser Tag heute, der Wind bläst so recht aus Nordost, kalt und eisig, und treibt den losen, hartgefrorenen Schnee in leichten Wölkehen vor sich her. Vor dem grimmigen Boreas hat das Rebhühnervolk ein schützendes Obdach gesucht; ein starker Wachholderbusch an einem Steinhügel, der unter dem Winde liegt, gewährte es. Die Stelle, wo die Gesellschaft ihren Ruheplatz aufgeschlagen, ist wenigstens einigermaßen vom hohen Schnee befreit, so dass die grünen Saatspitzen des Roggens hervorgucken, und nahe aneinandergedrängt ruht die Gesellschaft, um sich zu wärmen.

Das ist jetzt eine schlimme Zeit; mit grosser Mühe muss der Schnee hinweggescharrt werden, um Saatspitzen zu entblößen, wenn nicht zufällig in der Nähe ein draussen gebliebener Kornschober sich befindet, der dann fleissig besucht wird. Viele Mitglieder des harmlosen Völkehens fallen dem schleichenden Reineke oder gar dem Wiesel zum Opfer, und der hungrig umherlungernde Taubenfalke nimmt auch gerne ein Rebhuhn da, wo er es kriegen kann, d. h. an Stellen, wo die Rebhühner nicht gleich Deckung durch ein Gebüsch oder Gestrüpp finden können.

So geht während eines strengen Winters manche Kette von 18–20 Stück ganz ein, manche bis auf wenige Mitglieder. Kommt dann aber der Frühling und mit ihm milde Luft und bessere Nahrung, so trennen sich die Mitglieder der Kette in Pärchen auseinander. Jedes sucht sich nun sein eigenes Gebiet und behauptet es allen verwandten Eindringlingen gegenüber. Mitunter kommt es ja vor, dass noch ein sogenannter Nachwinter kommt, und dann ziehen sich die einzelnen Pärchen wieder in eine Kette zusammen; doch das ist nur vorübergehend.

Je nachdem die junge Saat emporschießt oder das Kleefeld zu grünen beginnt, fängt das Pärchen mit dem Nestbau

an. Die Orte aber, wo derlei Nester angelegt werden, sind häufig mit so wenig Einsicht gewählt, dass die Verstandesrichtung des sonst so klugen Vogels in dieser Beziehung manche Bedenken zulässt. Ich habe Nester in einem kleinen Thal gefunden, gebildet durch einige Hügel, deren Basis sich hier verband, in denen sich bei irgend einem Regen oder anhaltender Nässe unzweifelhaft Wasser ansammeln und die Brut zerstören musste. Wahrscheinlich waren dies Nester junger Eheleute.

Andererseits sitzt die Henne sehr treu und fest auf ihren Eiern; ich kannte ein Nest, das unmittelbar unter einem dichten Strauch an einer vielbefahrenen Landstrasse lag. Das unerfahrene Pärchen hatte jedenfalls zu spät die unpraktische Anlage seines Daheims eingesehen, mochte nun aber nicht mehr sein Gelege im Stiche lassen und zeitigte wirklich seine Jungen.

Zwar ist der Hahn fortwährend auf der Wacht und wittert und äugt sehr häufig die nahenden Gefahren, aber manches Küchlein fällt doch dem Fuchs, befiederten Raubthieren und manchemal unter besonders ungünstigen Umständen eine ganze Kette, Barthold Leisetritt zum Frass. Freilich versucht die Mutter, indem sie sich flügelahm stellt und anscheinend krank dahinflattert, die Gefahr von den Kleinen auf sich zu lenken; dies gelingt ihr aber wohl nur bei jungen, unerfahrenen Hühnerhunden oder dito Jägern, die das vermeintlich kranke Thier zu erbeuten suchen, bei einigen Bussarden vielleicht auch, beim Fuchs und Storch aber wohl selten.

Unaufhörlich ist, wie gesagt, der Hahn auf der Wacht; wird das Volk durch irgend einen Zufall zersprengt, so lockt er es durch einen durch Worte kaum wiederzugebenden Ruf zusammen und führt sie nach seinem Ermessen.

Später müssen die jungen Hähne der Kette den Papa in seinem beschwerlichen Wachtposten abwechselnd ablösen, was gewiss zu ihrer Ausbildung nicht wenig beiträgt. Kommt nun der Herbst und mit ihm die Hühnerjagd, dann beginnt für diese friedlichen kleinen Thierchen, die Niemand schaden und in wonniger Sorglosigkeit den Sommer verlebten, eine schlimme Zeit.

Zwei, drei und mehr Schützen, d. h. insofern, weil sie von der Handhabung des Gewehres einen entfernten Begriff haben, ziehen nun, von ihren Comptoirstühlen herabsteigend, oder nachdem sie ihre Actenbündel bei Seite geschoben haben, mit ellenhohen Wasserstiefeln oder Gamaschen, wunderbar mit Spielhahnfedern und Gembärten verziertem Jagdhut, prächtig blank geputzter Flinte und womöglich Jeder mit eigenem Hühnerhund, in's Feld.

Im nächsten Kartoffelstück marquirt ein Hund, die Jäger rücken langsam vorwärts mit gespanntester Aufmerksamkeit und halten ihre Gewehre häufig so, dass man für das Leben eines Nebenmannes keine Prise Tabak geben möchte. Freilich, der Hund marquirt und das mit Recht, denn es war eine Kette Rebhühner im Kartoffelstück, dachte aber nicht an seine Gefährten, die, ohne sich an Ruf und Commando zu binden, auf die Stelle zustürzen, wo der Hund steht.

Die Kette erhebt sich mit lautem Geräusch und die Jäger feuern in der ersten Hitze, ohne sich genügende Zeit zum Anlegen zu lassen, so wie sie gerade das Gewehr hielten, natürlich ohne irgend Jemandem etwas zu Leide zu thun. Aber doch! Einer muss sein Gewehr im Arme gehalten und so abgedrückt haben, denn ein Korn hat einen einsamen, erfahrenen Jäger, der zu demselben Zweck vom anderen Ende das Kartoffelstück durchsuchte, empfindlich unter die Nase getroffen. Wüthend hierüber wirft er seine Flinte an den Kopf, um sich zu revangiren; die Herren vom Comptoirstuhl und Actenfascikel aber haben sich schleunigst in die Kartoffelfurchen gedrückt!

Das ist eben eine Sorte von Sonntagsjägern, die den Rebhühnern wenig gefährlich wird; sie sind sich häufig nicht ganz sicher, ob sie zuerst Pulver oder Hagel in den Lauf steckten und kehren Abends gewöhnlich höchst zufrieden mit einigen todten Sperlingen, die sich in einem Busch amüsirten, oder einer unglücklichen, erschossenen Lerche heim.

Der wahre und erfahrene Jäger macht sich zur Zeit der Rebhühnerjagd des Morgens schon vor Tagesgrauen auf. Er verhört die Rebhühner, d. h. er merkt sich die Stelle, wo der alte Hahn nach der Aesung seine Familie zum Ruhen, zur

Toilette u. s. w. versammelt. Der Hahn wird, wenn möglich, zuerst abgeschossen, die Henne aber immer geschont, und es ist Jägerregel, von einem Volk mindestens fünf übrig bleiben zu lassen.

Gewöhnlich nach dem zweiten Auffinden der Hühner durch den Vorstehhund pflegen sie sich zu zerstreuen; jedes einzelne sucht ein Versteck auf, und ich habe es gehabt, dass sie so „festlagen“, dass der Hund sie entweder apportiren konnte oder ich sie selbst ergriff. Bei derlei gefährlichen Abenteuern sah ich, dass ein Hahn seine Kette über einen See zu retten suchte, während er wusste, dass sie denselben wegen seiner bedeutenden Breite nicht überfliegen konnten; sie mussten sich also dem ihnen immerhin nicht freundlichen Elemente anvertrauen, und es gelang wirklich; der Wind war günstig, und die kleine Gesellschaft gelangte glücklich an's rettende Ufer.

Häufig auch versuchen die Hühner ihrem Schicksal durch Laufen zu entgehen; eins hinter dem andern, sozusagen im Gänsemarsch, eilt die kleine Gesellschaft durch Korn und Dorn dahin und erhebt sich dann plötzlich, wenn sie sich durch eine Anhöhe oder derlei gedeckt glaubt. Doch das vermag den erfahrenen Hühnerhund nicht zu täuschen; von der Stelle ab, wo die Lauffährte aufhört, wird er umschlagen und Bogen machen, bis er die Verlorenen wieder unter Wind hat.

Als besondere Eigenthümlichkeit des Rebhuhns möge schliesslich erwähnt sein, dass es seine Geburtsstätte oder richtiger gesagt, seine Heimath, gleich dem Hasen nur höchst ungern verlässt. Daher der Grund, dass einmal vom Rebhuhn entvölkerte Gegenden nur, wenn nicht menschliche Hand besonders eingreift, nach langer Zeit wieder Rebhühner aufweisen können.

Es gibt noch verschiedene Weisen, das Rebhuhn zu fangen, doch das gehört einestheils nicht hierher, und sodann meine ich, ist es gar nicht nöthig, allerlei Mittel zu verbreiten zum Untergange eines so arglosen und lieblichen Geschöpfes, das sozusagen keinen Schaden macht, immerhin aber durch sein zierliches Wesen und seine Gestalt, seinen traulichen Ruf und sein eigenartig familiäres Wesen eine Zierde unserer Fluren ist.

Hirsch.

Im Wald, im Wald,
Das schallt und hallt,
Das lockt und ruft,
Auf schwankenden Wipfeln, d'rüber hoch in der Luft,
In den dunkeln Büschen und Sträuchen.

E. Duller.

Von allen jagdbaren Thieren ist es unzweifelhaft der Edelhirsch,¹ der das hohe Interesse auch des Nichtjägers in Anspruch nimmt. „Sein hoher Gang, seine edle Gestalt,“² seine majestätische Haltung, Alles verkündet an ihm den König der Wälder.

Leider wird sein Reich von Jahr zu Jahr geschmälert, er selbst abgeschossen.

Wenn man auch zugeben muss, dass vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus das Rothwild kaum geduldet werden darf, muss es doch jeden Jäger und Naturfreund tief betrüben, dass der Hirsch immer seltener wird. Namentlich aber kommt dies edle Wild im Süden Europas, in den österreichischen Staaten noch häufig vor, woran der edle, waidmännische Sinn des Kaisers Franz Josef, wie die natürliche Beschaffenheit der Länder wohl zu gleichen Theilen beitragen mögen.

Wie sich überall das Kleid des betreffenden Thieres der Umgebung anpasst, so auch beim Hirsch nach Massgabe seines Aufenthaltsortes.

Im Sommer rothbraun, im Winter graubraun, wechselt dieser Farbengrundton wunderbar nach Massgabe der Umgebung. Wenngleich der Urton festgehalten wird, so harmonirt der Reflex stets mit Frühlingsgrün oder Herbstesgelb, mit Tannendunkel und Buchenweiss.

Dieses edle Thier zu erlegen, war von Urväters Zeiten her der sehnlichste Wunsch jedes waidgerechten Jägers. Was Wunder, dass sich ein gewisser Jargon über den Hirsch ausgebildet hat, der noch heutzutage gilt und von einem Sonntagsschützen oder angehemdem Jäger unabsichtlich übertreten, mit endlosen Scherzen und Sticheleien gestraft wird.

¹ Cervus Elaphus.

² Vergl. Faust.

Zu den Zeiten unserer ritterlichen, derben Vorfahren wurden Uebertretungen oder Missbräuche waidmännischer Ausdrücke und Gebräuche etwas handgreiflicher gehandhabt.

Der Sünder musste sich quer über ein Stück Wild legen und erhielt nun drei Schläge mit der flachen Hirschfängerklinge ad posteriora mit den Worten:

Das ist für meinen Fürsten und Herrn,
Das für Ritter, Reiter und Knecht,
Und das ist das edle Jägerrecht.

Für den Laien haben auch die noch heute geltenden Jägerausdrücke, sogenanntes Jägerlatein, einen Sinn, der häufig räthselhaft erscheint. — Der männliche Hirsch heisst je nach seinem Alter: Spiesser, Gabler, Sechsender oder Capitalhirsch; das Weibchen, bevor es mannbar, Schmalthier, später Thier, oder unfruchtbar, Geltthier.

Das tragende Thier ist „hochbeschlagen“ und „setzt“ ein „Kälbchen“, das es an seinem „Gesäuge“ ernährt. Die Hörner heissen Geweih, die Ohren Gehör, die Augen „Lichter“, die Zunge „Blatt“, das Fell Haut, die Beine Läufe, die unteren Lauftheile Schalen, Maul „Geäs“, Lunge, Herz und Leber „Geräusch“, Magen und Gedärme „Gescheide“. Der Hirsch hat kein Fleisch, sondern Wildpret, kein Talg oder Fett, sondern „Feist“.

Der Hirsch hinterlässt keine Spur, sondern eine „Fährte“.

So hat jede Handlung, jedes Glied dieses edlen Wildes seinen besonderen Namen erhalten; ein Beweis, wie hoch das Thier von allen Jägern geschätzt wird, weil sie seine Schönheit in ihrem ganzen Umfange verstehen, denn:

„Nur wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.“

Leopold Schrefer († 1862).

O stille, graue Frühe,
Die Blätter flüstern sacht,
Der Hirsch hat seine Kühe
Zum Waldrand schon gebracht.

Freiligrath.

Fern im Osten erscheinen die ersten lichten Streifen, die den nahenden Tag verkünden; er naht, und langsam entsteigt die rothe Sonne dem dunklen Schosse.

Die Nebel der Waldgründe und Wiesen schweben in phantastischen Gestalten in Wogen und Säulen über der Erde, und die Lerche singt noch halb im Schlafe in ihrem Bett auf kühler Erde die ersten Töne ihres Morgengebets.

Die Thautropfen blitzen und funkeln an den Spitzen der Blätter und Gräser gleich den Lichtern, die sich in den Krystallen eines Kronleuchters im königlichen Prunksaal spiegeln.

Tiefe, lautlose Stille ringsum, wie wenn der Geist in der Natur sich selbst belauschte. Da! horch! Dumpf grollend, wie das Brüllen eines zornigen Stieres, durchbebt die Stille der Schrei des Brunfthirsches. Er fordert, von Eifersucht getrieben, Nebenbuhler auf, ihm nicht in das Bereich seiner Rechte zu treten, wenn sie es nicht blutig büßen wollen und schlägt mit der gewaltigen Wucht seines Geweihs gegen die Bäume.

Langsam, äsend, sichernd zieht das Wild dem Hochwalde zu, möglichst lange in den Vorhölzern verweilend, während der Hirsch stets bedacht ist, sein Rudel, sein Serail, durch Zusammentreiben auf einen Haufen zu halten. Ein altes Thier mit Kälbchen und zwei Schmalthieren bilden den kleinen Harem des Sultans.

Doch was ist das? Ist es das Echo? Da tönt von drüben, dort, wo die alten Buchen stehen, ebenfalls ein dumpfes Schreien. Ein Gegner, der den trotzig hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen, naht, um dem liebebeglückten Sultan seine Rechte streitig zu machen.

In wüthendem Anlauf stürzen die beiden Gegner aufeinander, dass laut schallend die Geweihe aneinander schlagen. Jeder sucht dem Feinde die Spitze der Augensprossen in den Leib zu stossen. Die Kämpfer schieben sich hin und wieder, keiner vermag den andern zum Rückzuge zu bewegen, weil die Kräfte ziemlich gleich sind. Ruhig steht das Wild dabei

und sieht diesem Turniere zu, und auf die Waldblösse aus dem gegenüberliegenden Tannendickicht tritt ein Spiesser und erwirbt im Sturme der Minne Sold, um den die älteren Hirsche Leib und Leben im Zweikampfe wagen.

Hin und her wogt der Streit; doch unser Kämpe, der so ritterlich seine ehelichen Rechte vertheidigt, „der Uebermacht muss er erliegen“.

Ein Fehltritt und rücklings stürzt er in jenen dunklen Teich, auf dessen Oberfläche die blanken Blätter und die hellrosigen Blumen der Teichrose schwimmen, in jenen schwarzen geheimnissvollen Spiegel, auf dessen Grunde die Wasser-nixe ihr krystallenes Schloss bewohnt, von dem das Schilf am Ufer wispert und flüstert.

Aber der Sturz reisst den Gegner mit hinab in die Tiefe — die Geweihe haben sich beim Kampfe so arg verschlungen, dass keine Gewalt und Anstrengung im Stande ist, sie zu trennen.

Und gerade dieser Umstand ist das Verderben beider; denn jede Bewegung, die der eine Kämpe macht, behindert den andern.

In weiten Wellenkreisen wallt das Wasser zum Ufer und spritzt hochauf von den gewaltigen Anstrengungen des Edelmildes; — aber sie sind unrettbar verloren! Sie drücken sich gegenseitig in's verderbenbringende, erstickende Element.

Noch einige krampfhaftige Bewegungen, dann schliesst sich das nasse Grab über den edlen Thieren, und leise gurgelnd schlagen die letzten Wellenkreise an's schilfumkränzte Ufer.

Die zitternden Strahlen der Sonne spielen auf den falben Blättern des Hochwaldes und langsam zieht das Wild den hochgewölbten Hallen seiner Heimath zu.

* * *

Langsam die Dämmerung verschwand, die
duftigen Nebel zerflossen,
Lieblich der Morgen erwacht, ringsum
so feierlich still,
Hinter dem Walde entsteigt die Sonne
in magischem Glanze,
Wandelt auf leuchtender Bahn, weithin von
Purpur umhaucht.

Die ersten liebeathmenden Frühlingslieder der Sänger im sprossenden und grünenden Walde sind verhallt, so mancher

hat sein trautes Lieb gefunden und mit ihm sein Daheim gegründet an lauschigen und geschützten Plätzchen.

Meister Reinhart lungert umher, einen Brosamen vom Tische des Herrn für seine junge Brut zu ergattern; die jungen Raubvögel versuchen schon ihre Schwingen, da erblickt auch das Hirschkälbchen zum Erstenmale die grüne Heimath.

Und allen Zauber zu vollenden,
Ist ihm auf ros'ge Stirn geküsst
Das holde, reizende Geheimniss,
Dass es nicht weiss, wie schön es ist.

Ferd. Stolle.

An heimlicher, stillverborgener Stätte, wenn thunlich nicht allzuweit von menschlicher Nähe, hat das Thier sein Wochenbett aufgeschlagen. Ein alter, ergrauter Fichtenstamm, dessen Zweige tief herniederhängen auf den grünen Moostepich, bietet eine herrliche, geschützte Wohnung, oder das Dickicht von jungen Buchen.

Wie besorgt, wie zärtlich, wie aufmerksam, wie hingebend ist die Mutter für ihr kleines hilfloses Kind.

Keinen Augenblick verlässt sie ihren Liebling, ihm häufig das Gesäuge zur stärkenden Nahrung bietend. Und in der That ist diese Sorge, diese Aufmerksamkeit durchaus gerechtfertigt, denn das Kälbchen ist so unbehilflich in den ersten Tagen seines Daseins, dass ohne die schützende Aufsicht der Mutter der Fuchs oder befiedertes Raubgezücht dem jungen Leben sehr bald ein blutiges Ende bereiten würden.

Aber das anfängliche schwankende Stehen, das taumelnde Gehen macht bald einer festen und kräftigen Bewegung Platz, und nach einigen Tagen vermag das Kälbchen dem Thiere zu folgen, und zwar in schnellster Gangart, wenigstens so, dass ein Mann in vollem Laufe nicht im Stande ist, es zu erreichen.

Ein Rudel alter Thiere hat sich zusammengefunden, einige junge geringere Hirsche vertrauten sich der erfahrenen Leitung des Althieres an, und so beginnt denn ein lustiges, gemüthliches Familienleben.

Bei dem geringsten Anscheine von Gefahr gibt die Mutter dem Kinde ein Zeichen entweder durch Aufschlagen auf die

Erde mit dem Laufe oder durch die Stimme, und dies drückt sich sofort hinter den ersten besten Gegenstand, und die Färbung, welche mit der Umgebung so ausserordentlich ähnelt, macht es dem Auge des Verfolgers leicht unsichtbar.

So vergeht der Sommer unter nie rastender Aufmerksamkeit der Mutter für ihren Liebling, das lustig heranwächst an der nahrungspendenden Mutterbrust unter Spielen mit seinen Gefährten, bis der Herbst kommt. Dann fordert der gestrenge Papa seine Rechte; aber nur für Augenblicke vergisst das Thier sein Kalb, bis der Frühling kommt, wo dann ein junger Weltbürger die ganze Sorgfalt der Mutter in Anspruch nimmt.

Reh.

O sieh' mich nicht so freundlich an,
Du Röslein zart, Du schlankes Reh,
Dein Blick, der jedem wohlgethan
Geibel.

Es ist Mittagszeit im Sommer. Die Sonne steht am wolkenlosen Himmel und prallt in glühenden Strahlen auf das ährenreiche Roggenfeld; kein Lüftchen regt sich, die Bremsen stehen anscheinend fest in der Luft, bis sie plötzlich auf ein erkorenes Opfer stürzen. Fortwährend beschäftigt, durch Bewegung des Gehörs sich dieser lästigen Insecten zu erwehren, lagert wohlverborgen im Roggenfelde ein Trupp Rehe, eine Ricke, ein Kitzchen und ein Bock.

Gar traulich und lauschig ist's hier in der grünen Wohnung, und die Rehfamilie fühlt sich so sicher, dass sie auch nicht die geringste Vorsichtsmassregel ergriffen hat oder Umschau hält. So wird im süssen Nichtsthun der Tag verbracht, einer wie alle.

Aber allmähig sinkt die Sonne herab, der Tag wird kühler, und langsam erhebt sich das Rehwild, um auf Aesung zu ziehen, gemüthlich einer hinter dem andern; die Ricke voraus, dann die Kitze und zuletzt der Bock, hin und wieder eine Aehre abbeissend, auch wohl mal stillstehend, um zu sichern — so wandeln sie dem nahen See zu, den brennenden Durst zu löschen.

Wie wunderbar schön heben sich die schlanken Gestalten voll Anmuth, Grazie und Lieblichkeit gegen den lichten Abendhimmel ab, wie klar und sanft glänzt das dunkle grosse Auge, wenn das Thier sich bückt zum Trinken und die rothen Strahlen der scheidenden Sonne das Wasser vergolden.

Die Rehe haben ihren Durst gestillt und treten vom See zurück durch die dunklen Erlenbüsche auf die Wiese, über der in phantastischen Gestalten die Nebelnixen wallen und wogen.

Vater und Mutter gehen ihrer Aesung nach, während das Kitzchen lustig umherspringt und spielt. Vom Walde her tönt das letzte Flöten der Schwarzdrossel, die Krähen umkreisen zum Letztenmal ihre ausersehene Schlafstätte, die Enten auf dem See schaukeln schon halb im Traum auf den leise bewegten Wellen, die Sonne schied, und tiefe Dämmerung sinkt herab.

Da plötzlich fahren die Rehe erschreckt zusammen, mit lautem Pratsch, Pratsch und schwirrendem Flügelschlag enteilten die Enten vom nahen Ufer auf die sichere Mitte des Sees; ein Fuchs war's, den sie im Rohr dahinschleichend erblickten, und der sie so erschreckte.

Eine Weile noch sichern die Rehe, aber da sich nichts Verdächtiges weiter hören noch sehen lässt, so äsen sie ruhig weiter und das Kitzchen beginnt von Neuem seine lustigen Sprünge.

Monsieur Reineke aber, der schon lange das Rehkalb im Auge gehabt, von den Enten aber nichts wusste, hatte sich bei deren plötzlichem Auffliegen auf's Tödlichste erschrocken und liegt nun, hinter einen Erlenstamm gedrückt, regungslos da, die funkelnden Lichter auf die harmlose Familie in der Wiese gerichtet.

Alles ist wieder still, und behutsam, so leise und geräuschlos wie eine Katze schleicht der Fuchs näher und näher, die kleinste Bodenerhöhung als Deckung benutzend. Und als wolle ihm das Schicksal boshafterweise zu Hilfe kommen, so spielt sich das kleine Reh immer mehr in seine Nähe. Nun scheint der Zeitpunkt gekommen, ein Sprung — aber o weh, im selben Augenblick machte auch die Kitzchen einen kleinen Vergnügungssatz, und statt der Kehle kriegt er

nur einen Hinterlauf zu packen. Jämmerlich beginnt das Rehlein zu schmählen, und flugs ist auch die Alte da, ihrem Liebling in der Gefahr beizustehen. Der Fuchs will zwar noch seine vermeintliche Beute so rasch nicht fahren lassen, aber einige kräftige Schläge mit den Vorderläufen bringen ihn bald zur Raison und er kann nun bei dem nachfolgenden Hagel dicht fallender Prügel von Glück sagen, wenn er ohne zerbrochene Rippen, lendenlahm davon hinken darf.

So geht dies Stilleben bis gegen Ende August fort. Dann tritt die Brunftzeit ein, und der Bock zeigt sich zu dieser Zeit ausserordentlich erregt, was ihm oft genug den Tod bringt. Der Jäger stellt sich nämlich an irgend einem gedeckten Platz im Walde hin und ahmt den eigenthümlich lockenden Ton der Rieke nach — man nennt dies Blatten — und wenn ein Rehbock in Gehörweite ist, so rennt er blindlings bis auf wenige Schritte oft den Jäger an und wird so leicht erlegt.

An dieser Stelle können wir auch zugleich die Kunstausrücke erwähnen, welche die Jägersprache für die einzelnen Theile des Rehes erfunden hat.

Im Allgemeinen sind die Ausdrücke für Hirsch und Reh dieselben, nur nennt man ein einjähriges weibliches Reh ein Schmalreh, später Rieke, ein frischgesetztes Reh eine Kitze, die Hörner des Bockes Gehörn, die Blume Spiegel.

Im Frühling und Sommer war es ein lustig Leben für die Rehe, die Natur hatte ihre Tafel stets reichlich gedeckt, aber wenn der Winter kommt, da sieht's mitunter trübselig aus. Wenn hoher Schnee liegt und sie keine Flächen mehr freischarren können, um Waldkräuter blosszulegen oder sich an den Saaten zu erlaben, da tritt oft der Hunger in härtester Gestalt an sie heran, und die Knospen der Waldbäume müssen ein kümmerliches Auskunftsmittel gewähren.

Aber das schadet nichts, wie lange währt es, dann ist der Winter vorüber, der Frühling naht mit neuer Pracht, und die Natur deckt, wie jedem Geschöpf, auch ihnen reichlich ihre Tafel. Wenn dann Alles grünt und prangt und lacht und auch unsere Rehfamilie wohl Grund hätte, vergnügt zu sein, scheint ein Zerwürfniß zwischen dem Elternpaar einzureissen. Anfangs entfernt sich die Mutter auf kurze Zeit von ihrem gestrengen

Eheherra, dann immer länger und länger und ist schliesslich ganz verschwunden. Aber nach einiger Zeit erscheint sie wieder mit einem allerliebsten Kitzchen und führt es im mütterlichen Stolz dem Vater vor. Der vorigjährige Sprössling, mitunter sind es zwei, ja sogar drei, bleibt entweder bei der Familie, oder geht seinen eigenen Weg, je nachdem ihm die Befähigung oder Charaktereigenschaft zu gebieten scheinen. — Mit wahrhaft rührender Zuthunlichkeit und Liebe hängen namentlich weibliche gezähmte Rehe — Böcken ist nie zu trauen — am Menschen. Meine Schwestern hatten als Kinder ein Rehkitzlein, das sehr jung, ich weiss nicht durch welchen Zufall, in ihre Hände gekommen war, mit Milch unter grosser Sorgfalt aufgezogen. Dies Thierchen, „Fanny“ genannt, folgte ihnen auf Schritt und Tritt und musste, da die Schulstube eine Treppe hoch lag, diese erklimmen, um bei ihnen bleiben zu können; dann ruhte es während der ganzen Schulzeit vor der Thür und wartete geduldig, bis die Freundinnen und Spielkameraden endlich ihr Pensum absolvirt hatten.

Später zur Brunftzeit entfernte sich Fanny immer auf einige Zeit, kehrte aber stets zu ihren Freundinnen zurück und erfreute diese seiner Zeit mit allerliebsten Nachkömmlingen. Trotzdem dies so zahme und gutmüthige Thierchen ein rothes Halsband mit einem Glöckchen am Halse trug, wurde es, nachdem es lange vermisst war, endlich in einem Gehölz, das einem Gutsnachbar gehörte, verendet gefunden; ein nichtsnutziger Bursche hatte sich aus reiner Rohheit und Schadenfreude das boshafte Vergnügen gemacht, die arme „Fanny“ zu erschiessen.

Soviel Vergnügen einem jeden Menschen, der Sinn für schöne Formen und anmuthiges Wesen hat, die Haltung eines Rehes machen muss, so rathe ich doch davon ab, denn heute oder morgen wird er dieselbe oder eine ähnliche Geschichte, wie die eben erzählte, mit seinem Reh erleben. Entweder ein boshafter Nachbar erschiesset es ihm, das Thierchen wagt sich vielleicht zu nahe an blutgierige Hunde und wird zerrissen, oder sonst ein boshafter Zufall spielt seine tückischen Streiche — er hat den Aerger und den Schmerz, sein so lange gehegtes Lieblingsthierchen verloren zu haben.

Hase.

Menschen, Hunde, Wölfe, Luchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Elstern auch nicht zu vergessen,
Alles, alles will ihn fressen.

Wildungen.

In der Mitte des Februars beginnt die erwärmende Sonne ihre Strahlen zu kräftigeren Thaten zu entwickeln, wenn der Ost- oder Nordostwind nicht gar zu heftig über das Blachfeld daherbraust. Da schmilzt der Schnee, hier und da werden Stellen der grünen Saat frei.

An feuchten, warmen Stellen prüft neugierig der Kellerhals, wie's steht mit dem ewigen Streit zwischen Winter und Frühling — ein eigenthümliches Wonneathmen zieht mit den Frühlinglüften durch die Atmosphäre und berauscht wie alle Geschöpfe auch unsern Meister Lampe.

Sowie sich der Hase von Nahrungsorgen befreit sieht, beginnt sich die Liebe zu regen.

Mit gesenktem Haupte, langsam „huckelnd“, folgt er liebend ihrer Spur.

Vielleicht trifft sich's, dass im heimatlichen Revier liebebedürftige Jungfrauen und junge Frauen vorhanden sind, denn der Hase ist nicht wählerisch; dann reisst mit dem Gürtel, mit dem Schleier bald der schöne Wahn entzwei.

Aber manchmal muss Nobel's Hofcourier¹ weite Strecken durchsuchen, ohne dass ihm die Liebe winkt und dann, o Tücke des Schicksals — drei, vier Nebenbuhler.

Die Häsin kokettirt mit ihren Courmachern, ohne einen gerade auszuzeichnen, es sei denn, dass sie sich selbst vergessend im Liebesrausch pantomimisch zeigt, welche Gefühle sie erwidert haben möchte. Die ganze langohrige Gesellschaft aber ist in der eifersüchtigsten Aufregung, und Beissen, Kegelmachen, Ohrfeigen und Gegeneinanderrennen erhitzen sie mitunter so sehr, dass inzwischen ein Unbetheiligter den süssen Lohn erntet und mit dem Weib seiner Liebe das Weite sucht.

¹ Sage mir, was trieb dich dazu, dass du Lampen, den treuen, der mir die Briefe zu tragen pflegte, so schmäählich getödtet?

Goethe, Reineke Fuchs.

Nach ausgefochtenem Strauss — Kegelmachen, Löffelspitzen — folgt schleunigst die Schaar der Liebenden dem entwichenen Paare.

Inzwischen fühlt sich die Häsin guter Hoffnung, aber das hindert sich nicht, zu kokettiren und weiter ihre Netze nach andern Löffelspitzern des stärkern Geschlechtes auszuwerfen.

Und wie man von einem so liebesbedürftigen Thier es nicht oder kaum anders erwarten kann, so zeigt sich auch die treue Folgerung seines Charakters in der Wochenstube, die nun bald eingerichtet werden muss.

Eine Scholle, im Sturzacker ein Stein, der vor Wind und Wetter einigermassen geschützt ist, manchmal mit etwas ausgerupfter Wolle ausgepolstert, das ist die Wochenstube der Häsin. —

Schon nach wenigen Tagen bekümmert sich die Häsin nicht weiter um ihre Kleinen, als dass sie zum Säugen kommt, und bald sind sie sich selbst überlassen und ihren zahllosen Feinden preisgegeben, während die Frau Mama neuen Liebesabenteuern nachgeht.

Der einzige Schutz des Hasen ist die täuschend ähnliche Farbe seines Balges mit der nächsten Umgebung. Dieses Umstandes ist er sich auch sehr wohl bewusst, so dass er seinen ärgsten Feind, der ihn, wie er weiss, nicht durch Witterung, sondern nur mit dem Auge wahrnehmen kann, häufig so nahe an sich vorüber gehen lässt, dass er fast mit der Hand ergriffen werden könnte.

Der erste Satz Hasen, sogenannte Märzhasen, geht übrigens häufig zu Grunde, wenn, wie es ja oft genug passirt, rauhe Witterung eintritt. Die kleinen Geschöpfe, welche schon so früh die mütterliche Pflege entbehren müssen, verhungern oder erfrieren.

Kommt aber nachher im Mai wärmere Witterung, dann gibt's schöne Zeiten!

Die junge Sommersaat ist so lockende Speise und im wogenden Roggenfelde ist Meister Lampe sicher vor spähenden feindlichen Augen. —

Morgens, wenn die Sonne eben aufgegangen und noch der Thau in schweren Tropfen am Grase hängt, da ist der

Weg, der dort mit alten Weiden bepflanzt sich vom Dorfe durch's Feld in den Wald zieht, eine vielbesuchte Rennbahn.

Dem Hasen ist die Wolle vom Thau nass geworden und „er läuft sich nun trocken“.

Da gibt's die lustigsten Sprünge, wahnsinniges Dahinjagen, um plötzlich anzuhalten und einen „Kegel“ zu machen oder sich ganz gerade auf den Hinterläufen aufzurichten, andere „huckeln“ bedächtig den Fusssteig entlang — und dort wälzt sich gar einer vor lauter Lust im Sande.

Aber die Sonne steigt höher und es wird Zeit, sich nach einem passenden Orte umzusehen, wo man den Tag von den nächtlichen Fahrten ausruhend verträumen kann.

Bevor der Hase „in's Lager fährt“, schlägt er mehrere Haken und setzt schliesslich in einem grossen Sprunge an den Ort, den er zu seinem Ruheplätzchen erkoren. Falls kein natürlicher Schutz vorhanden ist, wird mit den Vorläufen eine kleine Vertiefung gescharrt, und die Wohnung ist fertig.

Die Löffel eingedrückt, in zusammengebogener Stellung mit weit abstehender Wolle, so verbringt das Thier den Tag, schläft aber wohl nur am Mittag. In Gegenden, wo er „vertraut“ ist, sieht man ihn auch am Tage umherstreifen, doch werden die Wanderungen auch in gefährlichen Gegenden zur Zeit der ersten Liebe unternommen.

Zwar bleiben die Hasen in der Nähe des Ortes, an dem sie geboren, wenn die Störungen nicht ganz überhand nehmen, doch sitzen nie und unter keinen Umständen zwei zusammen. Geschwister kennen sich genau, halten sich auch mit ihrer Wohnung nicht allzu entfernt von einander, doch schon nach Verlassen der elterlichen Wohnung ruht jedes für sich.

Junge Hasen, die sich bewusst sind, dass ihre kleinen Läufe sie doch noch nicht der Gefahr entziehen können, sitzen so fest, dass man sie greifen kann.

Uebrigens hat dieses Thier nicht die Charaktereigenschaft, die seinen Namen allgemein mit Feigheit identisch gemacht hat; denn unter einander führen diese langohrigen und langbeinigen Gesellen heftige Kämpfe in Sachen der Liebe aus, freilich unblutig.

Vor ausgesteckten Vogelscheuchen fürchtet man sich nur

das erste Mal, dann wird wohl bei späterer Begegnung mitunter noch ein Kegel gemacht! — damit ist die Sache aber erledigt.

Der Hase hat eben keine Waffen zur Vertheidigung gegen seine scharf bewehrten Feinde, als gewissermassen seine Läufe, die er ja auch vortrefflich zu gebrauchen weiss. Auch der Verstand steht keineswegs auf so niedriger Stufe, als man gerne anzunehmen geneigt ist. — Der gehetzte Lampe weiss schlaun genug seinen guten Nachbar aus dem Lager zu stossen und sich hinein zu setzen, jenem überlassend, wie er den schnellen Hunden entgehe.

Pfiffig sucht der von scharfwitternden Jagdhunden Gejagte einen Tritt zu gewinnen, oder mischt sich unter eine Heerde Schafe, sicher, dass die Hunde die Fährte nicht nachfinden können in den tausenden von Fussspuren. Im äussersten Fall muss die Nothröhre oder der Bau eines Fuchses oder Dachses einen Zufluchtsort gewähren, oder ein Teich, Bach oder See ist willkommen, um die Jagd von der Fährte abzubringen.

Das Schwimmen geht indessen nur mässig, weil die Hinterläufe zu stark sind, und ein tüchtiger Hühnerhund, der gut im Wasser gearbeitet ist, holt das Wild bei nicht allzu grossem Vorsprung meistens ein.

Verfasser traf einmal auf einer schmalen Landzunge, die von einem See umspült wird, zwei Hasen an, die fast gleichzeitig aufstanden. Sie konnten, wenn sie nicht in's Wasser wollten, nicht anders das Weite gewinnen, als wenn sie den Jäger passirten. Einer wählte diesen Weg und wurde erlegt, der andere Hase aber sprang ohne Besinnen in's Wasser. Die ziemlich hohen Wellen aber kamen gerade entgegen, und so wäre dieser Hase fast noch eher ertrunken, ehe der Hund ihn erreichen konnte.

Diese eben angeführten lobenswerthen Eigenschaften werden aber durch die Bosheit und grenzenlose Lieblosigkeit gegen die Kinder sehr verdunkelt, wenn nicht paralysirt.

Nicht nur, dass die Mutter ihre hilflosen Kleinen thunlichst bald verlässt, wie wir sahen, um im leichtsinnigsten Lebenswandel ihre Pflichten zu vergessen, — der Herr Papa macht es noch viel ärger.

Will es das Unglück, dass ein alter Rammler einen jungen Satzhasen findet, dann wehe ihm — sie werden unbarmherzig gemordet.

So erzählt Dietrich aus dem Winckell, er habe einmal einen alten Hasen angetroffen, der ein halberwachsenes Häschen vor sich sitzen hatte und dasselbe auf eine schmachvolle Weise ohrfeigte. Ob er dabei böse Hintergedanken hatte oder nur den Zögling abstrafen wollte — nach Reineke's Manier mit dem Kaninchen — wer kann es wissen?

Jedenfalls fand dieser Vergnügen daran, jemanden zu haben, dem er sein Uebergewicht fühlen lassen konnte.

Und was will man?

Bis zum Aeussersten verfolgt — noch im Tode ausgelacht, sollte sich da nicht selbst eines Hasengemüthes eine gewisse Bitterkeit bemächtigen? Sollte nicht die schmerzliche Demüthigung, welche Herrn „Baron von Lampe“ in seinem besten Können seitens des Proletariers, des krummbeinigen Swingels traf,¹ einen düstern Schatten werfen und die verzweifeltste Gemüthsstimmung hervorrufen, selbst bis auf späte Enkelgeschlechter?

Eichhörnchen.

Falb feurig gemantelter Königssohn,
In deinem grünenden Reiche,
Du sitzt auf ewig wankendem Thron
Der niemals wankenden Eiche.

Und krönest dich selber — wie magst du es doch,
Anstatt mit goldenem Reife,
Mit majestätisch geringeltem, hoch
Emporgetragendem Schweife.

Die Sprossen des Frühlings benagt dein Zahn,
Die noch in der Knospe sich ducken;
Dann klimmst du laubige Kronen hinan,
Dem Vogel in's Nest zu gucken.

Rückert.

Ernst, finster und schweigend steht der Tannenforst da;
die blitzenden Lichter der Sonne gleiten von den düstergrünen

¹ Vgl. de Wettloog von den Haas' un den Swingel ug de Befdehuder heid.

Wipfeln an den hundertjährigen Stämmen hinab auf's feuchte Moos und werfen verstohlen Lichtblicke auf die grüne Decke. Am schwarzen Teich, in dessen dunklen Spiegel die alten Tannen blicken, tönt das einförmig melancholische Rufen der Unke; die Wasserrose mit ihren blanken Blättern ruht unbeweglich träumerisch auf der finsternen Fläche, und leise, wie Geisterwehen, singt's und klingt's durch die Wipfel des Waldes.

Nachdenkend, träumerisch ruhest du unter einer alten Fichte, da schreckt dich plötzlich ein lautes, lustiges Quicksen und Murksen aus deinen Gedanken.

Was mag das sein?

Eine Eichhörnchenfamilie ist's, die hier in die ernste, majestätische Stille lustiges Leben bringt. Wie sie sich jagen und necken; mit Windeseile ist ein Stamm erklommen, dann geht's auf schwankendem Zweige zu einem andern hinüber und so in wildem Jagen stammauf, stammab.

Und warum sollten sie nicht vergnüglich sein? Wie lustig ist's, sich da droben auf den höchsten Wipfeln zu wiegen, wie heiter lacht die Sonne, die jungen Sprossen des Schwarzwaldes, Nüsse, Eicheln und Bucheln sind nicht allzuweit zu haben, Tannenzapfen sind in ausgiebiger Fülle vorhanden, in weiser Fürsorge des kommenden Winters sind überall Magazine mit Nahrungsmitteln gefüllt; hier in einem alten Krähenest, dort in einem Astloch, wieder an anderer Stelle, unter einer umgestürzten Fichte, die das Erdreich mit sich riss: also für die Zukunft ist gesorgt, man genieße die Gegenwart. Und obendrein, wie stattlich dort auf dem Gabelast einer vereinzelt, gewaltigen Eiche steht die wohlbedachte und reichgepolsterte Familienwohnung.

Endlich hat das Necken und Jagen ein Ende; die Hörnchen erinnern sich, dass in der Nähe ein Haselnussstrauch sich befindet, dessen Früchte mittlerweile reif sein müssen. Die ganze kleine Bande begibt sich dahin, der Strauch wird seiner Früchte beraubt, und Jedes sucht sich ein bequemes Plätzchen zur Untersuchung der gemachten Beute. Taube Nüsse werden nach kurzer Untersuchung sofort weggeworfen; aber wie schnell dreht sich eine vollkernige Nuss in den geschickten

Händen, während die Zähne in kurzer Zeit ihr Nagewerk vollendet und die Schale gesprengt haben.

Mit Vergnügen schauen wir den zierlichen und geschickten Bewegungen der allerliebsten Thierchen zu; aber sich', ohne jede scheinbare Veranlassung gibt das Elternpaar unverkennbar missmuthige Laute von sich, und die ganze Familie beginnt die alte Eiche zu ersteigen, auf der sich das sichere Nest befindet. Kein Raubvogel oder gar Marder ist unseren Augen wahrnehmbar, der Himmel erscheint heiter und wolkenlos; was mag also wohl der Grund des auffallenden Betragens der Eichhörnchen sein?

Bald sollen wir's gewahren. Im Westen ziehen sich dunkler und dunkler schwere Wolken zusammen; rauschend fährt der Wind stossweise durch die Wipfel, und ein entferntes, dumpfes Donnern verkündet uns ein aufsteigendes Gewitter.

Das war der Grund, der die für Witterungseinflüsse ausserordentlich empfindlichen Eichhörnchen zum schützenden Neste trieb. Das Gewitter steigt höher und höher; donnernd rollt es über unserem Haupte, und prasselnd und sausend stürzt ein schwerer Gewitterregen hernieder. Zwar gewähren die Tannenzweige anfangs noch Schutz, aber bald tröpfelt es von allen Zweiglein hernieder, und durchnässt und missmuthig schauen wir nach denen da droben im trockenen Quartier. Freilich, sie sitzen gemüthlich, warm und trocken in ihrem Nestchen.

Das gleich einem Elsterhorst gewölbte Nest hält sehr wohl einen derartigen Regenguss ab und das zu demselben führende Schlüpfloch, welches zufällig die Oeffnung nach der Richtung hatte, woher der Gewitterwind kam, ist fürsorglich vom Eichhornvater verstopft worden.

In gleicher fürsorgender und auch sorgenloser Weise lebt unsere Familie, zu der meistens noch ein zweites Geheck kommt, so dass manchmal eine Bande von zwölf bis sechszehn Stück zusammen ist, den Sommer fort.

Bei schlechter Witterung werden eben schützende Zufluchtsorte gewählt und oft tagelang nicht verlassen; das ist zwar langweilig, lässt sich aber immerhin ertragen; hat aber ein Edelmarder vom Dasein dieser friedlichen Familie Kunde erhalten, dann gilt's eine Jagd auf Leben und Tod.

Was Klettern, Springen und überhaupt jede Leibesübung anbelangt, so ist der Edelmarder dem Eichhörnchen gewiss ebenbürtig.

Sowie das Eichhörnchen den furchtbarsten aller seiner Feinde bemerkt, steigt es, laute Töne der Angst von sich gebend, in Schraubenlinien den Stamm hinauf bis zum Wipfel, auf diese Art wenigstens einige Deckung erreichend. Der Marder mit gleicher Gewandtheit immer hinterdrein. Das Eichhörnchen läuft auf einen dünnen Zweig hinaus, wiegt sich und schnellt sich in gewaltigem Sprunge zum nächsten Baum, und so wohl über die Wipfel von zehn hinweg. Aber auch der Marder ist ein Kletterkünstler und schwindelfrei, er folgt mit unermüddlicher Ausdauer. Nun geht's mal wieder, den Kopf zu unterst, einen Stamm hinab, dann wieder einen hinauf; der Marder folgt und schon glaubt er — auf der höchsten Spitze einer gewaltigen Tanne sein Opfer erreicht zu haben, da macht plötzlich das Eichhörnchen einen verzweifelten Sprung. Alle vier Füße ausgebreitet, den langen, buschigen Schwanz wagerecht haltend, so segelt es in einem Sprunge hinab auf den moosigen Erdboden.

Der Marder stutzt; das ist ein Kunststückchen, das er nicht nachmachen kann. Inzwischen eilt das Eichhörnchen angstbeflügelt weiter und ist für diesmal gerettet.

Nicht immer laufen derlei Jagden günstig für das Eichhorn ab; in den meisten Fällen erreicht der Marder, namentlich bei jungen Eichhörnchen, meistens sein Ziel.

Mitunter versuchen auch Habichte und derlei gefiedertes Raubgezücht, ein Eichhörnchen zu stossen, doch gelingt ihnen dies wohl höchstens bei einem unerfahrenen, jungen Thierchen; die alten gehen in den bekannten Schraubenwindungen den Baum hinauf oder hinab, und da der Vogel einen weiteren Bogen machen muss, als das geplagte Thier, so ist dieses bedeutend im Vortheil und entrinnt seinem Verfolger.

Mitunter mag auch wohl der rothe Landpirat, Herr Reinhardt, ein junges Eichkätzchen erlisten, wenn es arglos auf dem Erdboden Bucheln oder Eicheln sucht; doch kommt dieser Fall höchst selten vor.

Der schlimmste Feind, wie wir sahen, ist allerdings der

Edelmarder; nächst diesem der Winter. Zwar hat das Eichhörnchen in weiser Fürsorge für die kommende, nahrungslose Jahreszeit an manchen Stellen Proviant-Niederlagen errichtet; viele davon sind aber im Sommer und Herbst bei ungünstiger Witterung schon wieder geleert, etliche vergessen, und wenn im Winter hoher Schnee fällt, so bedeckt die weisse Decke manches Magazin, das mit köstlichen Nüssen, Eicheln und Bucheln gefüllt ist.

Die Eichhörnchen halten nicht einen eigentlichen Winterschlaf, und wenn gelinde Witterung eintritt und sie aus ihrem traulichen, sturmgebiegten Häuschen, in dem das, was die Küche vermag, längst aufgezehrt ist, hervorgucken, um für den hungrigen Magen Nahrung zu erspähen, müssen sie oft zu ihrer Betrübniß gewahren, dass die Vorräthe entweder leichtsinnigerweise aufgezehrt oder verschneit sind.

Das ist eine schlimme Zeit, und manches dieser lebenswürdigen Thierchen geht dann zu Grunde — es muss elend verhungern.

* * *

Es ist gewiss wahr, wie zur Staffage eines Seegemäldes ein Schiff gehört, zu einer Gebirgslandschaft ein Jäger, so gehört zu einem Waldstilleben das Eichhörnchen.

Diese sozusagen ästhetisch unentbehrliche Eigenschaft ist unzweifelhaft von sehr schätzbarem Werthe; sehen wir aber auf den reellen Nutzen, so dürfte sich unsere Ansicht über das Eichhörnchen anders gestalten.

Es ist allerdings wahr: der Pelz unseres Thieres, gemeinhin als Rauhwerk bezeichnet, hat einen gewissen Werth, denn er wird vielfach vernutzt, namentlich zum Unterfutter von Pelzen und dgl.; welchen Schaden aber auf der andern Seite richtet das Eichhorn an!

Abgesehen davon, dass es sämtliche Nester mit Eiern oder Jungen von Singvögeln oder auch grösserer nützlicher Vögel, als da sind: Krähen etc., unbarmherzig plündert, haust es in Schonungen in wirklich unverantwortlicher Weise. Nicht allein, dass junge Laub- und Nadelbäume angeschält werden, auch die frischen Sprossen werden anscheinend aus reinem

Vergnügen abgebissen, so dass derartig behandelte junge Bäume häufig eingehen.

Das ist die praktische Seite der Sache; uns aber, die wir keine Forstleute sind und keine Schonungen haben, soll es nicht abhalten, uns an dem netten, liebenswürdigen, lustigen Wesen des Eichhörnchens zu ergötzen.

Hausmaus.

Es dürfte schwerlich ein Thier zu finden sein, das unsere Hausmaus in Leibesgewandtheit übertrifft; sie läuft und springt ausgezeichnet und mit grosser Gewandtheit, kriecht in der Art, dass man von Mäusen benutzte Löcher mit Bewunderung anschauen muss, wie es möglich sei, dass dies Thier durch ein so kleines Loch kommen könne — und klettert ganz vorzüglich. Wasser meidet sie immer thunlich, geht es aber zuweilen nicht anders, so schwimmt sie sehr geschickt. Alle Bewegungen werden mit graziöser Leichtigkeit ausgeführt; ein auf den Hinterfüssen sitzendes Mäuschen, das sich mit den Vorderpfoten das Gesicht wäscht, ist wirklich ein anmuthiger Anblick.

Es gibt wunderliche Käuze in der Welt, und da, wie Faust sagt, es solche geben muss, so habe ich auch weiter nichts dagegen einzuwenden; zu den wunderlichsten aber — ich habe mir wenigstens ihre Liebhaberei nie erklären können — gehören die Mäusefreunde.

Es gibt solche, die sich in kleinen Käfigen oder an Kettchen kleine weisse Mäuse halten, andere, die sich einbilden, das zeitweilige Gezwitzchen oder Gepiepe der Mäuse habe grosse Aehnlichkeit mit dem Gesange des Canarienvogels, nur sei es weicher und melodischer, und die nun ein solches „Singemäuschen“ mit äusserster Sorgfalt pflegen. Diese kleinen Thorheiten möchten noch hingehen, denn das ganze Wesen der Maus ist, wie schon gesagt, anmuthig und graziös — was soll man aber zu solchen Käuzen sagen, die aus reiner Liebhaberei Mäuse in ihrem Zimmer sozusagen gezähmt

haben und ruhig zusehen, wie diese schonungslosen Nager Alles zerfressen.

Was das Singemäuschen betrifft, so habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, ein solches Thier, dem angeblich die Gabe des Gesanges gegeben, zu hören und zu sehen, konnte aber niemals etwas Anderes heraushören als das Gezwitzcher, das alle Mäuse ausstossen.

Wenn man sich nun einerseits über die Zuthunlichkeit der Mäuse, denn sie werden sehr zahm, über ihr nettes Wesen und über ihre Gewandtheit freuen kann, so richten sie auf der andern Seite aber so unendlichen Schaden an, dass es wohl wenige Menschen geben dürfte, die diese ewig nage-lustigen Thierchen nicht gründlich hassen.

* * *

Wenn du spät Abends dich friedlich zu Bett gelegt hast und, nach langer, geistig ermüdender Arbeit ausruhend, über dies und das noch sinnst, so hörst du in der entfernten Ecke deiner Kammer ein leises Knuspern. Du achtest anfangs nicht darauf, weil du noch munter bist, doch bald beginnst du in's Reich der Träume hinüberzuschlummern.

Du wirst wieder munter; das ist gewiss eine Maus; ja, es ist eine Maus, die ruhig fortfährt zu knuspern und zu knuspern und dich dadurch am Schlafen hindert. Endlich wird dir der Spass über, der Stiefelknecht fliegt sausend in die Ecke, wobei er allerdings auf seinem Fluge die Wasserkaraffe mitnimmt; doch das thut nichts; jetzt ist alles still. Du legst dich auf die andere Seite und hast bald im halben Schlummer das Intermezzo vergessen. Da, genau an derselben Stelle beginnt das unleidliche Knuspern wieder; jetzt folgt das Buch, das auf deinem Nachttisch liegt, dem Stiefelknechte. Wieder alles ruhig, das wird geholfen haben! Du Aermster ahnst nicht, dass dein seltener Elzevir im Wasser der zerbrochenen Karaffe schwimmt, und versuchst wieder einzuschlafen. Aber du bist schon aufgeregt und es will nicht gelingen; bald lässt sich auch die unermüdliche Maus wieder hören. Nun folgen in angemessenen Pausen, je nach der Laune der Maus, die Morgenschuhe, und sie sind doch von deiner Frau gestickt,

die Pfeife mit dem schönen Porzellankopf aus der Studentenzeit, und so hast du fast bei drei Viertel der Nacht in fruchtlosem Kampf mit dem Ruhestörer zugebracht, als es endlich stille wird. Gott sei Dank! Du legst dich auf's Ohr und schläfst wirklich ein.

Da träumt dir, es käme plötzlich ein Erdbeben, und erschrocken erwachst du und meinst in der That noch halb ihm Schläfe sein dumpfes Murren zu hören. Aermster, eine Maus ist es, die sich in deiner Springfedermatratze belustigt, und auch bald gelangst du zu dieser Erkenntniss. Wüthend wird schnell Licht angezündet, Betten und Laken fliegen aus der Bettstelle heraus, damit du den Ruhestörer ergreifen und bestrafen mögest. Zitternd vor Kälte stehst du da, die Maus ist längst davon gehuscht und du hast nun das Vergnügen, dir dein Bett selbst aufzumachen, was keinenfalls zu deiner Bequemlichkeit beiträgt. Denn:

Kein Mann war ja so gross und stark,
Vor dem ich mich aus Furcht verbarg,
Ich kriech ihm nach in's Bett mit Fleiss,
Gleich wie die kühnen Flöh und Läus,
Such Korn und Wärm im Bettstroh,
Bin über seine Unlust froh.
Ob er gleich ungeduldig wird,
Mancherlei bittere Klagen führt,
Hinter sich schlägt, Alles umkehrt,
Nach mir auch sticht mit blossem Schwert,
Er meint mich damit zu erschrecken,
Zum Schlaf sich friedlich zuzudecken,
So acht ich doch das Pochen all,
Nicht mehr als einen vergeblichen Schall.

Froschmäusler.

Die Mäuse arbeiten sich mit einer unglaublichen Betriebsamkeit und Ausdauer durch die dicksten Planken hindurch, wenn sie vermeinen, dass dahinter etwas Leckeres oder für sie Brauchbares sei. Da trifft's sich denn auch wohl, dass sie in einen Leinenschrank gerathen.

Sauber, in kleine Bündel mit rothen Bändern zusammengeschnürt, liegt hier der ganze Stolz der Hausfrau. Kommt die Frau vielleicht längere Zeit nicht beim Schrank, so

erkennt sie's beim Oeffnen kaum wieder und möchte weinen vor Wuth. Die feinsten Damast-Gedecke sind zerfressen, die blendenden Servietten und Laken auf's Schauderhafteste beschmutzt und besudelt. Ebenso treiben es diese unausstehlichen Nager in der Speisekammer. Was nicht gerade absolut in Flaschen verschlossen ist, kann man nirgends sicher vor ihnen aufbewahren. Eine schöne Mettwurst, ist lange als besondere Delicatesse hängend aufbewahrt worden, und die Hausfrau freut sich im Stillen, dass diese wenigstens von den Mäusen verschont geblieben. Als sie aber eines schönen Tages die Wurst herunternehmen will, gewahrt sie die Täuschung, die Mäuse haben die Wurst ausgehöhlt und nur die Haut nachgelassen.

Bleibt aus Versehen oder zufällig eine Schüssel mit Milch stehen, die schon stark abzurahmen beginnt, so werden sich die Mäuse baldigst darüber hermachen; freilich findet sich am andern Morgen die eine oder die andere ertrunkene Maus im Rahm, und das ist gleichsam als Hohn doppelt verdriesslich, denn der ganze Inhalt der Schlüssel ist somit verdorben.

Am ärgsten treiben's die Mäuse mit ihrem Zerfressen, wenn sie das Nest für die Jungen herrichten, und da dies im Jahr vier bis fünf Mal geschieht, so kann man sich eine Vorstellung von dem Schaden machen, den sie anrichten können.

In einem Naturalienschränk, den ich besitze, und in dem sich ausgestopfte Vögel, besonders schöne Exemplare seltener Schmetterlinge und ein ziemlich umfangreiches Manuscript befanden, war eine der untersten Scheiben zerbrochen, und man hatte vergessen, dieselbe wieder einsetzen zu lassen. Eines Tages war ein guter Freund bei mir und die Rede kam auf den Schreiseeadler, wobei ich bemerkte, dass ich ein solches ausgestopftes Exemplar besitze, und wir uns hingaben, denselben zu besehen. Der Adler stand noch wie immer da, obschon mir das bedenklich erscheinen wollte, dass zwischen seinen Beinen auf dem Klotz viele Federn und sonst allerlei lag. Als wir den Adler herausnahmen, entsprang seinem Bauch eine *ridiculus mus*, und welche Verwüstung erblickten wir! Die Maus hatte das Innere des Adlers, trotz des scharfen Geruches, den ausgestopfte Thiere an sich zu

haben pflegen, zu ihren Wochenbett erwählt und dasselbe auf's Beste ausgepolstert.

Freilich das Material lag auch schön zur Hand, den meisten Schmetterlingen waren die Flügel abgebissen und als sehr passender Stoff zur Polsterung verwandt, und mein Manuscript, das manche Stunde Arbeit gekostet hatte, war an unzähligen Stellen zerfetzt und beschmutzt, so dass es gänzlich unbrauchbar. Da mag sich einer mit diesen nichtsnutzigen Nagern befreunden, ich danke!

Es ist ein Glück zu nennen, dass die Mäuse in Fuchs, Marder, Iltis, Eule, Igel und vornehmlich Katze Feinde haben, die nie in ihrer Verfolgung ermüden, sonst möchte es bei der ausserordentlich starken Vermehrung dieser Thiere, Manchem ergehen, wie weiland Bischof Hatto.

Reiher.

Wir versetzen uns im Geiste zurück in's Mittelalter.

Das war noch eine fröhliche Zeit für die lustige Jägerei, da man nicht Stunden lang nach der Fährte eines Hirsches zu suchen brauchte, da sich noch zuweilen trotzig ein Bär in den Weg stellte, oder man den Wolf jagte; und vor Allem welch' Vergnügen gewährte die Reiherbeize!

Es ist Morgen; im Schlosshofe sind die Edelknaben, mit den abgerichteten Falken auf der Faust, versammelt, indem sie sorgfältig darauf Acht geben, dass die Kappen, welche dem Falken das Sehen verhindern, geschlossen bleiben — die Rosse stampfen und wiehern und erwarten ungeduldig ihre Herren. Da endlich erscheint in Begleitung seiner Tochter und einiger befreundeter Edelleute, der Burgherr im hochgewölbten Schlossportal, und hinaus geht's in lustigem Galopp, gefolgt von den kläffenden Hunden, Jägern und Edelleuten auf die Ebene zur Beize.

Der Reiher, dem es diesmal gilt, ist durch bittere Erfahrungen gewitzigt und sehr vorsichtig geworden; der Lärm des Getümmels der nahenden Jagd erreicht sein Ohr und eiligst erhebt er sich in die Lüfte. Aber auch die Jäger haben

ihn bemerkt, wie er sich schwerfällig aus dem Sumpfe erhebt; schnell wird die Kappe des Falken gelöst. Dieser schaut einen Moment geblendet um sich, erblickt sodann sein Wild und stürzt eilig auf seine Verfolgung.

Inzwischen hat sich der Reiher klugerweise möglichst in die Lüfte erhoben, weil er weiss, dass der Falke nur von oben herab ihm schaden kann; dieser bemüht sich, über ihn zu gelangen, und so steigen sie abwechselnd höher und höher, oft nur noch als kleine Punkte erkennbar. Doch wirbelnd sich überschlagend stürzt bald der Reiher in schwerem Falle herab: der Falke hat ihn von oben gestossen und sich fest eingekrallt; beide fallen in gewaltigem Schwunge zur Erde.

Manchmal kommt der Reiher mit dem Leben davon, falls der Sturz und die Verwundungen durch den Falken nicht zu schwer waren; der Jäger nimmt nur die Schmuckfedern und zieht lustig weiter, um anderes Wild aufzusuchen.

Das waren noch Zeiten, wo körperliche Kraft, Gewandtheit und Ausdauer zur Geltung kamen, wo man Erholung und Vergnügen in derlei ritterlichen Beschäftigungen fand, und sich darum wenig kümmerte, ob das gejagte Wild nützlich oder schädlich sei. Das ist jetzt leider anders geworden; heutzutage ist das fieberhafte Streben nach Erwerb um Geld und Gut der Grundfactor der meisten menschlichen Handlungen, und mit einer gewissen Sehnsucht blickt der Waidmann auf die alten, längst vergangenen Tage zurück, da das edle Waidwerk selbst den Höchstgestellten eine liebe Beschäftigung war.

Ein Grund, der auch wohl unsere Vorfahren theilweise bewegen haben mag, den Reiher zu verfolgen, ist unzweifelhaft in dem ungeheuren Schaden zu suchen, den er den Fischteichen verursacht. Ein einziger Reiher, der ungestört ist, kann bei gegebenen Verhältnissen einen ganzen Fischteich ausrauben. Dabei ist der Geselle, so lange er sich auf der Jagd befindet, so ausserordentlich schlau und vorsichtig, dass es dem Jäger sehr schwer fällt, ihm beizukommen.

Durch unendliche Geduld und äusserst vorsichtiges Schleichen ist es mir mehrmals gelungen, Reiher, dies waren allemal junge, beim Fischen zu beobachten. Halb im leise rauschenden Schilf verborgen, manchmal auf einem verfaulten

Baumstamm stehend, oder auch mit den langen Ständern zur Hälfte im Wasser, starrt dieser geduldige Fischer anscheinend theilnahmslos vor sich in's Gewässer.

Aber plötzlich fährt der lange Schnabel gleich einem Spiess in's Wasser; ein Fisch ist gefangen und findet sein Grab, den Kopf voran, im unersättlichen Schlunde seines Feindes. Selten stösst der Reiher fehl, nie aber zum Zweitemal nach dem selben Object. Scheint der zuerst erwählte Platz nicht ausgiebig Fische zu liefern, so wird er mit einem andern vertauscht u. s. f.

Das geringste Geräusch, das Rascheln im trockenen Rohr, durch das vielleicht eine Ente oder ein Fuchs schlüpft, das Erblicken eines Menschen weit ausser Büchenschussweite veranlassen den Reiher zu eiligster Flucht, und fängt es gar an zu donnern, so weiss er seines Leibes keinen Rath. Gerade so benimmt er sich auch in der Vertheidigung seiner Jungen; er lässt es geschehen, dass der Horst, in dem entweder Eier oder Junge sind, von Elstern, Krähen, Raben oder sonstigem Raubgezücht ausgeplündert wird und versucht höchstens eine Abwehr durch einige matte Flügelschläge, während er doch in seinem Schnabel eine furchtbare Waffe hat.

Diese Horste stehen übrigens an einem einmal erwählten Standplatz, sogenannten Reiherstand, viele zusammen, und es finden sich dann bei unserem Fischreiher die selteneren Nacht- und Silberreiher ein.

Ein solcher Reiherstand wird durch die fortwährend ab- und zufliegenden Alten belebt; die Jungen sind übrigens so gierig und unersättlich, dass sie häufig die Hälfte des zugetragenen Raubes in ihrer hastigen Gier über den Rand des Nestes zur Erde stossen. Da bildet sich denn durch die verfaulenden Fische und sonstigen thierischen Abfälle ein pestilenzialischer Gestank, und der Besucher solcher unsauberen Stätten kann froh sein, wenn er mit von oben unbeschmutzten Kleidern davonkommt.

Nicht um einen nützlichen Zweck zu verfolgen, sondern zum Vergnügen begeben sich manchmal Jäger zu der Zeit, wenn die Reiher ziemlich flügge sind, auf den Reiherstand,

um einen nach dem andern der wehrlosen Vögel herabzuschliessen.

Wer das für ein Vergnügen hält, der wird wohl kaum angefangen haben, im Buche der Natur zu buchstabiren.

Storch.

Er war halb wie ein Kameel gestalt't,
Etwas kleiner, schön ausgemalt,
Sein Angesicht schön weiss und rein,
Seine Augen wie Karfunkelstein,
Sein Mund schön roth, wie die Kornrosen,
Rothe Stiefeln trug er statt der Hosen.
Er war prächtig und grossmüthig,
Dabei aber leutselig und gütig
Anzuseh'n — — — —

Rollenhagen, Froschmäuser.

Schon lange sang die Lerche ihr jubelndes Frühlingslied über den Feldern, auf denen noch theilweise der Schnee hartnäckig seinen Platz behauptet, und die grünende Saat neugierig hervorlugt. — Der Kibitz ist schon da und taumelt über seiner heimathlichen Wiese, der Staar sitzt vergnüglich vor seinem Astloch oder Nistkästchen und flötet sehnsüchtig-lustig — dem Minnenglück entgegen, das ihm der Lenz bringt, — die Spatzen schirkeln und schwatzen auf dem Zaun und dem Holzhaufen:

„Es brechen in schallenden Reigen
Die Frühlingsstimmen los;
Sie können's nicht länger verschweigen,
Die Wonne ist gar zu gross.“

Da plötzlich, gleichsam als Bestätigung, dass der Lenz wirklich gekommen — Niemand hat ihn erscheinen sehen — steht Herr Barthold Leisetritt¹ auf seiner alten Wohnung.

¹ Ciconia alba.

Stork, Stork, Langebeen,
Steihst up en hogen Steen,
Hest rode Strümp' an,
Geihst as en Eddelmann.

Er sieht so gleichmüthig d'rein, als ob er sein Haus gar nicht verlassen gehabt hätte, als ob er nie das ferne Pyramidenland, nie eine heissere Sonne gesehen, eine braune, nackte Gestalt ihm nie bei seinen Jagden begegnet und den befiederten Pfeil verderbensinnend ihm zugesandt — ein Weltweiser.

Nun beginnt eine genaue Musterung der Wohnung, ob sie noch haltbar, oder die Stürme und der Schnee des Winters eine aussergewöhnliche Reparatur nothwendig machen. Schon im Froschmäusler steht:

„Sobald ich komme gezogen her
Ueber Berg und Thal, Land und Meer,
Räume ich aus meinem Nest und Haus
Was unsauber ist, fleissig aus,
Bess're es und stopf' es mit frischem Moos,
Dass es neu wird, warm, weich und los,
Dass, wenn ankommt mein Eh'gemal,
Sie's Haus geputzt find't überall.“

Und in der That sieht man den Storch kurz nach seiner Ankunft schon mit Reisern, trockenem Gras und dergleichen Gegenständen, die er sich im Felde aufgelesen hat, sein Nest ausbessern.

Gewöhnlich soll der männliche Storch zuerst kommen, das Weibchen mehrere, ja bis zu neun Tagen später.

Das Wiedersehen wird mit ausdrucksvollstem Geklapper gefeiert, denn:

Der Storch sprach: „Ich kann vom Singen nichts sagen,
Muss über meinen Schnabel klagen.“

Häufig ereignet es sich auch, dass der eine oder der andere der beiden Gatten die alte Heimath auf der moosbedeckten Dachfirste unter den blühenden Obstbäumen nicht wieder erreicht, dass er sein Leben im heissen Süden oder auf der Reise im Meere verlor. Dann bewerben sich um die junge Witwe viele Storchjünglinge vom vorigen Jahre, und ein wüthendes Luftturnier beginnt, bis schliesslich dem, der am kräftigsten seinen Schnabel gebrauchen kann, der Minne Preis wird.

Ich selbst sah einmal einem solchen luftigen Storchkampf zu, bei welchem es sich freilich nicht um Einheiratung handelte, sondern die Eifersucht der bewegende Grund war. Ein fremder Storch hatte, während der Familienvater abwesend, der brütenden Störchin einen vielleicht nur freundnachbarlichen Besuch machen wollen, unglücklicherweise war er aber von dem in der Nähe jagenden Gatten bemerkt worden. In sausendem Flügelschlage stürzte dieser auf seinen vermeintlichen Feind, und ein wüthendes Lanzenstechen begann in der Luft. Schon nach kurzer Zeit versuchte der fremde Storch das Weite zu gewinnen, der schwerbeleidigte Ehegemaal aber senkte seinen Flug in etwas und durchborte ihm den Bauch mit solcher Gewalt, dass die Gedärme hervorstürzten und der Arme verendend zu Boden fiel. Die Störchin hatte derweilen mehrmals ermuthigend geklappert, wem der beiden Käuzen zur Anfeuerung, bleibt dahingestellt. In Wahrheit ist diese Eigenschaft der Eifersucht ein hervorragender Charakterzug des Storchs, wie man denn schon beobachtet hat, dass untergelegte Hühner- oder Gänseeier den Storchvater so in Verzweiflung brachten, dass er seine Verwandten herbeirief, welche mit ausdrucksvollstem Geklapper das untergeschobene Ei betrachteten und sodann die unschuldige Störchin mit Schnabelhieben ermordeten.

„Wenn aber sich von andern Thieren
Ein Weib lässt zum Eh'bruch führen,
Wird sie erst aus dem Haus gejagt,
Und dann vor der Gemeinde verklagt,
Die sie vorher zerreisst in Stücken,
Eh' wir Weizenernte fortrücken.“

Der Storch brütet mit grosser Ausdauer und Aufmerksamkeit; täglich werden die Eier gewendet, zuweilen (wie der Mecklenburger sagt) „geschiert“. Das untauglich befundene Ei wird ohne Bedenken aus dem Nest geworfen, ebenso später ein etwa zurückgebliebenes Junges, woher wohl die Meinung kommen mag, der Storch zahle als Miethsmann seine jährliche Miethe auf diese Art und Weise an den Bauern.¹

¹ Im ersten Jahre eine Feder, im zweiten Jahre ein Ei, im dritten Jahre ein Junges.

Nach etwa dreissig Tagen hört man im Storchnest ein dumpfes Kollern, Klucksen und Klappern, das sind die kürzlich ausgekommenen jungen Störche. Anfangs ist nur einer der beiden Eltern auf der Jagd für die jungen Störche, während der andere zu Hause bleibt, um die wehrlose Brut gegen allerlei Raubgesindel, als da sind: Marder, Iltisse, Falken und andere Störche, die mitunter die kleinen aus reiner Bosheit aus dem Nest werfen, zu vertheidigen.

Bei diesen Jagden verfährt der Storch in der grausamsten Weise, denn was Georg Rollenhagen im Froschmäusler sagt:

„Die Wahrheit und Gerechtigkeit,
Die Sanftmuth und Beständigkeit
Habe ich allzeit hoch gehalten.“

ist eben nur das Lob, welches sich der Storch selbst den Fröschen gegenüber spendet. In Wahrheit ist dem mordlustigen Gesellen Alles recht, was ihm irgend zu seiner Nahrung tauglich erscheint. Will es das Unglück, dass er zwischen eine Kette Rebhühner-Küchlein geräth, so wandern diese unbarmherzig eines nach dem andern in den gefrässigen Schlund; junge Hasen erleiden das gleiche Schicksal, die Nester der Erdbrüter werden unbarmherzig zerstört, ebenso die in Storchhöhe befindlichen Nester von Grasmücken, Finken und anderen kleinen Singvögeln. Allerdings scheut der Storch auch keinen Kampf mit der Kreuzotter, packt auch Ringelnattern und Blindschleichen, obwohl dieselben ja unschädlich sind, andererseits aber auch keinen Nutzen bringen, verspeist auch wohl gelegentlich ein Mäuslein, während er auf der andern Seite wieder den Maulwürfen eifrig nachstellt. Grasfrösche dürften indess wohl seine Hauptnahrung ausmachen. Hat er nun seinen Schlund gehörig gefüllt, so kehrt er zum Neste zurück und würgt in der ersten Zeit den Jungen das Futter vor, während später die ganzen Thiere lebendig herbeigeschleppt und hingeworfen werden, so dass wohl mitunter der Fall vorgekommen sein mag, dass eine Kreuzotter, lebendig vom Dache herunterrollend, Schrecken genug verbreitete.

Die jungen Störche wachsen auffallend rasch und beginnen schon Anfangs August die Schwingen zu versuchen. Anfangs

erheben sie sich nur in verticaler Linie über dem Neste, später werden kleinere Ausflüge versucht und dann geht's mit dem Elternpaar in's Feld. Hier werden nun im Laufe des Tages, während man des Abends noch auf das heimathliche Nest zurückkehrt, die hoffnungsvollen jungen Raubgesellen in ihrem Gewerbe unterrichtet.¹

Schon streicht der Wind über die Roggen- und Haferstoppeln, die rothbäckigen Aepfel schimmern durch das gelbgrüne Laub, und schwer biegen sich die Zweige des Birnbaums unter der reifen Last, da rüstet sich Meister Barthold mit seiner Familie und Familiengenossen zur Abreise.

Bis zu fünfzig Stück sieht man sie auf den Ebenen versammelt, gewissermassen um einen Reichstag abzuhalten. Es ist beobachtet worden, dass nach langen Debatten, die unter vielfachen Flügelschlägen und Geklapper² ausgefochten wurden, plötzlich eine Anzahl Störche über einen unglücklichen Schwächling herfiel und ihn tötete. Wahrscheinlich waren sie der Ansicht, dass der Unglückliche die Reise doch nicht würde aushalten können. Dann erhebt sich das ganze Heer, kreist noch einmal über der heimathlichen Gegend und entschwindet dann in Schraubenlinien gen Himmel schwebend, bald den Blicken — der nahenden Winternacht entfliehend, einem sonnigen Süden zu.

Schwarzer Storch.

So allgemein bekannt als der weisse Storch ist der schwarze wohl nicht; denkt man sich aber einen weissen Storch braun-

¹ „Adeboar du Langebeen,
Wenmehr wist du wegteen?“
„Wenn de Rogg' riep is,
Wenn de Pogg piep is,
Wenn de gälen Beeren
Up de Böm gehen,
Wenn de roden Aeppln
In de Tunn dröppeln,
Wenn de Spies' ward lütt und kleen,
Will ik, Adeboar, wegteen.“

Alter Kinderreim.

² Crepitante rostro.

Ovid, Metam. VI. 95.

schwarz, grünlich schillernd bis auf den Bauch, der weiss bleibt, angemalt, so hat man eine deutliche Vorstellung von einem schwarzen Störche.

Dieser schwarze Frosch- und Fischjäger ist weit seltener in Deutschland, als sein weisser Vetter, und beiweitem scheuer und vorsichtiger; und da Fische, namentlich Karpfen, seine Lieblingsspeise bilden, so kann er recht schadenbringend werden.

Einige dieser Thiere zwecks Beobachtung zu besitzen, war seit längerer Zeit mein Wunsch, und da einem mir befreundeten Förster ein Horst bekannt war, so trug ich ihm mein Anliegen vor, das er zu erfüllen versprach.

Doch lassen wir ihn selbst erzählen.

„Der Monat Juli neigte sich seinem Ende zu, als ich die Zeit gekommen glaubte, an's Ausnehmen des Storchhorstes zu gehen; die Jungen konnten noch nicht alt genug sein zum Ausfliegen, und waren wiederum auch alt genug, um ohne elterliche Pflege fortbestehen zu können.

An einem prachtvollen Sommermorgen, es war gerade Sonntag — die Sonne ging soeben auf und in düstigen Schwaden zog der Nebel im Walde — ging ich mit meinem Knechte, der Stricke und Nägel trug, an's Unternehmen.

Im einsamsten Theile des Reviere, weitab von jeglichem menschlichen Verkehre, steht eine alte, sturmzerzauste Buche, ein gewaltiger Baum, den zwei Männer nicht zu umklaffern vermögen — mit achtzig Fuss beginnen die ersten Aeste —; dies war der Stammsitz, auf dem die Störche ihren Horst seit vielen Jahren hatten.

Nun! Steigeisen angeschnallt, mit den beiden Armen den Buchenstamm umklammert, in den Händen einen starken Strick, der die andere Seite der Buche umfasste und hinauf! Frisch gewagt, ist halb gewonnen!

Wie ein Indier seine Palme oder ein Australier seinen Gumbaum, so bestieg nun der kräftige und gewandte junge Ulrich die Buche. Erst mit den scharfen Eisen an den Füßen einen Haltspunkt gesucht, dann oben mit dem Strick, und so abwechselnd kletterte der kühne Bursche nach oben.

Aber auf dem halben Wege ermatteten die Kräfte und er musste ruhen. Mit freundlichen und ernsten Worten redete

ich ihm zu, denn er fürchtete herabzustürzen, was auch geschehen wäre, wenn er die Geistesgegenwart verlor.

Derweile wurde den Insassen des Horstes da oben die Sache etwas wundersam, wer ihnen wohl auf so ungewöhnlichem Wege einen Besuch abzustatten beabsichtige, und mit langen Hälsen schauten sie über den Rand des Nestes.

Ich konnte jetzt deutlich gewahren, dass dies schon flügge junge Störche waren, und richtig, kaum hatte mein Bursche seine Weiterreise nach oben angetreten, als auch husch! einer von ihnen abzureisen versuchte.

Aber die unerprobten Schwingen vermochten noch nicht den Körper zu tragen; langsam senkte sich der Vogel zur Erde, um sofort von mir ergriffen und gefesselt zu werden.

Weiter hinauf, mein Junge; nur noch zwanzig Fuss und du bist am Neste oder kannst dich an den ersten Aesten wenigstens halten!

Aber die Ankunft des unerwünschten Gastes erwarteten die Langschnäbel dort oben nicht, und da ihnen auch der Rath der abwesenden Eltern fehlte, so stürzten sie sich auf's Geradewohl aus dem Neste.

Zwei sind mir entkommen; ob sie schon gehörig fliegen konnten, oder ob sie im Falle in den Aesten hängen blieben, ich sah sie nicht wieder, sondern konnte nur den letzten gefangen nehmen, der ebenfalls langsam zur Erde niedersegelte.

Derweile aber hing mein Bursche droben und war zum Aeussersten erschöpft.

Gewiss, ich habe unten bei diesem gefährlichen Klettern weit mehr Angst ausgestanden, als der kühne Wagehals da droben. Wenn ihn seine Kräfte verliessen, wenn ein Eisen brach, oder gar der Strick riss, war er unrettbar verloren, denn ein Sturz aus solcher Höhe würde seinem jungen Leben unzweifelhaft ein Ende gemacht haben.

Gut, das Alles so abgegangen!

Er kam langsam heruntergerutscht, zitterte aber an Händen und Füßen von der Anstrengung. Ich lasse keinen Horst eines schwarzen Storches wieder ausnehmen!"

Nachtigall.

Siehst du des Buchenwaldes junges Grün
Und drunter leuchtend gelb die Weiden blüh'n?
Hörst du den tiefen sehnsuchtsvollen Schlag?
Das ist der erste Nachtigallentag.

Spürst du von Süden her den milden Zug
Den Duft, den er von fern herüber trug,
Empfindest du das ahnungsvolle Weh'n?
Das ist der Erde selig Aufersteh'n

K. Müller.

Der Frühling nahte mit „Brausen“, die Lerche sang ihr erstes Lied, der Storch kam, und der Staar, die Schwalbe und die Frühlingsgäste alle. Ein duftiger Abend liegt über dem knospenden Buchenwald, die letzten Strahlen der Sonne küssen die jungen Knospen und Blättchen, ein unsagbar wonniges Gefühl athmet durch die ganze Natur, das Aufjauchzen eines so lange gefesselt gewesenen Gedankens. Auf und ab tanzend im letzten Abendsonnenstrahl vergnügt sich noch eine Mückengesellschaft, in lautem Chor abwechselnd, mit dem tiefsten Bassoli's musiciren die Bürger des Froschstaats im nahen Sumpf, — da' horch! vom sanftesten Pianissimo anschwellend bis zum kräftigsten Forte übergehend, schallt dort im Buchen-niederwald der erste Flötengesang der Nachtigall. Dann folgt ein Jauchzen und Trillern, dann wieder ein sanftes Flöten — die Nachtigall ist angekommen.

Und mit welch' selig begeisternden Tönen begrüsst sie ihre alte Heimath; der Gesang ist ein Gedicht, ein wonneseliges liebeathmendes Gedicht, das aber eben nur eine gleichgestimmte Seele empfinden und verstehen kann.

Ja eine Dichtung im wahrsten Sinne des Worts ist das Lied der Nachtigall. Sie reproducirt wohl, sie schafft auch selbst.

* * *

Ende April, Anfangs Mai erscheinen die ersten Nachtigallennännchen, denn diese gehen stets den Weibchen voraus, der ältere Vogel sucht seine Heimath auf, und der jüngere ein Plätzchen in der Nähe des väterlichen Herdes. Gleich nach der Ankunft, die stets früh Morgens erfolgt, beginnt das Schlagen; diese singen, um die Gattin, die vielleicht achtlos

vorüberziehen möchte, auf das liebe Heim aufmerksam zu machen; jene, um mit süßem Minnesang ein trautes Weibchen zu erringen.

Die beliebtesten Orte der Nachtigallen sind möglichst dichtes Unterholz, durch das sich ein Bächlein schlängelt, oder dessen nickende Wipfel im dunklen Spiegel eines Sees baden.

Kommt nun wenige Tage später das Nachtigallenweibchen, so gibt's für die Hähne mitunter harte Kämpfe zu bestehen, denn die jüngeren, unbeweibten Troubadours versuchen sie aus ihren älteren Rechten zu verdrängen. Endlich haben sich die einzelnen Pärchen gefunden und sich das Revier in bestimmte Bezirke abgetheilt, die jedes Einzelne streng aufrechterhält.

Nun beginnt der Nesterbau. Aus Halmen, Blättern und Rosshaaren wird ein kunstloses Nestchen entweder unmittelbar auf dem Boden, oder nur wenige Fusse über demselben hergestellt, und bald liegen 4—6 Eierchen drinnen. Wegen der Eigenthümlichkeit dieser Nestlage ist die Brut sowohl, wie das brütende Elternpaar den grössten Gefahren ausgesetzt. Wie manches Nestchen, wie manche treue Mutter wird von Fuchs, Marder, Iltis und Wiesel zerstört und gemordet, und leider muss man sagen, dass trotz vielfacher Verbote und trotz der besten Belohnung noch heute sich viele grosse und kleine Buben finden, welche die Nester der lieblichen und nützlichen Vögel zerstören. Während des Brütens, das bis auf wenige Stunden am Mittage das Weibchen besorgt, sitzt das Männchen unweit des Nestes und singt.

Wer vermöchte diese Töne einer Dichterbrust, dieses selige Hoffen und ahnungsvolle Schauen in Worte zu fassen. — Vielleicht eine gleichgestimmte Seele kann es empfinden und in Tönen aussprechen, ein Gemüth, das noch jugendfrisch dem Frühling entgegenjauchzt, ein Herz, das sich wiegt in liebesselligen Träumen und süß ahnungsvollem Schauen.

Aber mit den Pflichten des Vaters verstummt nach und nach der Gesang, manchmal nur singt das Hähnchen kurze Strophen, gleich als Erinnerung an die so rasch entschwundene kurze Lenz- und Jugendzeit.

So wachsen denn unter der treuen, nie ermüdenden Pflege der Eltern die Kleinen bald heran und verlassen,

wenn sie kaum flugbar sind, das elterliche Haus; bleiben aber bis dahin, dass die Wanderzeit beginnt, in der Nähe der Eltern. Die jungen Männchen fangen noch in diesem ersten Jahre ihres Lebens an, sich im Gesang zu üben, doch bleibt dies eben Dilettantismus. — Schliesslich möchte ich noch auf die wahrhaft scheussliche Grausamkeit aufmerksam machen, die man an den Nachtigallen begeht, indem man sie in einen Käfig sperrt, oder ihnen wohl gar mit einem glühenden Draht die Augen ausbrennt, angeblich, damit sie besser singen sollen.

Diesen sogenannten Vogelfreunden, Vogelfeinde sollte man sie heissen, sei gesagt:

Ein mehr als ein Jahr älterer Hahn stirbt stets über kurz im Käfig, ohne jemals zu singen, und wenn man ihn auch in das dunkelste Kämmerchen hängte, und die Augen blendete. Jung eingefangene Männchen lernen zwar singen, bleiben aber stets Dilettanten und gehen leicht, bei nicht durchaus sorgfältiger Pflege, zu Grunde.

Darum gehe hinaus, Freund des Nachtigallgesanges in den frisch aufgrünenden duftenden Frühlingswald und lausche dem Schlag der Nachtigall, dort erst wirst du ein Verständniss ihres selischen Gesanges finden und voll süsser träumerischer Hoffnungen und frohen bewussten Muthes in deine Zelle zurückkehren.

Schwalbe.

Und dieser Sommergast,
Die Mauerschwalbe, die im Tempel wohnt,
Zeigt durch ihr gern gelitt'nes Bauen, dass hier
Des Himmels Athem zum Verweilen ladet;
Kein Dach, kein Sims, kein Pfeiler, keiner Zahnung
Gelegenheit, wo dieser Vogel nicht
Sein schwebend Bett gebaut und seine Wiege!
Und immer fand ich eine mild're Luft,
Wo er am liebsten wohnt.

Macbeth, Act I, Scene 5, Schlegel und Tieck.¹

Von allen bekannten Schwalbenarten sind allgemein in Deutschland nur vier vertreten, und zwar die Mauer- oder

¹ Vergl.

Und dieser Sommergast, die Mauerschwalbe,
Die gern der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,

Thurmschwalbe, die Erdschwalbe, die Rauchschalbe, und die Mehl- oder Hausschwalbe.

Wenngleich der Mauersegler seinen Wohnsitz auf Thürmen aufschlägt, je höher je lieber, die Erdschwalbe sich in die Ufer von steilen Wänden oder Lehmgruben mit ihren zarten Füßchen und spitzem Schnabel fusslange ¹ Gänge gräbt, um eine gesicherte Wohnung zu erhalten, die Rauchschalbe eine Wiege herrichtet, die, wenn auch an geschützten Orten immer oben offen steht, während die Hausschwalbe ihr Quartier stets verdeckt errichtet, die letzten beiden Arten immer in der Nähe menschlicher Wohnungen sich aufhalten, so haben doch alle vier Arten so grosse Aehnlichkeit in ihrer Lebensweise, dass die Schilderung des Lebens der Hausschwalbe auch für die Lebensweise der anderen Verwandten massgebend sein dürfte.

* * *

„Una hirundo non facit ver, eine Schwalbe macht keinen Frühling“, das ist gewiss wahr, denn die armen Tirailleurs, die dem ganzen Heer vorausgehen, müssen oft noch die bitterste Noth leiden. Zwar tanzen hier und da im Sonnenschein Mückenschwärme auf und ab, ein Käfer hat sich leichtsinnig herauslocken lassen, nach langem Winterschlaf die köstliche Frühlingsluft zu proben, aber es kommen noch schlimme Tage. Dichtes Regengewölk verhängt die Sonne und hungrig und fröstelnd sitzen die Lenzesboten da.

Aber die siegende Macht des Frühlings dringt durch; die Luft wird lauer und wärmer, die Sonne steigt höher, die

Beweist durch ihre Liebe zu dem Ort,
Dass hier des Himmels Athem lieblich schmeckt.
Ich sehe keine Friesen, sehe keine
Verzahnung, kein vorspringendes Gebälk,
Wo dieser Vogel nicht sein hangend Bette
Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine milde Luft,
Wo dieses fromme Thier zu nisten pflegt.

Ebend. Schiller, Act 1, Scene 12.

¹ Ich selbst habe einen derartigen Schacht gefunden, der gut vier Fuss in aufsteigender Linie lang war, dritthalb Zoll breit und am Ende eine Höhlung gleich einer Kegelkugel hatte, worin sich das Nest befand.

Bäume sprossen und grünen; — da kommt auch die ganze Heeresmacht der Schwalben angerückt, um den Krieg zu beginnen gegen Alles, was da „fleucht“.

An dem Gesims des moosbedeckten Scheunendaches steht noch die kleine halbkugelige Wohnung, in der im vorigen Jahre das Schwalbenpaar der Liebe und Ehe Leid und Lust verlebte.

Mit welchen Gedanken mögen die Vögelchen der traulichen Heimath nahen, diesem Ort, der sie herzog¹ über alle Länder und Meere. Schon von weitem macht das nette Häuschen einen sonderbaren Eindruck, denn lange Strohhalme, Federn und allerlei zusammengesuchter Kram hängen aus der Eingangsthüre heraus. Und wie das Pärchen näher herkommt, um nachzusehen, ob vielleicht hie und da Ausbesserungen nothwendig sind am mühselig gebauten Hause, da schaut ganz gemüthlich und frech, als ob er im besten Rechte wäre, Meister Spatz zum Fenster heraus.

Wenn auch mit schwerem Herzen, muss sich das Pärchen doch entschliessen, ein neues Nest zu bauen. Emsig schleppen beide Gatten die kleinen Klümpchen Lehm herbei und verbinden sie an der Stelle, wo sich das Nest runden soll, mit ihrem Speichel. Bald wölbt sich die Halbkugel, das Ausflugloch wird ummauert und der Deckenbogen wölbt sich. Nun geht's daran, allerlei weiche Stoffe zum Auspolstern der Wiege herbeizuschaffen, Rosshaare, Federn, Papierschnitzel, kleine Lumpen u. dgl.

¹ As'k hier dit Johr woas,
As'k hier dat Johr was,
Was dit Fack vull,
Was dat Fack vull,
Nu ist's all' verschlickt, schlackt, schliert.

* * *

Als ich Abschied nahm,
Als ich Abschied nahm,
War Kiste und Kasten schwer,
Als ich wieder kam,
Als ich wieder kam,
War Alles leer.

Rückert.

Ist das Schwalbenpärchen nicht schon durch bittere Erfahrungen gewitzigt, so kann sich leicht eine abermalige Occupation des so mühselig gebauten Nestes ereignen, denn nur Fluglöcher, welche dem kleinen Körper der Schwalbe gestatten, hindurchzukriechen, bieten eine hinreichende Garantie, dass der dicke Proletarier Spatz nicht hindurch komme.

Der kunstvolle Bau, der unter Umständen jahrelang halten kann, wird in etwa zehn Tagen vollendet. Nun folgt das Eierlegen und das Brutgeschäft. Diesem liegt das Weibchen allein mit ausdauernder Hingebung ob, wenngleich es mitunter, wenn schlechte Witterung eintritt und in Folge dessen die Jagd schlecht ausfällt, gezwungen wird, da der Gemal mit seiner eigenen Erhaltung genug zu thun hat, auf einige Zeit das Nest zu verlassen, um selbst zu jagen. In diesem Falle werden die Eier aber sorgfältigst mit Federn zugedeckt.

Sind endlich die jungen Schwälbchen aus den zarten Eierschalen gekrochen, eine gelbschnäbliche und breitmäulige Gesellschaft, so beginnt für die Eltern eine unausgesetzte Thätigkeit, um für die ewig hungrigen Kinder die Atzung herbeizuschaffen.

Selbst in dieser Lebenslage der Kinder hat das alte Schwalbenpaar zu befürchten, dass bei einer Rückkehr von den Nahrungsflügen die Sprösslinge nicht mehr da sind, denn nicht allein, dass der Spatz in rücksichtslosester Weise das Nest erstürmt, den Schädel aufhackt und die kleinen Leichen sodann hinauswirft, gibt es ja leider noch Schlingel genug (woran unzweifelhaft die unbedeutende, naturwissenschaftliche Bildung in den Dorf- und Volksschulen die Schuld trägt), die ein Vergnügen daran finden, solche Nestchen, die Freude jedes sinnigen Menschen, abzustossen und die jungen Schwalben erbarmungslos zu zertreten.

Nach etwa drei bis vier Wochen sind die jungen Stutzer mit schwarzem Frack und weisser Weste ¹ einigermassen den

¹ Wohin, schelmischer Nichtsnutzer,
Allerliebster, kleiner Stutzer,
Schwälbchen du, mit weisser Weste,

Flegeljahren entwachsen und werden von den Eltern in ihrem Gewerbe unterrichtet, um sich später bis zum Herbste selbst durchhelfen zu können.

Wenn Alles gut geht, schreitet das alte Schwalbenpaar zur zweiten Brut, die mitunter bei früh eintretenden Herbsten jämmerlich zu Grunde gehen muss, weil die Alten kaum im Stande sind, sich selbst zu ernähren.

Haucht dann der Herbst mit seinem erbleichenmachenden Athem über die Bäume, neigt das fahle Rohr unter der Last der Tausende von Staaren die lange Fahne in die Fluth, da denken auch die Schwalben an's Wandern. In grossen Schaaren sieht man sie vereint nebeneinander in den „Rohrplagen“ des Abends sitzen.¹

Das letzte Abendsonnengold zittert über die leicht beweglichen Wellchen des Sees; ein erfahrener Schwalbenvater erhebt sich, ein zweiter folgt, einige leise Ades, die ganze Schaar steigt auf in unabsehbare Höhe und wandert gen Süden.

Lerche.

Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Wiegen uns im Sonnenschein,
Steigen auf aus grünen Saaten,
Tauchen in den Himmel ein.
Umland.

Kalt und fröstelnd streicht der Morgenwind über die kahlen Sturzäcker und die noch im Winterschlaf befangenen Roggen- und Weizensaaten. Die blätterleeren Bäume schütteln schauernd ihre kahlen Zweige und die ersten Lichter des dämmernden Ostens erhellen das weite Blachfeld. — Wie Inselchen im weiten Meere liegen hier und da Schneeüberreste, und das

Schwarzem Frack und rother Binde.
Wohin? Sprich! Zu welchem Feste
Fliegst du denn so gar geschwinde?

Willatzen.

¹ Hierher mag wohl der lächerliche Aberglaube kommen, als ob die Schwalben sich in den Schlamm versenkten; um in der Tiefe des Gewässers einen Winterschlaf zu halten und dann im Frühling ihr gewohntes Leben wieder zu beginnen.

ist nicht zu verwundern, denn der Februar neigt erst seinem Ende zu.

Da, hinter einer Scholle hervor, die vor Sturm und Wetter schützte, lugt ein kleiner Vogel und klettert auf seine Schutzmauer; erst klingen leise, leise einzelne melodische Töne, dann plötzlich mit lautem trillernden Gesange steigt gen Himmel empor — die Lerche. Gegrüßet seist du, holde Verkünderin des Lenzes! Nun muss sich Alles, Alles wenden! Wie schwillt das Herz: hoffnungsvoller wendet sich der Blick der Zeit, der Zukunft zu, und wie nach langer Winterszeit der Frühling kommt, so muss auch dem gequälten Geist des Lenzes frohe Hoffnung werden.

Und der Frühling kommt mit all' seiner Pracht und Herrlichkeit!

Jeder neue Tag bringt neue Schönheiten, und wie er anfängt sie dem ewigen Sonnenauge zu enthüllen, die Lerche ist's, die sie zuerst begrüsst.

Mit thaubeperltem Gefieder steigt sie jubilirend aus den grünenden Saaten empor und schwebt flatternd und singend im blauen Aether, gleich als wolle sie im Morgengebet brünstig danken für all' das Schöne, das der gütige Schöpfer über die Erde gestreut.

Und auch im Herzen des kleinen liederreichen Sängers im grauen Kittel regt sich die allgewaltige Liebe, die wonneathmend durch die ganze Natur strömt.

In Wettgesängen, in jubelnden Fanfaren, kämpfen die edlen Troubadours um die Geliebte. — Und dass auch selbst ein Lyriker, der das All' der Natur mit vollem Herzen umfasst, aus der Rolle fallen kann, beweisen diese unvermeidlichen Dichter — wenn der Gesang durchaus zu keinem Resultate führen will, wenn die Herzallerliebste sich für keinen der Bewerber entscheiden kann — dann wird das Faustrecht helfen.

Zwar gefahrlos, aber nichtsdestoweniger erbittert, werden diese Turniere auf dem Boden oder in den Lüften ausgefochten, und wenn in diesen, unter fortwährendem Gesange, gleichsam als Verhöhnung des Gegners.

Ist dann endlich die Gattin glücklich errungen, so geht's an die Gründung des heimathlichen Herdes.

Eine Scholle, die Schutz vor Unwetter bietet, scheint der passende Ort. Eine kleine Mulde wird ausgescharrt, nicht allzu künstlich mit Würzelchen, Rosshaaren und Hälmlchen ausgepolstert, und bald sitzt das Elternpaar brütend auf den Eiern. In der Freizeit aber dann steigt aus dem duftenden Klee, der mit seinem Wohlgeruche die Umgegend erfüllt, das Männchen singend gen Himmel und strömt in langen Gesängen die Seligkeit seines Herzchens aus.

Der Frühling ist vorüber, die ährenschweren Roggenfelder wogen im Winde gleich dem Meer, wenn leise ein Lüftchen darüber hinbaucht, melodisch tönt im Korn das „Tick terick, Tick terick“ der Wachtel und das Rebhuhn lockt seine kleine Schaar zusammen. Die Lerchen haben eine zweite Brut fast gross gebracht, da naht das Fatum in Gestalt eines aalgleichen mordlustigen Wiesels. Ohne Erbarmen gegen die Klagen der Eltern werden die Kleinen abgeschlachtet und die sangreiche Brust tönt jetzt nur Schmerzenslieder.

Und der Sommer ging, der Herbst kommt.

Die letzten Abendsonnenstrahlen zittern auf dem gelben Laube, die Sommergäste sind gen Süden gewandert, der Abendwind geht über die Haferstoppeln, die Lerche sang ihr letztes Lied dort oben und senkte sich still zur Erde, um auszuruhen zur Abreise; die Nacht kommt:

„In dem bethauten Riede
Herrscht Abendruh und Friede.
Nur wie in süßem Wonnetraum
Singt ihres Liedes Weise
Noch eine Lerche leise,
So leis', dass man es höret kaum.“

Sperling.¹

Wenn irgend ein Thier dem Kosmopolitismus huldigt, so ist es unser bekannter Sperling. Die kleinste Hütte, bei der nur ein Stückchen Garten, bietet ihm einen willkommenen Platz zur Ansiedelung. Man möchte fast sagen, überall, wo Menschen wohnen, wohnt auch der Spatz, vom höchsten Nor-

¹ In der „Illustrierten Volkszeitung“ zuerst abgedruckt.

den bis zu den heissesten Zonen, und wo er noch nicht heimisch ist, bemüht man sich, ihn einzuführen, weil man seinen grossen Nutzen erkannt hat; doch davon später.

Bei aller anscheinenden Zuthunlichkeit, die der Sperling dem Menschen entgegenbringt, weiss er doch stets sehr wohl seine persönliche Unabhängigkeit zu wahren. Man wird einen Sperling stets nur bis zu einem gewissen Grad zähmen können; sowie die Zählung den Anschein hat, als könne sie die persönliche Freiheit unseres kleinen Proletariers bedrohen, oder ihn gar in körperliche Bedrängniss bringen, wird er sich stets und unter allen Umständen zurückziehen. Der Sperling ist ein wirklich kluger Vogel: er beobachtet und zieht seine Schlüsse, er denkt, ja man wäre versucht zu vermuthen, er grübelt, er denkt an die Zukunft. Desswegen sollte man diesen kleinen Kerl nicht so verachten, wie es geschieht, denn, wie überall in der Natur, wird man dem Leben und Treiben dieses kleinen Vogels Charakterzüge und Lebensmomente ablauschen können, die ein empfängliches Gemüth entzücken.

Das Aeussere unseres Vogels ist so allgemein bekannt, dass es keiner Beschreibung bedarf, nichtsdestoweniger mögen hier einige hierauf bezügliche Worte Fritz Reuter's stattfinden:

Un bi de Wid, wo Hanne liggt,
Geit't firk — geit't firk
Dörch Busch un Knirk:
„T'is Jochen, de heranne flüggt.
En Beten bläustring in't Gesicht.
Dat brune Käppel ganz verwogen,
De Vatermürder ut de Richt,
So kümmt hei ran in'n lütten Bogen.

In diesen wenigen Worten ist meisterhaft das windbeutlige Wesen des Spatzes, wie auch in anderer Beziehung sein eigenenthümlicher Flug angedeutet. Ob der Sperling der Vielehe ergeben, also ein Mormone ist, oder ob er, was sehr zweifelhaft erscheint, nur mit einer Ehegattin durch's Leben wandert, hat bis dahin nicht bestimmt entschieden werden können. Andererseits steht aber fest, dass es unter diesem wunderlichen Völkchen eine Menge Jungesellen gibt, die meistens weit

besser eingerichtete Nester haben, als die Ehegatten, die für ihre Kinderschaar zu sorgen haben.

Wenn im Frühling der Schnee langsam von den Dächern schmilzt und die Sonne von Tag zu Tag mehr Kraft gewinnt, dann beginnt in der „Holzrichte“ ein sonderbar anzuhörendes Geschirkele. Zunächst sind es wohl Freudenlaute, welche die Sperlinge ertönen lassen, dass das Ende des Hungerns und Frierens herannaht, sodann mögen sich auch wohl Familien-Berathschlagungen dazwischen finden.

Nach wenigen Tagen hat sich ein Pärchen gefunden und nun beginnt einer der wunderlichsten Gebräuche unter den Thieren, die ich jemals zu beobachten Gelegenheit hatte. Nachdem von dem Ehepaar ein Local ausgesucht, in dem die zukünftige Familienwohnung stehen soll, werden von Master Jochen Spatz vier bis fünf Junggesellen, mitunter auch einige Ehemänner dazwischen, zu den Hochzeitsfeierlichkeiten eingeladen.

Nachdem sich die Gesellschaft versammelt, begibt sich nach vieler Schirkelei Alles hinunter auf den festen Erdboden. Das holde Bräutchen in der Mitte, Hochzeitsgäste und Bräutigam rund herum — so beginnt nun der tolle Hexensabbath. Jeder thut unter grossem Geschrei, als wollte er das Bräutchen beißen, während dieses in der That mitunter derbe Schnabelhiebe verabreicht. Vom Erdboden geht's unter gräulichem Geschrei in die Hecke, wo man wieder einen Tanz aufführt, dann in die Baumkrone der Linde, dann wieder auf die Erde und so fort, bis die Erschöpfung dem rasenden Tanz endlich ein Ziel setzt, dann geht Alles in bestem Einvernehmen auseinander und das nun getraute Pärchen beginnt den Nestbau.

Wie bekannt, ist unserem Kosmopoliten jeder Ort recht für seine Familienwohnung, der ihm Schutz bietet gegen Unwetter und Raubthiere. Sehr beliebte Locale sind Staaren- oder sonstige Nistkästen, oder auch die Nester der Hausschwalbe. Mit den Wohnungen dieser niedlichen Thierchen verfährt der Spatz auf wahrhaft rücksichtslose Weise, namentlich habe ich dies bei Junggesellen beobachtet.

Ohneweiters wird Besitz von dem kleinen Festungsturm genommen, und etwa darin gefundene Eier oder Vögelchen

werden ohne Bedenken hinausgeworfen. Mit dieser Gewaltthat glaubt der Sperling im vollsten Besitzrecht der neuen Behausung zu sein und guckt mit seinem dicken Kopf vergnüglich zum Fenster hinaus. Dass die rechtmässigen Besitzer zwitschernd das Nest umschweben, kümmert ihn wenig, und bald zeigen Federn und Strohhalme, die aus dem Flugloch hervorragen, dass ein unsauberer Junggeselle hier sein Quartier aufgeschlagen. In gleich unordentlicher Weise wird das Familiennest zusammengetragen, doch ist es immer warm ausgepolstert und stets praktisch angebracht. Vier bis sieben Eier bilden gewöhnlich das Gelege, das ausserordentlich treu bebrütet wird:

„Un in de Wid, t'ens sinen Kopp,
En Beten sitwärts in den Kropp,
Sit in en Knast dat Sparlingswiw
Söss bunte Eier unner't Liw.
Sei brödd so heit un sitt so wiss,
As wenn s'upt Nest annagelt is.“

Die jungen Weltbürger werden von den Eltern mit der aufopferndsten Liebe gepflegt und noch einige Tage nach dem Ausfliegen gefüttert und in ihrem Handwerk unterwiesen. So erzählen Selby, Lenz und Brehm d. J. übereinstimmend von einem Sperlingspärchen, das spät bis in den Winter hinein Futter in's Nest trug; dieser auffallende Umstand wurde von einem Beobachter bemerkt. Man untersuchte das Nest und fand darin einen vollkommen ausgewachsenen jungen Sperling, der aber nicht hatte ausfliegen können, weil sich ein Fädchen der Nestauspulsterung fesselnd um seinen Fuss gelegt hatte.

Es ist wohl wahr, der Spatz macht dem Landmann, dem Gartenbesitzer u. s. w. mitunter tüchtigen Verdross, denn es ist ärgerlich, wenn man bei den aufgehenden Zuckererbsen, deren Schoten man schon im Geiste als schönes, wohlschmeckendes Gemüse auf der Tafel sah, am andern Tage bemerken muss, dass ein ebenso grosser Feinschmecker wie wir sie auf's Gröblichste gebrandschatzt hat.

Es ist ärgerlich, wenn du die ersten gezeitigten Früchte deiner Herzkirschenbäume, welche du zum Nachtschisch heimlich deiner

Frau unter die Serviette zu legen gedachtest, zum besten Theil von den Sperlingen angefressen findest.

Es ist sogar höchst verdriesslich, wenn du die rosig angehauchten reifen Pfirsiche, die deinem hohen Vorgesetzten zum Geburtstage bestimmt waren, von unzähligen Schnabelstichen zerfetzt findest.

Pecuniär empfindlich sogar kann der Schaden werden, den ein Heer Sperlinge im Weizenfelde anzurichten vermag.

Aber, lieber und freundlich gesinnter Leser, ich möchte dennoch ein gutes Wort für den allgemein Geschmähten und Verdamnten einlegen.

Man behauptet, der Sperling sei ein Mormone, das wäre ein Vorwurf, der wohl nicht allzu hoch anzuschlagen sein dürfte, denn was die Mormonen am Salzsee in der Cultur und Civilisation geleistet, weiss Jeder. Der Sperling ist ein frecher Räuber und Dieb und verhöhnt sogar bei einem glücklich ausgeführten Streich seine Verfolger.

Das macht nur seinem Verstand Ehre, denn er ist eben erst durch den Menschen zum Dieb gemacht worden.

Was aber leistet er dafür?

Friedrich der Grosse liess sich einmal einfallen, in's grosse Rad der Schöpfung zu greifen (wie ein gewisser Schriftsteller sagt, dessen Name mir im Augenblick entfallen), und gab jeder Gemeinde auf, ihm eine gewisse Anzahl Sperlingsköpfe gegen eine kleine Entschädigung im Laufe des Jahres zu liefern. Ob er zu dieser Massregel durch Uebergriffe der Sperlinge in seinen Gärten zu Sanssouci veranlasst wurde, oder ob er naturwissenschaftliche Anwandlungen hatte, gehört nicht hieher. Kurzum, er wollte das Sperlingsgeschlecht ausrotten.

Im Laufe der Zeit wurden verschiedene Tausende für Sperlingsköpfe verausgabt; die Sperlinge nahmen ab, die Obsternten ebenfalls, und alle sich auf Obstbäumen aufhaltenden Raupen zu.

Der grosse Friedrich fand sich nach wenigen Jahren veranlasst, das Gesetz wegen der Sperlingsköpfe aufzuheben und noch obenein Spatzen aus dem Auslande mit grossen Kosten herbeischaffen zu lassen.

Diesem Beispiel sind neuerdings Amerika und Australien

gefolgt, und man hat die Sperlinge dort mit guten Erfolgen acclimatisirt.

Man soll dem Sperling einen gewissen Schutz gewähren, denn der allerdings nicht zu bestreitende Schaden, den er anrichtet, ist weit geringer, als der bedeutende Nutzen den er gewährt.

Kuckuck.

Sag' mir doch Kuckuck im grünen Wald,
Kuckuck! Kuckuck!
Sag' mir doch Kuckuck werd' ich wohl alt?
Kuckuck! Kuckuck!

Seit den Zeiten des Aristoteles und Plinius bis auf jetzt ist soviel Wahres und Unwahres gefabelt und erzählt worden, und es schwebt in der That auch heute noch ein gewisses Dunkel über dem Leben des Kuckucks, dass ich es nicht wage, meine wenigen Beobachtungen denen unserer Koryphäen der Ornithologie, als: Brehm senior und junior, Baldamus, Adolf und K. Müller, Naumann und Anderer gegenüber zur Sprache zu bringen, sondern mir nur erlauben mag, die Beobachtungen gedachter Forscher nach eigenen Beobachtungen kritisch zu erzählen.

Schon das Volk hat in eigenthümlich hellsehender Weise das Diabolische, wenn man sich so ausdrücken darf, im Charakter des Kuckucks erkannt, daher die sonderbaren Gebräuche beim Erscheinen desselben im Frühling, als da sind: Man muss beim ersten Rufen des Vogels mit Geld in der Tasche klimpern, sonst hat man das ganze Jahr durch nichts; man fragt, wie lange man noch zu leben hat, und jeder Ruf des Kuckucks bedeutet ein Jahr; hol' dich der Teufel, oder hol' dich der Kuckuck ist synonym, desgleichen: geh' zum Kuckuck und geh' zum Teufel.

Woher mögen diese Redensarten kommen? Unzweifelhaft haben von der auch vom Volk beobachteten, sonderbaren Lebensart des Kuckuckspaares, die Kinder nicht selbst gross zu ziehen, sondern, so zu sagen als Findlinge, ungeboren in die Welt zu setzen, diese Redensarten ihre Begründung.

Wenn im April der männliche Kuckuck eingerückt ist und mit hallendem Ruf seine Anwesenheit durch Selbstverherrlichung seines Namens verkündigt, ist es sein nächstes Geschäft, nachzusehen, ob der von ihm seit Jahren bewohnte Bezirk auch wohl von einem Geschlechtsfreunde occupirt sei. Nachdem er sich von der Nichtigkeit dieser Befürchtung überzeugt, bemüht er sich mit lautem Rufen seine Gattin heranzulocken. Oefters findet es sich, dass mehrere solcher lauter Gesellen in der Nähe sind; die Eifersucht um ein Wesen, das sie noch gar nicht gesehen haben, reizt sie zum Zorn, und die Gewalt des Stärkeren muss schliesslich entscheiden, wer der Herr in der Gegend sein soll. Bald findet sich auch ein Weibchen, und nach sechs bis acht Tagen beginnen ihre Mutter-sorgen.

Nie und unter keiner Bedingung sorgt die Kuckucksmutter für einen eigenen Herd, wo die Wiege der Kleinen stehen könnte, und der Vater kümmert sich erst recht nicht darum. Da muss denn die Mutter umherspähen, ein Findelhaus zu entdecken, in dem sie ihren im Ei verschlossenen Embryo niederlegen könne.

Aus welchem Grunde dies einzig in seiner Art dastehende Verfahren des Vogels geschieht, scheint bis dahin unerklärt; man hat zwar in dem Bau des Magens und in den Consequenzen hiervon eine anatomisch-physiologische Erklärung finden wollen, ob aber diese Beweisgründe alle zutreffend sind, möge dahingestellt sein.

Kurzum, Frau Kuckuck sieht sich nach einem Nest um, wo sie ihr abzulegendes Ei hingeben möchte. Findet sich zufällig das Nest eines Erdbrüters — und das Auge des Vogels beim Auffinden der Nester von Singvögeln ist überhaupt bewunderungswürdig — so macht das Unterbringen des Eis weiter keine Schwierigkeiten. Will sich aber ein derartiges Nest nicht gleich finden lassen, so werden auch die Nester von Höhlenbrütern oder Zaunkönig-, Rothkehlen-Wohnungen benutzt.

Der Kuckuck ist aber viel zu gross, um durch die kleinen Eingangsthüren gelangen zu können, er legt daher sein Ei auf dem Erdboden ab, nimmt es sehr vorsichtig, da es sehr

dünnschalig ist, in den Schnabel, practicirt es in das aus-
ersehene Nest und macht sich eiligst davon.

Es ist unwahr, wenn von einigen Schriftstellern behauptet
wird, die kleinen Vögel, die mit der Ehre bedacht werden,
ein Kuckucksei auszubrüten, seien höchst erfreut hierüber —
im Gegentheil, wenn sie die Kuckucksmutter beim Legen dieses
Eis „attrapiren“, sind sie höchst ungehalten und geben mit
lautem Gezwitzcher und unmuthigen Bewegungen ihre Unzu-
friedenheit kund.

Ebenso unwahr ist es, dass das Kuckucksweibchen ihr Ei
nur in frische, unbébrütete Gelege trage, dem Ei einer den
betreffenden Eiern gleiche Farbe geben könne. Man hat Bei-
spiele, dass Kuckuckseier in Nestern lagen, deren Eier längst
bebrütet, aber verlassen waren; wie es in gleichen gegen den
so sehr beliebten, sogenannten Instinct des Vogels spricht,
dass er seine Eier durch den Schnabel in die in Astlöchern
befindlichen Nester bringt, welche er selbst wegen seiner
Grösse nicht betreten kann, die mithin auch dem jungen
flüggen Kuckuck das Ausfliegen unmöglich machen werden.

So legt das Kuckucksweibchen im Lauf der Zeit von sechs
zu sechs Tagen ungefähr 5—7 Eier ab.

Der inzwischen ausgebrütete junge Kuckuck macht sich
bald genug breit im stiefelterlichen Hause, der Findling wirft
die rechtmässigen Kinder resp. Eier bald zum Neste heraus,
und die Eltern, denen dieser hoffnungsvolle Sohn aufgedrungen
wurde, haben ihre liebe Noth vom frühen Morgen bis zum
späten Abend, den Unersättlichen nur einigermaßen mit
Nahrung zu versorgen.

Und wenn er's ihnen noch mit Dank lohnte? Immer ist
der gewaltige Rachen aufgesperrt und schreit nach Nahrung,
und wenn dies Enfant terrible der Familie endlich nach rast-
loser Mühe und Thätigkeit so weit ist, auf eigenen Füßen
stehen zu können, so kümmert es sich den Kuckuck um seine
Pflegeeltern, die ihn warnend umflattern, sondern geht seine
eigenen Wege.

Wie schon vorher erzählt, bringt die Kuckucksmutter ihre
Eier mitunter in Astlöcher, durch die der erwachsene Spröss-
ling niemals in's Freie gelangen kann. Da zeigt sich denn
die herzige Natur der kleinen Sänger.

Unermüdet, man hat dies mehrfach beobachtet, tragen sie dem eingeschlossenen Pflegekind, wenn ihres Gleichen, vor dem nahenden Winter fliehend, schon längst gen Süden gezogen waren, Nahrung zu.

Worin diese Eigenthümlichkeit des Kuckucks im Nichtbrüten liegen mag, würde zwar mehrfach zu erklären versucht, aber, wie mir scheint, nicht ausreichend. Immerhin steht aber fest, dass, wenn auch der Kuckuck durch die sonderbaren Principien, die er befolgt, seine Jungen zu einem Mitglied der Gesellschaft heranzuziehen, manches Nestchen lieblicher und nützlicher Vögel zerstört, dieser Ausfall in gewisser Beziehung dadurch ausgeglichen wird, dass der Findling reichlich so viel verzehrt an Raupen u. s. w. wie seine verstossenen Stiefgeschwister. Das Elternpaar aber ist ein unversöhnlicher Feind aller behaarten Raupen, als da sind: Processionsraupen, Kiefernspinner u. s. w., die von allen anderen Insectenfressern verschmäht werden.

Die für einen Unkundigen einigermaßen entfernte Aehnlichkeit des Kuckucksgefieders mit dem des Sperbers hat wohl im Verein mit den unnatürlichen elterlichen Eigenschaften des Kuckuckspaares zu dem häufig verbreiteten Aberglauben Veranlassung gegeben, dass unser Vogel im Herbste in den singvogelmordenden Gaudieb verwandelt werde.

Diese Ansicht hat denselben Werth, wie die, dass die Schwalben sich im Herbst in die Sümpfe versenken, dort ihren Winterschlaf zu halten, um im Frühling frisch und fröhlich zu erscheinen.

Zaunkönig.

„Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist
nur ein Schritt.“ Napoleon I.

Unter den charakteristischen Vögeln Mecklenburgs darf der Zaunkönig nicht vergessen werden, obgleich sich sein Wohngebiet weit über unsere Grenzen hinausdehnt. Dieser fast kleinste aller Vögel unserer Zone, ist in seinem Aeusseren so allgemein bekannt, dass wir uns füglich eine Beschreibung

ersparen können, dagegen werfen wir gerne einen Blick auf sein geistiges und materielles Leben.

Der Zaunkönig verlässt weder Sommer noch Winter das von ihm erwählte Revier und selbst in strengster Kälte, bei Sturm und Schnee, wenn die sonst so abgehärteten Spatzen mit gesträubtem Gefieder dasitzen, und Krähen, Dohlen, Goldammern trübselig auf dem Hofe ihr kärgliches Brod suchen, ertönt noch sein munteres Liedchen.

Dieser Gnom in Vogelgestalt weiss eben da noch Nahrung zu finden, wo andere Vögel vergeblich suchten. Unaufhörlich durchschlüpft dieses bewegliche Vögelchen Hecken und Zäune, Gestrüpp, Scheuern und alle denkbaren Schlupfwinkel.

Wer einmal diesen kleinen Kerl in seinem Thun und Treiben gesehen, wird ihn gewiss nie wieder vergessen, namentlich das charakteristische Wippen mit dem Schwanze, das er nebst vielen Bücklingen bei einem Funde zum Besten gibt; ebenso wenig aber auch das hoffnungsfreudige Liedchen, das er im Winter erschallen lässt, von dem Brehm sagt: „Wem im Winter beim Lied des Zaunkönigs das Herz nicht aufgeht in der Brust, der braucht vom Gefühl überhaupt nicht zu reden, denn er hat keines und ist nichts mehr, als ein trauriger, freudloser Mensch.“

Der Frühling muss doch kommen und er kommt!

In seliger Hoffnung des nahenden Liebesglückes fängt jetzt das Männchen an Nestchen zu bauen, um sie dann mit fröhlichem Gesange zu bewundern und halbvollendet zu verlassen, gleichsam eine Uebung, um später dem Weibchen eine würdige Anleitung geben zu können, oder auch eine Aeusserung des drangesseligen Herzens.

Nach vielen Streitigkeiten, die häufig in ernstliche Raufereien ausarten, hat endlich das Zaunkönigsmännchen eine Zaunkönigin gefunden, und nun beginnt man eifrig mit dem Anfang des Nestbaues. In der Wahl des Platzes an dem das Nest stehen soll, folgt der Zaunkönig lediglich seiner Laune, ich sah Nester wenige Fuss hoch über dem Boden in einem Haselstrauch, wieder andere hoch oben im Baumwipfel, dann wieder in einem Haufen von Ziegelsteinen oder in Mauerlöchern, ja ein älterer Naturforscher erzählt sogar, dass er

ein Nest unter einem alten Hute, der als Vogelscheuche in einem Erbsenfelde aufgestellt war, gefunden habe.

Der Nestbau selbst wird mit grosser Kunst angelegt, fortgesetzt und überwölbt. — Nach 12—14 Tagen zeitigt das Weibchen etwa 8—12 Zaunprinzen oder Prinzesschen.

Die junge Brut wird von den Eltern mit grosser Sorgfalt gepflegt, wenngleich sie mitunter gegen ihren Willen das Nest verlassen muss. — Trotz der zahlreichen Nachkommenschaft unseres Königspaares findet man das Vögelchen nicht entsprechend vertreten; dass daran unzweifelhaft sehr viele Feinde schuld sind, liegt auf der Hand, wir kennen sie aber noch nicht hinreichend.

Jedenfalls, und unter allen Umständen, ist dieses Thierchen gewissermassen für Jeden, der Auge, Ohr und Herz offen hat, für seine Umgebung eine so liebliche und liebenswürdige Erscheinung, dass wir mit Recht sagen können:

„Wer das Kleine nicht ehrt,
Ist des Grossen nicht werth.“

Hecht und Häring.

Es lässt sich unzweifelhaft, wie jedem Thier, so auch allen in Mecklenburg einheimischen Fischen ein ihnen eigenthümlicher Charakterzug abgewinnen, doch wollten wir alle diese Richtungen verfolgen, die nach den verschiedensten Seiten hin divergiren, so würde uns das zu weit führen. Wir wählen daher nur den Hecht, weil er nicht allein der ärgste Raubfisch, sondern auch so zu sagen, oder vielmehr aus diesem Grunde der König unserer Gewässer ist; andererseits den Häring, weil sein Dasein schon seit Jahrhunderten für die Nationalökonomie von unberechenbarer Wichtigkeit ist, während allerdings über sein Leben und Treiben noch Manches im Dunklen liegt.

Der Hecht wird der Hai unseres Meeres und unseres Süsswassers genannt, und das mit Recht. Nichts, es sei lebendes Wesen oder eine todte Masse, was er irgend zu bewältigen

zu können vermeint, ist sicher vor seinem Verschlingen. Ob er einen seines Gleichen oder einen anderen Fisch hinter-schluckt, ist ihm ganz gleichgiltig; nur der Stichling verursacht ihm gewaltigen Respect, obgleich man auch unerfahrene Hechte gefunden hat, die diesen kleinen Fisch zu verschlingen versuchten, aber zu ihrem Schaden gewahr wurden, dass die Rückenstacheln in ihrem Rachen sich einhakten.

Aus diesem Grunde ist der Hecht auch nicht schwierig zu angeln, namentlich im Winter, wenn der Hunger dem unersättlichen Bauch beschwerlich fällt, durch ein Bleifischehen, an dem unten eine Angel befestigt ist. Ich bin im Besitz eines Exemplares, das auf diese Weise gefangen wurde, und frisch gefangen, 15 Pfd. wog. Häufig fängt man sie auch in Netzen, während man anderen Fischen nachstellte; mein Vater fing einen solchen Burschen von 24 Pfund. Welche Massen anderer Fische muss dieser Hecht verschlungen haben, um dies Gewicht zu erreichen. Am leichtesten aber bekommt man diesen Raubfisch während der Laichzeit in seine Gewalt. Bei schönem Wetter, schon Mitte Februar oder Anfang März, beginnen die Hechte zu laichen. Dann suchen sie am liebsten am Ufer befindliche Wiesen auf, die flach mit Wasser überschwemmt sind. Hier sieht man sie häufig zu vier, fünf Stück, der grösste gewöhnlich in der Mitte, neben und über einander stehen. Ein Schuss, wobei wohl die Strahlenbrechung des Wassers zu beachten ist, bringt derlei Gesellen gewöhnlich in die Hand des Jägers. Einige sind zwar verwundet, die meisten aber nur betäubt, und man thut daher wohl, die Beute so bald wie möglich entweder auf's Trockene zu werfen, oder in die Waidtaseche zu stecken, wenn man nicht den unerfreulichen Anblick haben will, dass einer nach dem andern sich rasch erholt, auf dem Grund der Wiese zwischen dem Grase dahinschlüpft und das Weite sucht.

In Karpfenteichen wird ein einzelner Hecht gerne gehalten. Sein Fleisch ist, obgleich die Alten es verachteten, nichtsdestoweniger sehr schmackhaft — die beiden Punkte dürften auch wohl die einzigen sein, die man dem Hechte nachrühmen könnte. — Zum Hechtgeschlecht gehört der Häring, auch er ist ein Raubfisch, sein Leben ist noch ein

ziemlich dunkles. Man nimmt an, dass er sich auf dem Grunde unserer nordischen Gewässer aufhalte, keineswegs aber vom Polarmeer zu uns komme. Vielmehr steigt er von der Tiefe auf, um an den Küsten abzulaichen und sodann in seine Heimath zurückzukehren. Die entwickelten Embryonen halten sich erst am Gestade des Meeres auf, gehen dann tiefer und tiefer, bis auch sie in bis dahin unerforschte Gegenden verschwinden.

Der Haring bildet für die Nationalökonomie, wie gesagt, einen ungeheuren Factor.

Die Holländer waren es zuerst, die auf den Fang ausgingen, einen Fang, der Hunderttausende beschäftigte und ernährte und heute noch ernährt. Der Haring ist häufig das Fleisch des armen Mannes. Ein Holländer auch war's, der Mann hiess Beuke, der die heutzutage noch gang und gäbe Weise erfand, die Häringe zu verpacken. Daher wohl der Name Pöckelhäringe.

Die Millionen haltenden Züge der Häringe, wenn sie aus ihren Tiefen emporsteigen, schwimmen so gedrängt an einander, dass ein zufällig hineingerathenes Boot in die höchste Gefahr kommt; ein Ruder in diese sich bewegende Masse hineingestossen, bleibt aufrecht stehen. Durch welche Gründe veranlasst die Häringe ihre Züge von einzelnen Küsten, die sie sonst seit Jahrhunderten besuchten, nach anderen wenden, lässt sich nicht genau bestimmen. Es ist aber so, und oft bleibt die erwartete, reiche Ernte zum grossen Jammer der Fischer aus und trifft an anderen Stellen ein, wo man ihre Ankunft nicht erwartete und häufig übersieht.

In Folge hiervon kam die blühende Häringsfischerei der Holländer ganz und gar zurück, die schwedische und norwegische hob sich, dann die schottische und englische, die noch heutzutage nächst der norwegischen im besten Flor steht, wengleich auch die holländische wieder aufgenommen hat.

Die mecklenburgische Häringsfischerei ist übrigens niemals von Bedeutung gewesen, und wir haben des nützlichen Thieres überhaupt nur erwähnt, weil es auch für unser Land einen bedeutenden Handelsartikel bildet und für den geringen

Mann kaum entbehrlich sein dürfte. Für Feinschmecker will ich noch hinzufügen, dass sich zwischen den laichenden Häringen auch mitunter junge Häringe befinden, die die Holländer Jungfern- oder Matjeshäringe nennen.

Mücke, Floh, Fliege.

Der Luft, dem Wasser und der Erden
Entwinden tausend Keime sich.
Dem Trocknen, Warmen, Nassen, Kalten —
Goethe, Faust.

Unter sämmtlichen europäischen Kerfen dürfte sich keiner seitens des Menschen einer solchen, freilich feindlichen, Theilnahme erfreuen, als die Mücke, es sei denn die Fliege oder der Floh, die ja überhaupt sehr nahe Verwandte der Mücke sind.

Und wahrlich, die Mücken machen's darnach. Wenn wir an einem schönen Sommerabend gemüthlich in der geisblattumrankten Laube sitzen, und Unterhaltung und Scherz anregend von Mund zu Mund fliegt — lau streicht die kühlende Abendluft durch die Blätter — du wirst dieses gemüthlichen Beisammenseins wenig froh werden, denn bald wird sich ein Mückenschwarm einstellen, der dir den Aufenthalt verleidet. Oder wie schön ruht sich's im Walde, nach einem längeren Spaziergange, oder einer naturwissenschaftlichen Excursion, wie kräftig duftet der Harzgeruch der Tannen, wie lieblich tanzen die Blätter der Buchen im leisen Winde, aber obgleich du zwanzigmal deinen Platz wechselst, musst du gleich einem ewigen Juden weiter wandern, denn trotz deiner Cigarre, die gleich einem kleinen Schornstein qualmt, lassen dir die Mücken nimmer Ruhe. Es ist ein unaussprechlich wonnevoller Genuss — und das Angeln ist eine Kunst, die nicht Jeder mit Genuss treiben gelernt hat — für einen Angler an schönen Sommerabenden an den Ufern eines stillen Sees oder Teiches unter überhängenden Erlen zu sitzen und seine Angel zu beobachten; aber dies ungestörte Alleinsein wird nur kurze Zeit währen, eine Mückenschaar ist's, die den stillen Fischer zur Verzweiflung bringen möchte.

Und nun gar erst Nachts. Dein dienstbarer Geist hat vergessen, die Fenster der Schlafkammer rechtzeitig zu schließen, und ein halbes Dutzend Mücken hat sich freundlichst eingefunden. Du fängst an, langsam in die Welt der Träume hinüberzuschlummern, da empfindest du ein empfindliches Jucken im Gesicht, und ein leises Summen belehrt dich, dass eine Mücke so gütig war, dir dein Blut abzuzapfen. Es ist gar nicht nöthig, dass eine zweite den Besuch an einer anderen unbedeckten Körperstelle wiederholt, das Summen allein schon, bald hier, bald da, das Haschen nach den in der Nähe vermeintlichen Insecten, bringt dich in eine nervöse Aufregung, und du kannst froh sein, wenn nach langen Stunden Morpheus seine mohnbethauten Schwingen über dir regt.

Man muss aber gerecht sein, nicht die Herren Mücken sind es, die alle diese Drangsale und Unannehmlichkeiten bereitet, sondern die Frau Mücken. Die männlichen Individuen dieses blutdürstigen Geschlechtes sind durchaus harmloser Natur; sie belustigen sich während ihrer kurzen Lebensdauer mit Lufttänzen und sind leicht erkennbar an dem, wenn man so sagen kann, befiederten Kragen, den sie zwischen Hals und Kopf tragen. — Aber die Weiber! die Weiber! Sie sind es, die uns den schönsten Naturgenuss stören und die nächtliche Ruhe rauben.

Wie soll man aber andere Neigungen von einem Geschlecht erwarten, dessen Wiege in Tümpeln, schmutzigen Lachen und sonstigen, wenig bewegten Gewässern steht.

Hat das Mückenweibchen seine 250–300 Eier in Form einer zugespitzten Linse auf den Wasserrand, an irgend einen Baumstamm oder Rohrhalm sitzend, abgelegt, so geht es seine Wege und sucht sich wo möglich für den Winter in Kellern oder dergleichen Orten einen Aufenthalt, die Eier sich selbst überlassend. In kurzer Zeit entwickelt sich aus diesen eine Larve, die mit dem Hintertheil, an dem zwei Luftröhren sich befinden, an der Oberfläche des Wassers hängt, den Kopf nach unten, in welcher Stellung sie ihre Nahrung, in Pflanzenteigen bestehend, zu sich nimmt. Nach einigen Häutungen ist aus der Larve eine Puppe geworden, deren Luftröhren jetzt

statt am Hintertheil am Vordertheil sitzen, und die sich in schlängelnder Linie fortbewegt, ihre Nahrung zu suchen.

Nach wiederum einigen Häutungen kriecht aus der Puppe ein langbeiniges Geschöpf hervor, dem die durchsichtigen Aderflügel noch nass am Leibe kleben. Die verlassene Hülle ein Stückchen Rohr, ein Blatt oder sonst etwas, wird als willkommenes Floss benutzt, und bald trocken Sonne und Wind die Flüglein. Eine Mücke ist mehr in dem millionenfachen Schwarm.

E. Boll erzählt von einem Mückenschwarm, der in den Jahren 1807 und 1859 den Marien-Kirchthurm in Neu-Brandenburg in solcher Masse umtanzte, dass man alles Ernstes der Meinung war, droben sei Feuer ausgebrochen; ähnlich berichtet man von einem Mückenschwarm, der sich um den Nikolai-Kirchthurm in Hamburg gesammelt hatte.

Wenn man bedenkt, dass eine Mücke etwa dreihundert Eier legt, und dass die Sprösslinge nach sechs Wochen schon wieder fortpflanzungsfähig sind, so könnte einem angst und bange werden; glücklicherweise aber gehen unzählige Larven und Puppen und entwickelte Thiere dieses Geschlechtes durch ihre Feinde zu Grunde. Fische, grössere Larven, Käfer und Vögel thun das Ihrige zur Verminderung dieses unangenehmen Geschmeisses.

Uebrigens können wir uns noch glücklich schätzen im Vergleich zu den Bewohnern derjenigen Zonen, wo die Mosquitos hausen. Mosquitos sind eben auch eine Mückenart. Viele Gegenden, namentlich Flussniederungen werden durch sie factisch unbewohnbar gemacht.¹ Und nicht reissende Thiere oder Schlangen machten unserem Humboldt die Reise auf dem Orinoco gefährlich, sondern die Mosquitos.

Darum, was die Schickung schickt, ertrage, wer ausharrt, wird gekrönt. Ich weiss keinen besseren Rath, wenn man in lauen Sommernächten vor Mückensummen, wie Hans Sachs sagt, ungeschlafen daliegt, es möchte denn sein, dass eine Cigarre vorübergehend Abhilfe verschafft.

* * *

¹ Humboldt erzählt, dass die Bewohner mancher Gegenden, die von Mosquitos wimmeln, sich, wenn sie ruhen wollen, ganz und gar bis auf die Nasenlöcher mit Sand bedecken.

Es war einmal ein König,
Der hatt einen grossen Floh,
Den liebt er gar nicht wenig
Als wie seinen eig'nen Sohn.

Ohne dem berühmten Satyriker Horaz zu nahe treten zu wollen, hätte er in einer seiner Satyren (Reise nach Brundisium) statt der Mücken und Frösche, die seinen Schlaf störten, vielleicht mit noch grösserem Recht die Flöhe setzen können. Ich habe in Italien Nächte erlebt, wo man factisch von den schmerzhaftesten Belästigungen dieses Ungeziefers selbst in renommirten Gasthöfen kein Auge schliessen konnte. Doch das geht uns nichts an, und ich meine, dass wir einen recht deutlichen Begriff wider Willen von dem vielfachen und unangenehmen Dasein des Flohs auch bei uns in Deutschland erhalten.

Zuerst, nachdem dieser geharnischte Springer sich entpuppt, erscheint er noch im weissen Kleide der Unschuld, sobald er aber einmal Blut gekostet, seine ausschliessliche Nahrung, dann ist es um die weisse Farbe geschehen und der Panzer färbt sich mehr und mehr dunkel.

Der Floh besitzt unzweifelhaft ein gewisses geistiges Unterscheidungsvermögen; er weiss Gefahren sehr wohl vorsichtig durch Kriechen zu entgehen, und wenn schliesslich Alles reisst, so hilft vor den greifenden Fingern des Feindes noch ein Salto mortale.

Für eine gewisse geistige Begabung unseres kleinen, schwarzen Helden im Panzerkleide spricht auch seine Zähmungs- und Abrichtungsfähigkeit. Ich, und der freundliche Leser wahrscheinlich auch, habe abgerichtete Flöhe gesehen: vier waren vor eine kleine Kutsche gespannt, ein fünfter spielte Kutscher, einige sassen drinnen, und so ging's ringsum in dem liliputanischen Circus; wieder andere exercirten besser als mancher schlechte Recrut, und einer schob sogar einen Schiebkarren, was allerdings immer stark ruckweise geschah, weil die muskelkräftigen Hinterfüsse sich nicht ganz dem Willen ihres Besitzers fügen zu wollen schienen. Nach jeder Vorstellung aber wurden die Schauspieler von ihrem Director gebührend belohnt; er entblösste seinen Arm, und nun durfte jeder sich am warmen und süssen Blut satt trinken.

Aus welchem Grunde aber die Flöhe weibliche Personen

besonders mit ihrem Besuche zu behelligen pflegen, weiss ich nicht: das sind Flohgeheimnisse, die wir mit Schweigen bedecken wollen.

Es ist ein sehr verbreiteter Aberglaube, dass aus Sägespännen, Kehrlichthausen und dergl. sich durch Uebergiessen von Jauche, Schwefelsäure u. s. w. Flöhe entwickelten. Allerdings können bei geeigneten Localitäten tausende von Flöhen aus derlei Abfällen hervorkommen; sie entstehen aber nicht darin durch Aufguss, oder was man sonst faseln mag, sondern die Eier der Flohmutter, welche dieselbe darin absetzt, sind der Grund. Auch Ritzen in den Dielen, Ecken in den Zimmern, in die wegen der dort stehenden Möbeln der Besen nicht kommen kann und worin sich in Folge dessen Schmutz ansammelt, sind ein sehr beliebter Ablagerungsort für die Eier der Flöhin.

Wir haben verschiedene Schriftsteller, die sich des Flohes wohl in Anerkennung seiner Behendigkeit, Schlaueit und Verstandes warm angenommen haben; ich glaube aber, dass in manchen heissen Sommernächten ihre Ansichten stark erschüttert sein dürften, und halte es mit dem Goethe'schen:

Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

* * *

Auch die blecherne Dos' und darin grossklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die summenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont, zur Wintergesellschaft.

Voss, Siebzigster Geburtstag.

Ein altes Sprichwort sagt, dass eine Stubenfliege durch den Winter gebracht, einen Thaler bedeute. Ich kann die Erklärung dieses Gedankens nur in der Denkweise Desjenigen suchen, der eben solche Zimmergenossen durch den Winter zu bringen wünscht. Er erinnert sich beim Anblick der traurigen Reste unendlicher Fliegenschaaren des schönen, sonnigen Sommers und Herbstes in dunkler Winterszeit, sie erinnern ihn, wenn sie summend jede warme Stelle suchen, oder am Fenster den bleichen Sonnenstrahl erhaschen, an

wonnige, schöne Tage, und wie sie dem Licht zustreben, so denkt und strebt ja auch der Menschen Geist.

Wir wollen von den sonstigen, verderblichen Einflüssen, als z. B. die endlosen Augenkrankheiten in Egypten, welche allerdings auch zum grössten Theil den Leuten selbst wegen ihrer Nachlässigkeit zur Last fallen, absehen; immerhin ist aber unsere Stubenfliege nicht allein ein dreistes, unverschämtes, sondern auch höchst lästiges Geschöpf.

Hast du dir ein schönes Oelgemälde gekauft und in deinem Zimmer aufgehaugen, oder der Abguss einer antiken Statue schmückt soeben neu dein Zimmer, so kannst du mit Bestimmtheit darauf rechnen, dass die Fliegen sich gerade diese Stellen aussuchen werden, um sie zu verunreinigen.

Oder du stehst im Sommer rechtzeitig auf, beschäftigst dich wissenschaftlich, in deinem Geschäft oder zu deinem Vergnügen im Garten; wenn dann nach Tisch die ersehnte Stunde der Siesta schlägt, kannst du sicher annehmen, dass irgend eine naseweise Fliege sich deine Hand, Nasenspitze oder Stirne zum Ruhepunkt ausgesucht hat, auf den sie hartnäckig, trotz alles Scheuchens zurückkehrt. Dann ist's aus mit der Nachmittagsruhe. Brummend verwünschst du alle Fliegen; und wenn sich schliesslich in dem Rahm, den man dir zum Kaffee bringt, auch noch etliche ersäuft haben, dann wünschst du die ganze Fliegengesellschaft zu allen Teufeln.

Und ich gebe dir Recht, lieber Leser.

Was man an Fliegengift aufstellen kann, geschehe; Fliegenklappen mit Honig oder Syrup bestrichen, mögen helfen; denn der wenige Nutzen, den die Stubenfliege durch theilweise Ernährung mancher Singvögelchen bringt, wie auch, dass man ihren Cadaver zum Angeln benutzt, steht in gar keinem Verhältniss zu dem Verdruss und Aerger, den sie dem Menschen bereitet.

Kohlweissling.

Es war im Hochsommer, als ich eines Tages von der Jagd zurückkehrend, in meinem Garten, in dem ich besonders vielen schönen Weisskohl hatte, eine alte Frau geheimnissvoll

beschäftigt sah. Ich trat herzu und gewährte, dass sie jede einzelne Pflanze mit wundersamen Zeichen überstrich und dazu unzusammenhängende Worte murmelte. Auf meine Frage, was sie da treibe, war die Antwort, sie gebrauche Sympathie gegen die Raupen; und in der That, die noch vor Kurzem prangenden Kohlpflanzen standen zerfressen da, sie waren bedeckt mit Raupen des Kohlweisslings.

Dass nun Besprechen hiebei keine Abhilfe schaffen kann, ist klar; auf der anderen Seite aber sehr erklärlich, dass das Volk sich in seiner Weise Abhilfe zu schaffen sucht, denn diese Raupen können in der That ausserordentlichen Schaden verursachen. So erzählt ein Referent, dessen Name mir nicht gleich gegenwärtig ist, von einer Reise der Raupen des Kohlweisslings, die einen ganzen Eisenbahnzug zum Stehen brachte. Wahrscheinlich hatten diese nimmersatten Gesellen, die nach Milliarden zählen mussten, das Feld der einen Seite des Eisenbahndammes kahl gefressen und wollten sich auf die andere Seite, wo leckere Nahrung war, hinbegeben. Der Zug ging langsamer und langsamer und musste, da schliesslich durch die unendlichen schmierigen Massen jede Friction aufhörte, stille stehen.

Man denke sich die Freude des Besitzers eines schönen Kohlgartens, wenn solch' ein heisshungriges Heer anrückt, oder wenn, was schliesslich dieselben Resultate hat, Massen der weiss bemäntelten Kohlweisslinge seine sorgsam gepflegten Pflanzen umflattern, um darauf ihre Eier abzulegen.

Wenn's Glück gut ist, können mehrere Generationen zur Perfection kommen; die letzten Räupehen verpuppen sich, falls nicht eine kleine Wespe ihre Eier in ihnen ablegt und somit ihrem Leben ein Ende macht, noch im Herbst und überwintern. Im Frühling erscheint dann ganz vergnüglich wieder der Kohlweissling und der Hexentanz beginnt von vorne.

Dieser Schmetterling, oder richtiger gesagt seine Raupe, kann empfindlichen Schaden verursachen, namentlich in Gegenden, in denen auf die Zucht des Kopfkohls grosses Gewicht gelegt wird, und darum ist die Pflege und Schonung aller gefiederten Insectenfresser nicht genug zu empfehlen.

Maikäfer.

Maikäfer flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg!

Kinderreim.

Zwar heisst's:

„Im wunderschönen Monat Mai
Als alle Knospen sprangen“,

häufig aber rechtfertigt der Mai keineswegs seinen Namen als Wonnemonat, desswegen könnte man den allbekanntesten Maikäfer, mit dem wir jetzt zu thun haben, März- oder Junikäfer nennen.

Wenn die belebenden und erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne den winterkalten Boden bis zu einer gewissen Tiefe durchdringen, da regt sich drunten ein geheimnissvolles Leben. Schwarzgepanzerte Gestalten mit feinweissbebanderten Panzerringen, schwarzem Helm und braunem spanischen Mäntelchen erwachen drunten in ihrer kleinen Clause und streben empor an's segenbringende Licht. Der Maikäfer, der schon im Herbst seine Metamorphose durchgemacht hatte, strebt nun empor.

In sogenannten Maikäferjahren, die sich gegendweise — ein bis dahin unaufgeklärtes Räthsel — wiederholen, ist die Erdoberfläche förmlich durchlöchert. Drei, ja vier Fuss, je nachdem der Engerling sich im Herbste veranlasst fühlt, in die Tiefe hinabzusteigen, bevor die räthselhafte Verwandlung vor sich ging, steigt der jugendfrische Maikäfer aus der Tiefe empor.

Nun beginnt aber ein wonnigliches Liebes- und Frühlingsleben.

Die Birken und Buchen haben sich in ihr grünes Frühlings-Festgewand gekleidet, denn:

„Pfingsten, das herrliche Fest, war gekommen,
Es grünt und blühten Wälder und Felder im duftigsten Grün.“

Auch die jungen Sprossen der Eiche schauen ernstsinnig mit ihren braunen Augen in's fröhliche Lenzgetümmel.

Ein Gewitter verzieht sich dumpf rollend in der Ferne, leise lösen sich die Regentropfen von den Zweigen, die Sonne sinkt.

Da beginnt ein unbeschreibliches Getümmel im Garten und Walde, bald ein tiefes Brummen, bald höhere Töne. Die Maikäferbande feiert Frühlingsfest.

Hier besucht man eine Buche — taugt nichts, die Blätter sind nicht mehr zart genug — auch die Kastanienblätter entsprechen nicht dem leckern Gaumen, aber dort jene alte Eiche, die in ewig frischer Jugend ihre ersten Blätter an's Licht sandte — sie wird einen passenden Festtisch bieten.

Und da schmausen sie und summen umher, die lange, laue Frühlingsnacht hindurch. Alles hat aber seine Schatten- und Lichtseiten — die Lichtseiten sind es, die unseren fetten Fallstaffs zum Verderben gereichen.

Der Morgen dämmert auf. Man hat sich nach durchschwärmter Nacht fröstelnd und müde an die Blätter des Baumes gehängt, der gerade zuletzt gebrandschatzt wurde.

Die Nemesis naht. Da kommt zuerst der Mensch und schüttelt die Herberge, und die unglücklichen Insassen werden, wenn sie auch noch so viel krabbeln oder sich todt stellen, dem Federvieh oder den Schweinen vorgeschüttet. Oder auch Monsieur Reinecke war schon vorher da und wusste sich durch Reiben an einem kleineren Baum die erwünschte fette Speise des Maikäferleichnams zu verschaffen.

Dann kommen Sperlinge, Krähen, Dohlen und speisen vergnüglich von dieser reich besetzten Tafel. Kurzum, dem armen Ritter mit dem braunen spanischen Mäntelchen werden die kurzen, lustigen Tage seines Käferdaseins schwer genug gemacht. Er wird schwermüthig und denkt daran, sich zu verheiraten. Aber dieser leichtsinnige Schritt wird nur wenige Tage überlebt, und die Wiege der Kinder steht meistens neben der Leiche der Mutter. Das lustige Maikäferblut lebt in den bald ausgekrochenen Larven fort, und was Gefräßigkeit anbelangt, so haben sie diese Eigenschaft ihrer Eltern im vollsten Masse.

Je nach der Temperatur der Erdoberfläche steigen diese hässlichen, überaus gefräßigen und, da sie von Wurzeln leben, sehr schädlichen Thiere auf und ab.

Ein schlimmer Feind ist der Maulwurf, schlimmer der Pflüger, der mit dem Pflugschar die an die erwärmte Erdoberfläche gekommenen gelben Gesellen herauswirft. Da sind denn Bachstelzen und Krähen, aufmerksam hinter dem Ackermann herwandernd, emsig bedacht, sich die leckere Speise einzuverleiben. Desswegen ist auch der Nutzen, den die Vögel im Hinblick auf die außerordentliche Schädlichkeit der Maikäferlarven haben, gar nicht genug hervorzuheben.

Will aber der Zufall, dass der Engerling alle diese drohenden Gefahren glücklich besteht, so ist er, da ein gewisses Genossenschaftswesen stattfindet, im Stande, die abscheulichsten Verheerungen anzurichten, denn an Gefrässigkeit steht er keiner Raupenart nach. Hat dieser Rinaldini mehrere Jahre den Boden durchwühlt, und die ärgerlichsten Verheerungen angerichtet, so denkt er endlich daran, aus dem dunklen Erdenwallen an's Licht zu treten: er verpuppt sich.

Ringelnatter.

Da sprach Gott der Herr zu der Schlange: Du seist verflucht vor allem Vieh und vor allen Thieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Lebenlang.

Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihm in die Ferse stechen.

I. Moses, C. III. 14., 15.

Wenn unter allen Umständen die Kreuzotter ein Reptil genannt werden muss, das höchst gefährlich ist und deshalb den Tod verdient, wo man es antrifft, so ist dagegen die Ringelnatter ein durchaus unschuldiges und harmloses Thierchen, das von den meisten Leuten mit Unrecht verfolgt und erschlagen wird. Die Ringelnatter ist mit anderen Schlangen für jeden Menschen mit offenen Augen gar nicht zu verwechseln, weil keine bei uns vorkommende Schlange die beiden deutlich erkennbaren halbmondförmigen gelben Flecken am Kopfe hat.

Das Thier ist meistens schön silbergrau und erreicht eine Länge über drei Fuss. Die Ringelnatter ernährt sich meistens von Thaufröschen, auch wohl Mäusen.

* * *

Wenn im März die Frühlingssonne den Schnee von den Feldern weghaut und warm auf die alten Feldsteinmauern, die mit Brombeerranken überwuchert an Feldgehölzen und Rainen liegen, scheint, sieht man die Ringelnatter sich sonnen. Nach langem Winterschlaf lässt sie die erwärmenden Strahlen ihren Körper durchdringen und dehnt und streckt wochenlang den silberglänzenden schlanken Leib in wonnevollem Nichtsthun.

Dann aber heisst es auch sorgen für des Leibes Nothdurft und Nahrung; man muss jagen gehen.

Nun beginnt eine schlimme Zeit, namentlich für die Thaufrösche, denn sie sind die beliebteste Speise der Ringelnatter. Die Schlange windet sich geräuschlos durch Gras und Blätter und beginnt die Verfolgung, sobald sie einen unglücklichen Quakser entdeckt. Dieser aber ist sich der Gefahr, die sein Leben läuft, sehr wohl bewusst und versucht mit grossen Sprüngen zu entfliehen, in wahrer Todesangst manchmal rückwärts hüpfend und jammervoll quakend. Umsonst! Die Schlange ereilt ihn, langsam aber sicher, und selbst der grösste seines Geschlechts wird verschlungen, freilich oft nach langem Würgen, wenn das Hintertheil statt des Vordertheils zuerst in den Rachen kam.

Das ist dann ein widerlicher Anblick und ein qualvoller Tod für den unglücklichen Frosch. — Nur gelegentlich wird von der Ringelnatter eine Maus verzehrt, ihre Hauptnahrung bilden entschieden Thaufrösche.

Gelegentlich nimmt die Schlange auch ein Bad und verweilt mit grossem Vergnügen längere Zeit im Wasser, wobei sie sehr geschickt schwimmt und taucht.

In der Gefangenschaft ist das Thier leicht zu erhalten und wird so zahm, dass es Frösche, Fliegen und derartige Nahrungsmittel aus der Hand seines Wärters nimmt. Nie aber habe ich gesehen, dass eine Ringelnatter in der Gefangenschaft getrunken hätte; jedenfalls ein auffallender Umstand,

der von Lenz, Brehm und sonstigen Koryphäen der Zoologie bestätigt wird.

Da es übrigens nicht Jedermanns Sache ist, sich die Unterschiede zwischen Ringelnatter und Kreuzotter zu merken, so ist entschieden anzurathen, jede Schlange zu tödten, die man antrifft, denn der fragliche Nutzen der Ringelnatter durch gelegentliche Vertilgung einer Maus steht in keinem Verhältniss zu dem schweren Unglücke, das der Biss einer Kreuzotter anrichten kann.

Diese Schlangen würden wohl noch weit häufiger vorkommen, als es der Fall ist, wenn nicht Storch und Schlangennadler, Bussaar und Häher ihrer Verbreitung Schranken setzten. Gelegentlich mögen wohl auch die Eier von vierfüßigen Raubthieren zerstört werden, als da sind: Igel, Dachs etc., die übrigens auch erwachsene Schlangen gerne fressen.

Wasserfrosch.

— — *Malicolicos ranaeque palustres avertunt somnos.*

Horaz, Satiren.

Der Südwest streicht mit feuchten Schwingen, Regen- und Schneeschauern über die Ebene und über Seen, Flüsse und Teiche, und langsam schmilzt das Eis unter seinem zerstörenden Athem. Die Sonnenstrahlen beginnen mehr und mehr an Kraft zu gewinnen, die Eisdecke, welche wie ein schimmernder Panzer Monate lang die Gewässer fesselte, zerlief und schmilzt, und das liebe Tagesgestirn dringt mit erwärmenden Strahlen in die blaue Tiefe. Da regt sich's denn da drunten im Morast und in den Höhlen, welche die Wasserbewohner zum Winterschlaf sich auserkoren, und einer der Ersten, der sein Scheintodtenbett verlässt, ist der Wasserfrosch. Langsam steigt er zur Oberfläche des Wassers empor und schaut mit seinen glotzenden, aber klugen Aeugelein erstaunt in die neuwerdende Welt. Der Wind wirft spielend die Blüthenkätzchen der Weiden, die ihre Zweige in das Wasser des Teiches tauchen, hinab in die dunkle Fluth, drunten regt's sich im frisch aufspriessenden Pflanzenleben und gleichsam

um den Frosch an die Wirklichkeit seines Daseins zu erinnern, segelt eben am Horizont ein ankommender Storch.

Immer mehr Kameraden erwachen vom langen Winterschlaf und erfreuen sich des wärmenden Sonnenstrahls, bald hat sich der Sängerkhor vom vorigen Jahr zusammengefunden —

„Und Sehebold Bausback wohlbedacht,
Hielt der Hof mit königlicher Pracht
Und der ganzen Frösche Nation,
War unterthänig seiner Kron.
Als nun anfang der grüne Mai,
Wollte der König von Sorgenfrei
Mit seines Hofes Dienern all'
Ein Freudenspiel halten einmal.
Er setzte sich aus dem Sonnenschein
Besonders hin von der Gemein'
Auf einen Hügel mit grünem Moos
Ueberwachsen schön weich und los'
Und liess vor sich seine Trabanten
Und die seine Herrschaft erkannten
Sich da üben im Ritterspiel
Und Kurzweil treiben gar viel
Mit Wassertreten, Untersinken
Mit off'nem Maul, doch nicht ertrinken,
Eine Mücke in einem Sprung erwischen,
Künstlich ein rothes Würmchen fischen,
Auf gradem Fuss aufrichtig stehen
Und also einen Kampf eingehen,
Einander mit Tanzen und Springen
Einen Vortheil abgewinnen.
Etliche die Unterlippe auch hingen
In den See und fingen an zu singen:
Solfa ut salfa ut
Concordia ist zu allen Dingen gut.
Dazu quakten im nassen Gras
Etliche den untersetzten Bass.“

Wie vor Hunderten vor Jahren der Sängerkhor des Froschmäuslers das Frühlingsleben der Frösche in Vorstehendem schildert, so ist es noch heutzutage. An lauen Abenden, wenn Alles so recht still und lauschig ist und fern her vom Wald herüber das Lied der Nachtigall schallt, versammeln sich auch unsere Choristen um ihren Vorsänger. Dieser into-

nirt mit tiefer Bassstimme, etliche Tenore geben die Responsorien, und dann fällt mit hundert Stimmen der Chor ein; so geht es abwechselnd oft die ganze Nacht hindurch, und wenn man das eigenthümliche, lachenähnliche Quaken der Frösche hört, das meistens einer vorgetragenen Arie oder Romanze folgt, so muss man glauben, dass sie selbst höchst zufrieden mit ihren musikalischen Leistungen sind. Diese Concerte haben gewiss für jeden Naturfreund einen fesselnden Reiz, schliesslich denkt er aber doch, dass Horaz mit seinen Eingangs erwähnten Worten nicht Unrecht haben dürfte.

Der Wasserfrosch ist eine typisch-komische Figur, wenngleich man ihm seit altersher auch mit düsteren Gedanken betrachtet hat. Man denke an die Frösche der Latona, an die Plagen Egyptens, ja sogar Johannes erwähnt seiner in der Apokalypse. Nichtsdestoweniger bleibt er dennoch eine komische Figur, und der Grund hiervon mag wohl in der lächerlichen Menschenähnlichkeit zu suchen sein. Jeder, der einen Blick für Menschentypen hat, wird sich erinnern, im Laufe seines Lebens Leute gesehen zu haben, die eine sprechende Aehnlichkeit mit einem Frosch hatten, abgesehen von der grünen Uniform, die dieser immer trägt, während wir seinem Spiegelbild in den verschiedensten Kleidern begegnen. Da sehe ich gerade eine solche Gestalt vor meinem geistigen Auge. Der Betreffende ist ein Gastwirth und lehnt mit übereinandergeschlagenen Armen an seinem Schanktisch. Die aus dem Gesicht hervorquellenden Augen von einer niedrigen, nach rückwärts gehenden Stirn unterragt, spähen umher, ob nicht bald ein Gast ein neues Seidel bestelle; das breite Maul, in dem die kleine Nase verschwindet, reicht von einem Ohr bis zum andern, und da, wo man ein Kinn vermuthen sollte, ist nur eine gewaltige Fettmasse, die bis zur Brust hinunterreicht. Der Bauch scheint drei Viertel des ganzen Kerlchens auszumachen, aber die Beine stehen immerhin noch prall und stramm da.

Der Frosch ist ein Komiker wider Willen, und darum darf man Gutmüthigkeit, wie man sie sonst gerne geneigt ist, bei derlei Leuten zu finden, keineswegs bei ihm suchen.

Er ist im Gegentheile ein schlimmer Mörder. Wenn er am

Rande seines Pfuhles sich behaglich sonnt, entgeht ihm keineswegs ein vorüberschwirrendes Insect, rasch schnellt er die klebrige Zunge hervor und wieder zurück, das unglückliche Geschöpf wird unrettbar in den unersättlichen Magen begraben.

Das möchte dem Wasserfrosch noch nachgesehen werden, denn er, wie jedes Geschöpf, muss für seines Leibes Nothdurft und Nahrung sorgen; wenn er aber in frecher Raublust jüngere Anverwandte seines Geschlechts, als da sind: Thaufrösche zu verschlingen sucht, was ihm indess häufig misslingt, so ist das schon tadelnswerth; aber er macht es noch viel ärger.

Man erzählt, dass er junge Entlein angreife, die er doch nie hinunterwürgen kann, wobei das Resultat meistens das ist, dass das kleine Thierchen ertränkt wird. Man sieht, dass auch in einer liederreichen Brust ein schlimmer Charakter wohnen kann.

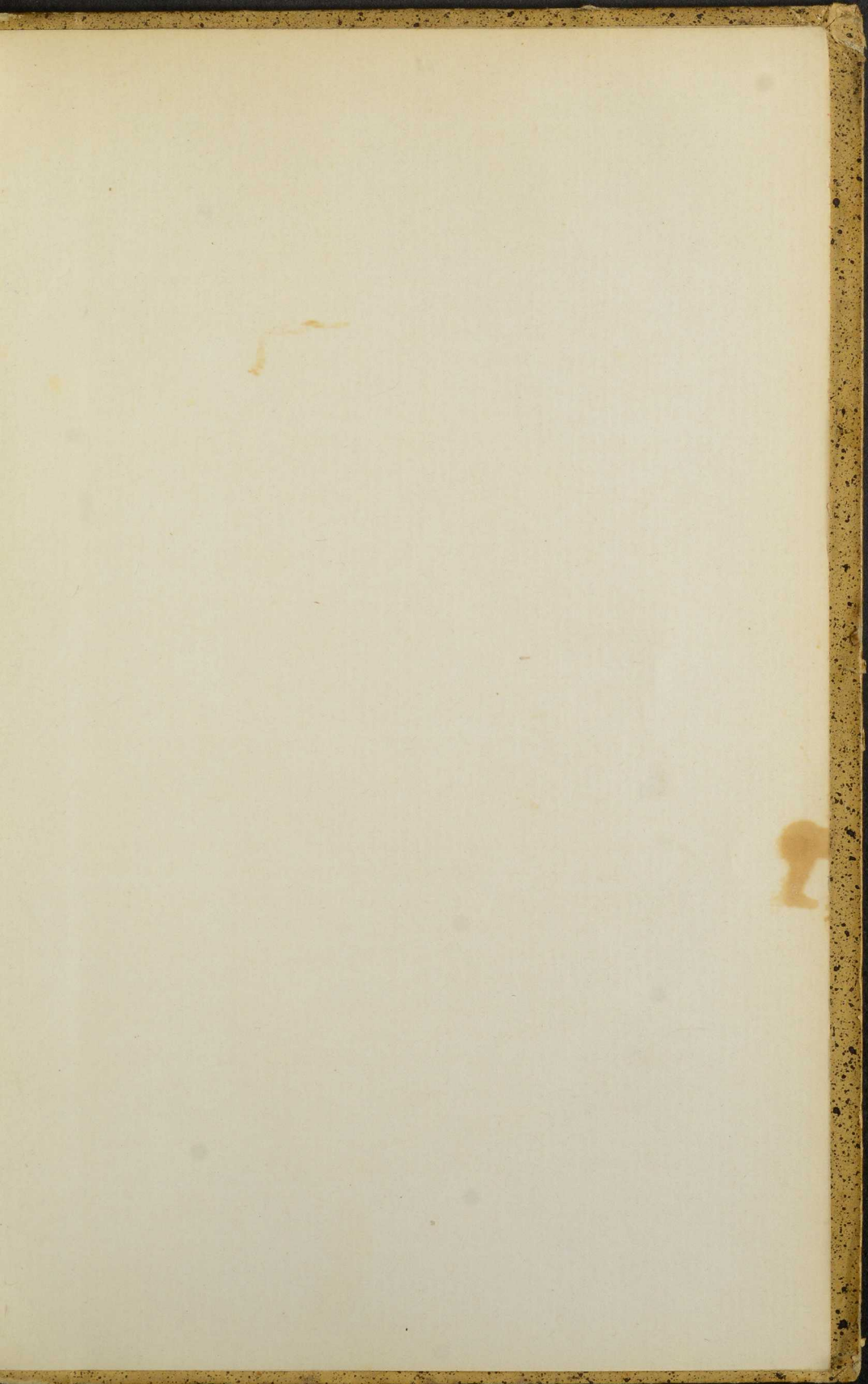
Die Froschmutter überwacht in den ersten Tagen den gallertartigen Laich, zu dem übrigens viele Mütter beigetragen haben, gewissermassen mit liebender Sorgfalt, dann aber kümmert man sich um die Embryonen des Froschstaates nicht weiter.

Die wunderbare Entwicklung zu Kaulquappen, zu Kiementhieren und schliesslich zu Thieren mit Lungen ist so allgemein bekannt, dass wir füglich davon absehen, sie zu beschreiben — gehört übrigens auch gar nicht hierher.

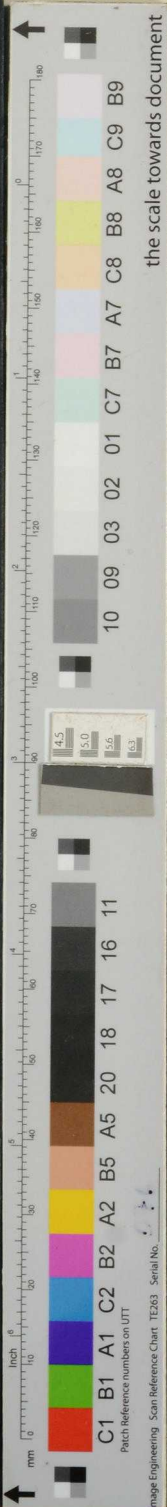
Der Hauptfeind des Wasserfrosches ist namentlich in südlicheren Gegenden, bei uns in Norddeutschland wohl weniger, entschieden der Mensch; denn die Schenkel sollen, nach Angabe Vieler, die sich darauf verstehen, ein sehr feiner und delicates Leckerbissen sein. Dann holt sich der Storch, wenn er in dem hohen Kornfelde und dem langgewachsenen Wiesengras nicht recht mehr seiner Jagd auf Thaufrösche obliegen kann, manchen Wasserfrosch.

Füchse, Wiesel, Raben etc. dürften auch manchen Chorsänger plötzlich aus dem Tact bringen, und so ist der Wasserfrosch eine lebende Illustration zu dem Sprichwort:

Was Du nicht willst, das man Dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu.







the scale towards document

lugbar sind, das elterliche Haus; bleiben
 dass die Wanderzeit beginnt, in der Nähe
 ungen Männchen fangen noch in diesem
 Lebens an, sich im Gesang zu üben, doch
 Dilettantismus. — Schliesslich möchte ich
 haft scheussliche Grausamkeit aufmerksam
 an den Nachtigallen begeht, indem man sie
 ert, oder ihnen wohl gar mit einem glühenden
 ausbrennt, angeblich, damit sie besser

annten Vogelfreunden, Vogelfeinde sollte
 ei gesagt:

ein Jahr älterer Hahn stirbt stets über kurz
 emals zu singen, und wenn man ihn auch
 Kämmerchen hängte, und die Augen blendete.
 e Männchen lernen zwar singen, bleiben
 anten und gehen leicht, bei nicht durchaus
 , zu Grunde.

hinaus, Freund des Nachtigallgesanges in
 enden duftenden Frühlingswald und lausche
 Nachtigall, dort erst wirst du ein Verständniss
 sanges finden und voll süsser träumerischer
 frohen bewussten Muthes in deine Zelle

Schwalbe.

Und dieser Sommergast,
 Die Mauerschwalbe, die im Tempel wohnt,
 Zeigt durch ihr gern gelitt'nes Bauen, dass hier
 Des Himmels Athem zum Verweilen ladet;
 Kein Dach, kein Sims, kein Pfeiler, keiner Zahnung
 Gelegenheit, wo dieser Vogel nicht
 Sein schwebend Bett gebaut und seine Wiege!
 Und immer fand ich eine mild're Luft,
 Wo er am liebsten wohnt.
 Macbeth, Act 1, Scene 5, Schlegel und Tieck.¹

erkannten Schwalbenarten sind allgemein in
 vier vertreten, und zwar die Mauer- oder

er Sommergast, die Mauerschwalbe,
 a der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,